



FORSCHUNGFRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



Wandel der Wissenschaften

[31. Jahrgang] [2014] [6 Euro] [ISSN 0175-0992]

2. 2014

WOZU NOCH INTELLEKTUELLE?

Für Relevantes auch jenseits der Talkshows

MIT HARTNÄCKIGKEIT ZUM ERFOLG

100 Jahre Frauen an der Goethe-Universität

»IT'S YOUR TURN«

Von den Moden der Wissenschaft

ERWEITERTES SPEKTRUM

Naturwissenschaften wachsen zusammen

DER VERGESSENE RETTER

Philipp Schwartz und seine Liste

DER FREIHERR UND DER JUDE

Medizin im Nationalsozialismus



TAGEN AM FORSCHUNGSKOLLEG HUMANWISSENSCHAFTEN

**Ein Ort für Ihre Veranstaltungen im Bereich Bildung und Wissenschaft
in Bad Homburg vor der Höhe**

Die Distanz und gleichzeitige Nähe des Kollegs zu Frankfurt am Main und zur Goethe-Universität sowie seine ruhige Lage im Park der Villa Reimers bieten einen besonderen Rahmen sowohl für Arbeitskreise und Klausurtagungen als auch für Empfänge, Vorträge, Lesungen und internationale Konferenzen. Vereinbaren Sie Ihre persönliche Führung durch das Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität.

Tagungsräume

In den Konferenzräumen können Veranstaltungen mit bis zu 60 Teilnehmern durchgeführt werden. Für Tagungen mit bis zu 120 Personen steht der Vortragsraum zur Verfügung. Das stilvolle Ambiente des großen Salons der Villa Reimers bietet zudem die Möglichkeit, Diskussionsrunden und Besprechungen in einem eher informellen Rahmen auszurichten.

Service

Natürlich stellt das Kolleg modernste Veranstaltungstechnik bereit. Die Veranstaltungen werden durch ein Tagungsbüro unterstützt. Auch Übernachtungsmöglichkeiten in benachbarten Hotels können gerne vermittelt werden. Individuelle Serviceleistungen stehen in Absprache mit den Veranstaltern zur Verfügung.

Module

Die Konferenzräume können tageweise oder halbtags gebucht werden. Bei Tagesveranstaltungen kann zwischen dem Angebot eines Buffets oder dem Servieren warmer Gerichte gewählt werden.

www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de | info@forschungskolleg-humanwissenschaften.de | Telefon 06172/139770



AUS DER REDAKTION



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

steckt die Wissenschaft in der Marketing-Falle? Die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, die Deutsche Akademie der Technikwissenschaften und die Union der deutschen Akademien der Wissenschaften haben im Juni 2014 gemeinsam ein kritisches Papier veröffentlicht. Ihre Diagnose: Der Ökonomisierungs- und Profilierungsdruck, der seit einigen Jahren auf den Hochschulen lastet, führe zu einer Glaubwürdigkeitskrise der Wissenschaftskommunikation.

So zutreffend eine ganze Reihe von Beobachtungen dieses Papiers auch ist, greifen die Analysen doch zu kurz. Zwar arbeiten deutsche Hochschulen heute wettbewerbsorientierter als noch vor 20 Jahren. Aber was soll schlecht daran sein, ein unverwechselbares Profil zu entwickeln? Die Goethe-Universität hat im Jahr ihres Jubiläums ein Leitbild verabschiedet, in dem sie sich als Ort argumentativer Auseinandersetzung positioniert und Forschung und Lehre bewusst in den Kontext gesellschaftlicher Verantwortung stellt. Als ein Akteur im öffentlichen Diskurs hat sie mit den Vorlesungsreihen der Bürger-Universität ein Angebot entwickelt, das Möglichkeits- und Diskursräume in einer demokratischen Gesellschaft erweitert. Das wurde insbesondere während der Finanzkrise bei der Reihe »Demokratie im Würgegriff der Finanzmärkte« deutlich.

Es stimmt auch: Die Hochschulen reagieren auf die Krise des Qualitätsjournalismus, indem sie eigene Angebote schaffen – ob attraktive Webseiten, soziale Medien, populärwissenschaftliche Wissenschaftsmagazine, Wissenschaftsblogs oder Uni-TV. So ist der Facebook-Auftritt der Goethe-Universität, was die Unterstützung durch sogenannte Likes angeht, mit derzeit 45.000 Fans unter Deutschlands Hochschulen inzwischen führend. Eine Erweiterung des universitären

Kommunikationsspektrums erscheint also wünschenswert, solange es sich im Rahmen guter Wissenschaftskommunikation bewegt, wie sie der Siggenger Kreis aus Hochschulpressesprechern, Wissenschaftlern und Journalisten im April 2014 formuliert hat: »Gute Wissenschaftskommunikation arbeitet fakten- und faktenorientiert. Sie übertreibt nicht in der Darstellung der Forschungserfolge und verharmlost oder verschweigt ihr bekannte Risiken neuer Technologien nicht. Sie macht Grenzen ihrer Aussagen sichtbar. Außerdem sorgt sie für Transparenz der Interessen und finanzieller Abhängigkeiten. (...) Sie weicht nicht für Zwecke des Institutionenmarketings oder der Imagebildung von Faktentreue und Transparenz ab.«

Wir nehmen diese Leitlinie ernst; etwa bei der Frankfurter Kinder-Uni für die Altersgruppe der 8- bis 12-Jährigen. Wir wollen insbesondere Kinder aus bildungsfernen Familien ermutigen, daran teilzunehmen, bevor sie Schwellenängste aufbauen. Die Science Tours für Jugendliche der Mittelstufe vermitteln Einsicht in die Arbeitsweise des Wissenschaftlers. Sie sollen nicht nur für den Beruf des Forschers begeistern, sondern auch die kritische Bewertung von Nachrichten aus der Forschung ermöglichen. Seit Jahren sind unsere Printmedien der Aufgabe verpflichtet, Wissenschaft verständlich zu erklären, ihre Abläufe transparent und ihre Akteure sichtbar zu machen. Überzeugen Sie sich davon selbst bei der Lektüre dieses Heftes, das das Thema des Jubiläumjahres »Wissenschaft im Wandel« fortführt.

Dr. Olaf Kaltenborn

Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

INHALT



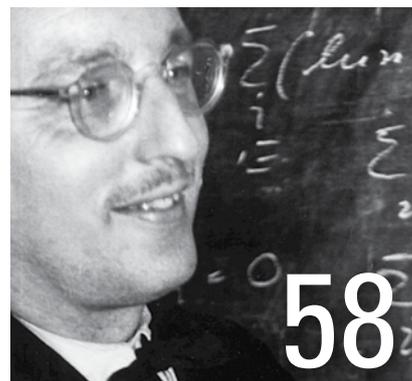
100 JAHRE FRAUEN AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

Von den Anfängen des Frauenstudiums bis heute hat sich viel verändert. Aber immer noch bleiben Forscherinnen häufiger kinderlos. Genderprogramme zielen deshalb auf die nicht fachlichen Aspekte bei der Förderung beider Geschlechter.



»IT'S YOUR TURN« – VON MODEN DER WISSENSCHAFT

Wer hat in der Wissenschaft das Sagen – die Avantgarde oder die Forscher, die in den bekannten Denkmustern verharren? Der Soziologe Tilman Allert schildert – nicht ohne Vergnügen und Ironie – die verschlungenen Wege der Erkenntnisbildung.



PHYSIK, CHEMIE UND BIOLOGIE WACHSEN ZUSAMMEN

Physikalische Chemie, chemische Biologie und Biochemie sind Fächer, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Wir stellen die Pioniere an der Goethe-Universität vor: Hermann Hartmann, Gerhard Quinkert und Heinz Rüterjans.

WISSENSCHAFTLER IN DER GESELLSCHAFT

- 5** Spazieren gehen für die Wissenschaft
Heike Jüngst
- 9** Science Slams
Anne Hardy / Tobias Lang
- 14** Wozu noch Intellektuelle?
Rolf Wiggershaus
- 20** Interview mit Eckhard Henscheid zur »Neuen« und »Alten« Frankfurter Schule
Dirk Frank / Eckhard Henscheid
- 24** Wo bleibt die Zeit für den Blick auf das große Ganze?
Jürgen Bereiter-Hahn
- 28** 100 Jahre Frauen an der Goethe-Universität
Anja Störko
- 34** Nachgefragt im Präsidium...
Birgitta Wolff

FÄCHERKULTUREN

- 37** Annäherung an Goethes Wissenschaftsbegriff: Das komplexe Diverse als Ganzes begreifen
Ulrike Landfester
- 42** »It's your turn« – Von den Moden der Wissenschaft
Tilman Allert
- 46** Vom Spaten zum Massenspektrometer – Methodenwandel in der Archäologie
Anke Sauter
- 58** Hermann Hartmann – Pionier der Theoretischen Chemie
Anne Hardy
- 65** Heinz Rüterjans und die biomolekulare Magnetresonanz
Joachim Pietzsch
- 70** Gerhard Quinkert – Vordenker der Chemischen Biologie
Beate Meichsner

- 72** Auf dem Weg zu einer globalen Jurisprudenz?
Thomas Duve
- 78** Rückbesinnung nach vorn: Wo geht's lang in der Volkswirtschaftslehre?
Bertram Schefold
- 84** Mehr Vielfalt und Interdisziplinarität in der VWL – Zum Reformaufruf vom »Netzwerk Plurale Ökonomik«
Marita Dannemann
- 88** Der tut nix, der will nur rechnen – Wie der Computer Einzug in die Geisteswissenschaften hält
Bernd Frye

AUSSTELLUNGEN

- 96** »Ich sehe wunderbare Dinge«
Charlotte Trümpler
- 100** HUNDERT. Die Goethe-Universität in 100 Dingen
Michael Maaser



100

DIE GOETHE-UNIVERSITÄT IN 100 DINGEN

100 Tage lang gaben die Archivare des Universitätsarchivs wohl gehütete Geheimnisse preis. Sie erzählten die Geschichte der Universität in 100 Objekten von der Suppenkelle bis zum Senatorenring.



114

EU-GELDER: ZURÜCKHALTUNG IST FEHL AM PLATZ

Bei EU-Anträgen ist die Erfolgsquote gering, der Arbeitseinsatz hoch. Wer Fördersummen in Millionenhöhe einwerben will, braucht Unterstützung. Michael Braun hat nach den Schlüsseln zum Erfolg gefragt.



138

DER FREIHERR UND DER JUDE

1933 standen auch in der Frankfurter Universitätsmedizin stramme Parteigänger bereit, um ihre jüdischen Kollegen aus dem Amt zu drängen. Vieles um die Täter wie von Verschuer, Mengele und Hirt ist bis heute rätselhaft geblieben.

FORSCHUNG FÖRDERN

- 103** Die Dame mit dem Hut – Die Stifterin Dagmar Westberg
Astrid Ludwig
- 108** »Viele Bürger haben verstanden, dass ›ihre‹ Universität Unterstützung braucht...«
Lucia Lentes
- 110** Vater der Wolkenkratzer und Förderer der Wissenschaft – Der Stifter Josef Buchmann
Astrid Ludwig
- 114** EU-Gelder: Hart umkämpft, doch der Einsatz lohnt sich
Michael Braun
- 120** Glosse: Im Sinne von »exzellentest«
Rainer Maria Kiesow

ERINNERUNGSKULTUREN

- 123** Philipp Schwartz – Der vergessene Retter
Gerald Kreft
- 128** Studierende erinnern an »Verlorene Denker«
Philipp Hanke und Volker Kehl
- 134** Akademischer Tod: Die Aberkennung des Doktorgrades
Katharina Becker
- 138** Der Freiherr und der Jude: Lebensschicksale im Nationalsozialismus
Martina Lenzen-Schulte
- 143** Nach Diktatur und Krieg: Rektor Walter Hallstein und sein Plädoyer für eine freie Universität
Barbara Wolbring
- 148** Die Akademie der Arbeit in der Universität – Ein vergessenes Stück Universitätsgeschichte
Diether Döring

- 152** »House of Labour« auf dem Campus Westend
Martin Allespach / Ulrike Jaspers

BÜCHER

- 155** Notker Hammerstein: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität, Band. 3: Ihre Geschichte in den Präsidentialberichten 1972–2013
Christoph Cornelißen
- 157** Barbara Wolbring: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949)
Michael Stolteis
- 159** Wolfgang Schlote: Singing in the Brain. Hirnforschung in Bewegung
Anne Hardy
- 160** Vorschau, Impressum, Bildnachweis



WISSENSCHAFTLER IN DER GESELLSCHAFT

Spazieren gehen für die Wissenschaft

Bürgerforscher gewinnen Popularität

von Heike Jüngst

Forschende und sammelnde Bürger legten das Fundament des Senckenberg-Instituts und der Goethe-Universität. Unter dem Label »Citizen Science« werben Wissenschaftler neuerdings wieder um die Beteiligung von Hobbyforschern. Das Internet macht es möglich.

Jeden Mittwoch steht Heinz Kalheber schon morgens um halb vier auf. Von Runkel an der Lahn macht er sich dann auf den Weg nach Frankfurt am Main zum Forschungsinstitut und Naturmuseum Senckenberg. In dem unscheinbaren Gebäude im Westen der Bankstadt geht der Mann seiner Leidenschaft nach: wild wachsende Pflanzen bestimmen, pressen, archivieren. Kalhebers Herz schlägt für die Botanik.

Pflanzen, erzählt der pensionierte ehemalige Mathematiklehrer, faszinieren ihn schon seit seinem achten Lebensjahr. Bis heute aber könne er nicht sagen, warum. Es gefalle ihm einfach. Nicht mehr und nicht weniger.

Heinz Kalheber ist das, was neuerdings als »Citizen Scientist« beschrieben wird, ein forschender Bürger, ein sogenannter »ernannter« Wissenschaftler. Kein bezahlter professioneller Forscher und trotzdem ausgewiesener Experte von internationalem Renommée. Der mittlerweile 80-Jährige kümmert sich ehrenamtlich um das Herbarium der botanischen Abteilung des Senckenberg-Instituts. Kalheber wird gerne gerufen, wenn eine Pflanzenart als unbestimmbar gilt. Er ist der Spezialist für schwierige Fälle. »Wenn Sie Pflanzen bestimmen wollen«, sagt er, »dann brauchen Sie viel Erfahrung, Zeit und Geduld.« Vom Löwenzahn etwa gebe es allein 1.400 Arten. Die zu bestimmen, dazu müsse man schon Experte sein.

Erfahrung hat der Mann reichlich. Mehr als 200 Exkursionen leitete Heinz Kalheber schon. Pflanzen sammelt er auf der ganzen Welt. Zumindest auf der Nordhalbkugel, schränkt er verschmitzt lächelnd ein. Kalheber ist europaweit aktiv, pflegt Kontakte zu den Universitäten in Athen, Patras, Berlin. Sein privates Herbarium zu Hause umfasst mehr als 100.000 Belege. In Vorträgen und Publikationen lässt Kalheber interessierte Bürger an seinem Wissen teilhaben.

Blender entlarvt der erfahrene Forscher schnell

Für das Senckenberg-Institut sind Kalhebers Fachkenntnisse von unschätzbarem Wert. Sie fließen ein in wissenschaftliche Arbeiten von Studierenden ebenso wie in Forschungsprojekte. »Wir leben davon, dass interessierte Bürger bei unseren naturkundlichen Sammlungen mitarbeiten und zu der Forschung beitragen«, bestätigt Georg Zizka, Leiter der botanischen Abteilung.

Er, Zizka, erkenne neidlos die Leistung fähiger Laien an. Manchmal seien sie auf manchen Gebieten sogar besser als er selbst. So wie der leidenschaftliche Pflanzenkenner Heinz Kalheber. Gleichwohl kennt der Botanik-Professor die Stimmen der Kritiker, die so manchem Laienforscher Dilettantismus, Halbwissen und Besserwisserei gerade im Zeitalter des Copy-and-Paste vorwerfen. Aufgrund seiner Erfahrung merke er

1 Spezialist für schwierige Fälle: Der pensionierte Lehrer Heinz Kalheber kennt sich bestens mit der Bestimmung wild wachsender Pflanzen aus.

aber schnell, ob jemand wirklich etwas kann und wissenschaftlichen Standards genügt. Blender gebe es zwar immer mal wieder. Das aber war nie ein Problem. Für Georg Zizka überwiegt der Nutzen. Der Forscher vom Frankfurter Senckenberg-Institut ist damit nicht allein.



2

2 Kahleber betreut ehrenamtlich das Herbarium der botanischen Abteilung im Senckenberg-Institut.

Die Digitalisierung krepelt auch die Forschung um

Forschende Bürger liegen bundesweit im Trend. Immer mehr Menschen unterstützen freiwillig die Arbeit von Wissenschaftlern. Unter dem Label Citizen Science erfährt das bisweilen angestaubte, wenig glamouröse Image vom ehrenamtlich tätigen Sonderling neue Strahlkraft. Da helfen Seeleute, Plankton-Populationen zu kartografieren, wühlen sich Kernkraftgegner durch Leukämiestudien, lassen Apotheker historische Persönlichkeiten ihrer Stadt wieder aufleben, astronomisch Interessierte kartieren den Sternenhimmel. Die Beteiligung von Laien an Forschungsvorhaben ist populär wie nie: Das Medienzeitalter macht es möglich.

Das Internet gilt unter Wissenschaftstheoretikern wie dem Bielefelder Peter Finke als das effektivste Werkzeug der Citizen Science: eine Datenbank von zuvor nie gekanntem Ausmaß. Das Internet demokratisiert Wissen und Wissenschaft. Forschungsergebnisse, Informationen sind im Computerzeitalter allgemein verfügbar. Interessierte Bürger können orts- und zeitunabhängig an Forschungsprozessen teilhaben. Profis profitieren von der riesigen Datenmenge,

deren schiere Summe allein verlässlichere, belastbare Messungen erlaubt. Eine große Chance für die Wissenschaft. Und gleichermaßen ein Gewinn für die vielen Freiwilligen.

Citizen Science zwischen Tradition und Moderne

Historisch gesehen ist Wissenschaftlern die Beteiligung von Laien nicht fremd. Dass Menschen ihren Wissensdurst in Eigeninitiative stillen, genetisch vorgegeben. Zu Zeiten von Charles Darwin, Benjamin Franklin und Isaac Newton war Citizen Science eher die Regel. Nur nannte dies damals niemand so.

»Auch Goethe würde man aus heutiger Sicht als Bürgerwissenschaftler bezeichnen«, da ist sich der Botaniker Georg Zizka sicher und weist darauf hin: »Forschende Bürger sind das Fundament des Senckenberg-Instituts schon seit seiner Gründung vor bald 200 Jahren. Im Übrigen auch ein Fundament der Goethe-Universität. Zur Gründung übereignete damals die Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung einen Großteil ihrer naturkundlichen Sammlungen. Alles die Arbeit von Bürgerforschern.«

Mehr als 1,2 Millionen Herbar-Belege besitzt das Senckenberg-Institut heute. Es ist damit das fünftgrößte Institut in Deutschland. Das könne sein Vier-Mann-Team gar nicht alleine leisten, gibt Georg Zizka zu bedenken. Der Mann weiß, wovon er spricht. Als Kooperationsprofessor arbeitet er für die Goethe-Universität ebenso wie für die Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung. Die Etats sind nicht üppig, Drittmittel für die Pflege des Herbariums gibt es nicht. Dieses aber müsste dringend aktualisiert werden. Außerdem ist auch die Biotopkartierung nicht mehr auf dem neuesten Stand. 400 Pflanzen allein im Raum Frankfurt sind verschwunden, andere sind hinzugekommen. Umweltschutz und Klimawandel werfen neue Fragen auf. Der Forschungsbedarf ist groß.

Jeder, der einen Hirschkäfer findet, fotografiert ihn

Ein ähnliches Problem stellte sich Christian Geske vom Servicezentrum für Forsteinrichtung und Naturschutz (FENA) des Landesbetriebs Hessen-Forst. Für die EU-Kommission in Brüssel muss der Artenschutzexperte alle sechs Jahre den Bestand der Hirschkäfer in Hessen bewerten. Der nur in Europa existierende Großkäfer unterliegt den europäischen Artenschutzrichtlinien. Auf belastbare Daten kam Geske zu Anfang nicht. Mit ein paar wenigen Kartierenden auf Werksvertragsbasis stieß das Unternehmen Hirschkäfer-Kartierung schnell an seine Grenzen. Hirschkäfer lassen sich nicht so einfach finden.

In England hat naturkundliches Monitoring eine gewisse Tradition: ein gemeinschaftlicher Beitrag vieler Bürgerinnen und Bürger führt zu einem wissenschaftlichen Ergebnis. Die Masse macht's. Was in England funktioniert, dachte sich Christian Geske, das funktioniert auch in Hessen. Der Erfolg gibt ihm recht. Inzwischen hat sein Sachgebiet gut 1.000 Rückmeldungen pro Jahr. Ein Heer von Ehrenamtlichen, die die Bestände von Hirschkäfern erfassen – ein Datenschatz von unermesslichem Wert. Auch das ist Citizen Science.

Monica und Hubertus Kuboth gehören zu diesen Datensammlern des Hirschkäfer-Beobachternetzwerkes. Regelmäßig mailt Monica Kuboth ihre fotografierten Belege an Hessen-Forst. Den Frankfurter Stadtwald kennen sie wie ihre Hosentasche, sagen die beiden. »Wissen Sie, wir gehen einfach mit offenen Augen durch die Welt und finden die tollsten Sachen«. Man glaubt es ihnen sofort. Auf dem Laptop von Monica Kuboth befinden sich unzählige Fotos von Hirschkäfern, seltenen Pilzen, außergewöhnlichen Käfern. Das Internet dient ihr als Enzyklopädie. Gleichzeitig beliefert sie dieses mit ihren eigenen Erkenntnissen. Dabei hegen Monica und Hubertus Kuboth keinerlei wissenschaftliche Ambitionen. Auch Vereine sind ihnen ein Gräuel. Vielmehr will das Frankfurter Ehepaar auch andere an seiner Naturverbundenheit teilhaben lassen, sich nützlich machen für die Belange etwa von Hessen-Forst. »Wenn die die Daten brauchen, dann gebe ich sie ihnen gerne. Ich habe sie ja«, sagt Monica Kuboth mit einer umwerfend pragmatischen Art. Wenn Hessen-Forst demnächst eine App für die Hirschkäfer-Pirsch anbietet – umso besser, Monica Kuboth wird sie benutzen auf ihrem Smartphone wie immer mehr andere auch. Natur und Umwelt sind seit den Reaktor-katastrophen und der ökologischen Krise ein



3

beherrschendes gesellschaftliches Thema. Der Mehrwert ihrer Mitarbeit: durch die Rückmeldungen von Hessen-Forst können die Kuboths das Hirschkäfer-Projekt weiterverfolgen. Und sie fühlen sich ernst genommen.

Wissenschaftler und Bürger im Dialog

Das Neue an Citizen Science ist: Professionelle Wissenschaftler bemühen sich seit geraumer Zeit gezielt um potenzielle Hobbyforscher. Aus wirtschaftlichen Gründen. Einerseits. Forschung wird immer teurer. Vor allem aber haben die Profis inzwischen verstanden, dass sie ihre Fähigkeiten kommunizieren müssen, sagt Volker Mosbrugger, Generaldirektor des Forschungsinstituts und Naturmuseums Senckenberg. Der Mann hat einen Blick für die Zukunft. Er ist zwar auch Professor an der Frankfurter Goethe-Universität, als Chef von rund 750 Mitarbeitern in ganz Deutschland ist er vor allem aber so etwas wie ein Wissenschaftsmanager. Ihn interessieren die großen Zusammenhänge. »Die Gesellschaft muss heutzutage von Wissenschaft überzeugt werden«, betont Mosbrugger, »Citizen Science ist dafür ein gutes Vehikel«.

3 Der Hirschkäfer gehört zu den größten europäischen Käfern.

4 Monica Kuboth mailt die Fotos von Hirschkäfern, die sie im Wald findet, an Hessen-Forst.



4

Wissenschaft muss emotional erfahrbar sein

So sei etwa die von der Bundesregierung vor Kurzem initiierte Internetplattform www.Buergerschaffenwissen.de ein gelungenes PR-Instrument in Sachen Wissenschaftskommunikation. Die dort verlinkten Citizen-Science-Projekte verdeutlichen den Bürgern, was Forschung macht, wozu es Forschung braucht und wofür die ganzen Gelder benötigt werden. Zugleich zeigen die gelungenen Citizen-Science-Projekte, wo und wie sie sich in die Forschung einbringen können. Das Senckenberg-Institut ist dort mit dem Flora-Frankfurt-Projekt verlinkt, die Hirschkäfer-Pirsch von der Behörde Hessen-Forst ebenso.

5 Volker Mosbrugger in der Umgebung des Sees Nam Co in Tibet bei der Entnahme von Bodenproben.



5

6 Prof. Georg Zizka bei einer Exkursion im brasilianischen Cerrado.



6

Das Bundesforschungsministerium fördert die Internetplattform bis 2016 mit knapp 238.000 Euro. »Wissenschaft ist an Wohlstand gekoppelt, und das muss ich als Bildungspolitiker in einer Demokratie kommunizieren«, erklärt Volker Mosbrugger. Transparenz ist eines der demokratischen Fundamente. Transparenz kann auch die Wissenschaft gut gebrauchen. Sie rückt damit mehr in die Mitte der Gesellschaft.

Das Spannende an Citizen Science sei, dass die einzelnen Projekte dem Menschen, vor allem den Kindern die Natur wieder näherbrächten. Als Chef des größten Naturkundemuseums in Deutschland weiß er, dass Wissenschaft emotional erfahrbar sein muss.

Bürgerforschung hat Grenzen

Die Bedeutung für die professionelle Forschungslandschaft aber schätzt Mosbrugger ganz nüchtern ein: Forschungsergebnisse aus Big-

Data-Citizen-Science-Projekten spielen im internationalen Ranking eine untergeordnete Rolle. Mosbrugger sagt das mit jener angenehmen Klarheit, die Verhältnisse geraderückt. Eine völlig neue Dimension in der Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sieht Mosbrugger bei dem Thema Citizen Science nicht. Noch sind keine Qualitätsstandards für Forschungsprojekte definiert, an denen sich Bürger beteiligen. Aber nur von Profiforschern gesteuerte Laien-Aktivitäten, die zentral ausgewertet werden, ergeben wissenschaftlich Sinn, sagt der erfahrene Forscher. Dafür aber wiederum gibt es zu wenige Mitarbeiter in den Forschungseinrichtungen. Wer soll derzeit all die Daten, so nötig sie sind, auch auswerten?

Das Potenzial, die Forschungslandschaft zu modernisieren, hat Citizen Science indes durchaus. Langfristig. Der Prozess steht noch am Anfang, ist in der Orientierungsphase. Volker Mosbrugger erkennt vor allem bei den Naturwissenschaftlern, vielleicht noch den Sozialwissenschaftlern, Schnittmengen zwischen Bürgerforschern und Profiwissenschaftlern. »Ich kann mir aber kaum vorstellen, dass ein Kernphysiker einen Laien in seiner Beschleunigerhalle herumschrauben lässt.« Der größte Teil der Spitzenforschung ist eben doch zu spezialisiert.

Hier kommt Heinz Kalheber, der leidenschaftliche Pflanzenexperte aus Runkel, wieder ins Spiel. Kalheber war nie interessiert daran, sich in den Strukturen und Zwängen einer Universität oder von Forschungsinstituten zu bewegen. Er wollte nicht promovieren, er wollte nicht publizieren müssen, um auf dem internationalen Forschungsmarkt konkurrenzfähig zu sein. Heinz Kalheber suchte zwar immer die Nähe von Profiforschern, aber er genießt es bis heute, mit seinen Forschungen und in seiner Neugier frei zu sein. So verliert er nicht den Sinn für Zusammenhänge, und das ist bei Citizen Science von ganz besonderem Wert. ●



Die Autorin

Heike Jüngst, geboren 1963, studierte Erziehungswissenschaften und Psychologie in Berlin und arbeitet als Journalistin unter anderem für die Deutsche Welle. Sie lebt in Frankfurt am Main.

hjuengst@web.de

www.heike-juengst.de

»GOETHE-SLAM« – UNTERHALTSAME WISSENSCHAFT IN 10 MINUTEN

Seit 2010 wetteifern Naturwissenschaftler bei den Science Slams des Physikalischen Vereins darum, wer seine Forschung am unterhaltsamsten erklären kann.

Im Jubiläumsjahr beteiligten sich erstmals auch die Geisteswissenschaftler an dem Format. Jeder Referent hat höchstens zehn Minuten für zündende Ideen, witzige Einlagen und überraschende Pointen. Zum Schluss entscheidet das Publikum, wer Slam-Champion ist.

Im November traten die drei besten Slammer der beiden Vorrunden vom Juli zum großen Finale gegeneinander an. 1.200 Besucher im Audimax des Campus Westend wählten den Informatiker Johannes Schildgen in einem knappen Kopf-an-Kopf-Rennen mit Kai Jäger zum Sieger.

»Der Erklär-Bär liegt unterm Tisch und weint«

Dazu mehr auf den nächsten Seiten >>

HIGHLIGHTS AUS DEN GOETHE-SLAMMS

Geisteswissenschaften



DIRK PREÜß

Biologe und Theologe, diskutiert in seinem Vortrag über die »Hygienische Grundversorgung von Leichen«, inwiefern es moralisch vertretbar ist, die bei der Verbrennung von Leichen entstehende Abwärme zu nutzen.

»Es gibt tatsächlich einige wenige Krematorien, die mit der Abwärmenutzung Werbung betreiben. Die werben damit, dass dadurch der CO₂-Ausstoß reduziert wird – man muss ja nicht mehr so viel mit fossilen Energieträgern heizen – Leichen sind ja quasi nachwachsende Rohstoffe.«



MATTHIAS WARKUS

Philosoph, behandelt in seiner Doktorarbeit den Begriff der Veränderung. Thema des Vortrags: »Existenz? Das gibt's doch gar nicht!«

»Ich komme auch aus dem Linksrheinischen, Sie müssen bei meinem Vortrag allerdings nicht mit Humor rechnen, ich vertrete heute die theoretische Philosophie.«

»Das ist eine ganz alte Lösung, die geht zurück auf – wahrscheinlich – Aristoteles, dass man sagt, was wirklich existiert, sind in erster Linie Lebewesen, denn bei denen ist die Sache klar: Wenn ich die nicht dramatisch beschädige, sondern nur an der Oberfläche so ein bisschen kratze, dann regenerieren die sich aus sich heraus wieder selber und das heißt, es gibt Leute, die sagen: Es gibt Menschen, aber es gibt keine Schränke.«



MICHAEL SIEGEL

Uni Marburg, zitiert in seinem Vortrag aus Heideggers Buch »Sein und Zeit«:

»Die durchschnittliche Alltäglichkeit des Daseins kann demnach bestimmt werden als das verfallend-entschlossene, geworfen-entwerfende In-der-Welt-sein, dem es in seinem Sein bei der Welt und im Mitsein mit Anderen um das eigenste Seinkönnen geht.« Ja, der Erklär-Bär liegt unterm Tisch und weint. Was Heidegger damit ausdrücken will, ist so was wie: »Die Philosophie sollte sich näher am alltäglichen Leben orientieren.«

»Im besten Fall verlieren sich Philosophen dann nicht in irgendwelchen Solo-Dribblings, sondern spielen den Ball wieder zurück und das hat besonders klar und deutlich der berühmte Philosoph Lukas Podolski formuliert, mit den Worten: »Doppelpass alleine? Vergiss es!«



TIM STERN

Master in Internationalem Wirtschaftsrecht, fragt: »Was passiert, wenn das EEG auf die EU trifft?«

»Ich hab mich mit Wettbewerbsrecht beschäftigt. Wettbewerbsrecht, das sind Spielregeln, jeder kennt das, Siedler von Catan, ist immer wunderbar, wenn es Regeln gibt und der Zwei-Meter-Mann nicht einfach aufsteht und sagt: »So, alles Holz ist mir.« So ähnlich ist das auch in der normalen Wirtschaft.«

Naturwissenschaften



JOHANNES SCHILDGEN

Informatiker, beschäftigt sich mit der Analyse großer Datenmengen. Sie liegt beispielsweise den Empfehlungen von Amazon zugrunde.

»Ein Kunde bewertet (bei Amazon) Adobe Photoshop mit fünf Sternen. Man kann sich sogar durchlesen warum:
 »Meine Frau sieht wieder schön aus, ich habe wieder Muskeln zu zeigen – mein Geld ist gut investiert.«



JENNY FEIGE

Astrophysikerin, untersucht Sternstaub aus Supernova-Explosionen am Beispiel des Eisen-Isotops Fe-60. Sie erklärt, wie es auf die Erde und auf den Meeresgrund gelangt:

»Das Eisen-60 hat sich an ein Staubkorn geklammert. Das ist gut, denn jetzt kann es sich's darauf bequem machen. Es ist jetzt ungefähr 100.000 Jahre unterwegs. Das werden wir nicht in Echtzeit betrachten ... Ich muss ja morgen wieder nach Wien.«



KAI JÄGER

Paläontologe, erklärt einen Test, den er bei Grabungen in China anwandte:

»Wenn ihr jetzt nicht wisst, ob das, was ihr im Gestein seht, Knochen ist; da gibt's einen einfachen Test. (Hält die Zunge an das Fundstück.) Meine Zunge ist leicht an dem Objekt kleben geblieben. Das heißt, da sind Hohlräume drin. Das heißt, das sind höchstwahrscheinlich Knochen. Für die, die hier so angeekelt »liih« gerufen haben: Das ist überhaupt nicht eklig. Wenn ihr so ein Gestein aufschlägt, das Millionen von Jahren alt ist, ist das absolut steril. Ekelhaft wird es erst, wenn man mit mehreren Leuten auf der Grabung ist.«

Über das Zeitverständnis der Paläontologen:

»Henkelotherium (ein frühes Säugetier) ... ist etwa 150 Millionen Jahre alt. Klingt nach viel, ist für einen Paläontologen etwa letzte Woche. Wir haben da ein anderes Zeitverständnis und das ist auch besonders hilfreich, wenn man bei uns mit seiner Diplomarbeit anfängt.«



OLIVER MEUSEL

Physiker, und sein Assistent Fips Schneider führen Experimente zu »Elektro-Smog« vor:

»Herr Schneider, bitte Energie!«

Meusel:

»Es stellte sich heraus, dass die elektromagnetischen Wellen sehr gut geeignet sind für unser Vorhaben, den Elektro-Smog zu erfinden.«



»Herr Schneider,
 bitte Energie!«

Ein klares Unentschieden

JOHANNES SCHILDGEN UND KAI JÄGER GEWINNEN GOETHE-SLAM

Zum großen Finale des Goethe-Slams am 15. November 2014 herrschte beim Publikum im voll besetzten Audimax auf dem Campus Westend gespannte Neugierde. Und es wurde nicht enttäuscht: Gleich der erste Kandidat, Johannes Schildgen, ein Informatiker, löste mit seinem Vortrag maximale Begeisterung aus – gemessen an der Lautstärke des Applauses. Auch die folgenden Vortragenden konnten Laien mit anschaulichen Beispielen erklären, warum sie gerade ihr Fach so faszinierend finden. Sieger wurden am Ende Kai Jäger, ein Paläontologe und Johannes Schildgen, beide mit 40 Punkten. Der »Bembel der Weisheit« war glücklicherweise in zweifacher Ausführung da, jedoch gab es noch eine Goethe-Statue als Zusatzgewinn, die man schlecht teilen konnte. Per Applausometer wurde dann schließlich Johannes Schildgen ganz knapp der Sieger eines Abends, der aber – wie Enrico Schleiff, Vizepräsident der Goethe-Universität, am Anfang gesagt hatte – »kein Abend gegeneinander, sondern ein Abend für-einander« war.

»Amazon hat von Anfang an ein geniales Empfehlungssystem gehabt. Kunden, die zum Beispiel sowas gekauft haben, sonen Glas-schneider, die sind auch an solchen Strumpfmasken interessiert. Oder wer den Clearasil Anti-Pickelstift gekauft hat, der kauft auch World of Warcraft.«

Johannes Schildgen



1 Die Finalisten des Goethe Slams: Johannes Schildgen, Kai Jäger, Dirk Preuß, Daniela Szymanski, Matthias Warkus und Michael Siegel.

2 Der Moderator, Thomas Ranft vom Hessischen Rundfunk, mit dem Bembel der Weisheit.

3 Prof. Bruno Deiss vom Physikalischen Verein gehört zu den Initiatoren des Science Slam in Frankfurt.

4 Mehr als 1.000 Besucher kamen zum Finale des Goethe-Slam in den Audimax auf dem Campus Westend.



Probier' doch mal Pommes!

Pommes Frites	1,40 €	Coca-Cola	1,20 / 1,50 €
Ketchup, Mayonnaise, Saft	0,40 €	Lil. Pepsi	0,20 /
		Strawb.	0,20 /
		Zitrone	0,20 /
		Eis	0,20 / 1,50 €



5 Johannes Schildgen erklärt am Beispiel einer Pommes Bude, wie die Verkaufsempfehlungen bei Amazon mithilfe der Informatik erstellt werden.

$E=mc^2$

Wir machen Wissenschaft begreifbar.

Adressierte zum Abschluss für Groß und Klein

Physik am Beispiel für Schüler/innen

Vorlesung mit interaktiver Präsentation

Science Slam

Ausstellungen

Saturnrückkehr

Physikalischer Verein
Gesellschaft für Bildung und Wissenschaft

Rechenzentrum



Wozu noch Intellektuelle?

Warum der »avantgardistische Spürsinn für Relevanzen«
heute weniger vernehmbar ist

von Rolf Wiggershaus

**Polit-Consultants, Kommissionsspezialisten, Lebensberater –
wo sind die freien Intellektuellen, die als moralische Instanz in
einer immer komplexer werdenden Welt Orientierung geben?
Haben die Welterklärer mit ihrem »avantgardistischen Spürsinn
für Relevanzen« ausgedient?**

Einerseits scheint an Intellektuellen kein Mangel zu sein. Ob es um Unterschriftenlisten bei Aufrufen und Resolutionen oder um Ranking-Listen geht – es kommen leicht Hunderte von Namen »Intellektueller« zusammen. Andererseits ist regelmäßig einzig von Jürgen Habermas als »öffentlichem Intellektuellen« die Rede und wird immer wieder einmal gefragt: Wo sind die Intellektuellen hin? Um eine genauere Vorstellung davon zu gewinnen, wen man heute so nennen könnte und vor welchen Problemen er oder sie steht, führen vielleicht einige Beispiele und Gespräche mit Frankfurter Professoren weiter.

»Ein bestimmtes intellektuelles Format gehört zur Tradition der Kritischen Theorie«, meint Rainer Forst, der als jüngster Fortsetzer dieser Tradition an der Frankfurter Goethe-Universität gilt. Bescheiden fügt er hinzu, nicht jedem sei es gegeben, das so wirksam zu verkörpern wie Jürgen Habermas. Habermas selbst möchte, dass unterschieden wird zwischen den »Eingriffen« eines Intellektuellen und der wissenschaftlichen Arbeit des Professors. Doch die Realität sieht auch bei ihm anders aus. Er bedauert, dass manche der Aufsätze, die er der Rollentrennung wegen in den »Kleinen politischen Schriften« publizierte, dadurch keinen Eingang in die wissenschaftlichen Diskurse fanden. Tatsächlich zeichnet sich da, wo der Titel »Intellektueller« besonders gut zu passen scheint, gegenüber früheren Zeiten eine enger gewordene Wechselbeziehung zwischen den beiden Rollen ab.

**Ein »philosophierender Intellektueller«:
der Musikkritiker, Komponist, Essayist und
Professor Theodor W. Adorno**

Eine mit Bewunderung vorgenommene Etikettierung als Intellektueller erlebte Theodor W.

Adorno anlässlich seines 60. Geburtstags. Einen »philosophierenden Intellektuellen« und »Schriftsteller unter Beamten« nannte Jürgen Habermas ihn 1963 in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Wie treffend diese Charakterisierung war, macht ein Blick auf einige Aktivitäten Adornos in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus dem US-Exil deutlich.

Im Sommer 1950 fand auf der Mathildenhöhe in Darmstadt die Ausstellung »Das Menschenbild in unserer Zeit« statt. Die Eröffnung war begleitet vom ersten »Darmstädter Gespräch«. Zu den Referenten der sich über drei Tage erstreckenden Veranstaltung gehörte der österreichische Kunsthistoriker Hans Sedlmayr. Als einst aktiver Nationalsozialist war er damals noch zwangsemeritiert. Gleichzeitig war er weithin bekannt durch sein zwei Jahre zuvor erschienen Buch *Verlust der Mitte*. Der Titel, der rasch zum Schlagwort geworden war, stand für die Diagnose einer zynischen Herabsetzung des Menschen, eines Verfalls in Gleichmacherei und Anarchie, für die der Autor die kulturelle Moderne verantwortlich machte.

Als beeindruckendster Gegenspieler Sedlmayrs und anderer Redner, die der modernen Kunst eine Überforderung des Publikums durch Grässliches und Chaotisches vorwarfen, erwies sich ein beredter, bei aller Leidenschaftlichkeit und Schärfe wohlüberlegt formulierender Diskussions Teilnehmer: Theodor W. Adorno, von dem im Jahr zuvor der Band *Philosophie der neuen Musik* erschienen war und der seit einigen Wochen außerplanmäßiger Professor für Philosophie und Soziologie an der Goethe-Universität war. Er bekam starken Beifall, als er meinte, die Abspaltung des breiten Publikums von der modernen Kunst sei offensichtlich, doch komme es darauf an, »diese Tatsache selber einmal zu begreifen, anstatt nur in einer

1 Adornos »Ausstrahlung«: In fast 300 Rundfunkbeiträgen und ebenso vielen Auftritten bei öffentlichen Veranstaltungen brachte er sich zu vielfältigen Themen in die öffentlichen Debatten ein. Marie Luise Kaschnitz notierte 1957 in ihrem Tagebuch: »Er redet leicht, schreibt schwer...«.

nicht ganz fairen Weise aus dieser Tatsache selber ein Werturteil über die moderne Kunst en bloc abzuleiten«. Als er erklärte, »das Anliegen der Lebendigkeit heute« werde nur »von der Kunst vertreten, die sich weigert, nach den Konventionen, nach den Warenklischees, nach dem Geist der illustrierten Zeitungen, des Radios und der Magazine sich zu richten«, erhielt er abermals Beifall und noch größeren, als er schloss: »Daß infolgedessen heute wahrscheinlich nur der Künstler die Sache der Gesellschaft vertritt, der sich nicht zu einem Mundstück derer macht, die da präntieren, für die Gesellschaft reden zu dürfen, während sie in Wirklichkeit darauf ausgehen, die Gesellschaft zu beherrschen und an der Nase herumzuführen.« (*Darmstädter Gespräch: Das Menschenbild in unserer Zeit*, hrsg. von Hans Gerhard Evers, Darmstadt o. J., S. 211 f.)

Adorno schätzte die Auseinandersetzung mit Kritikern moderner Kunst. Das bot die Gelegenheit, anhand der Vorwürfe und Widerstände den spezifischen Charakter moderner Kunst zu klären und ihr Verhältnis zum Stand der gesellschaftlichen Entwicklung zu beleuchten. Solche Kritiker und die Auseinandersetzung mit ihnen wirkten der Neutralisierung von Kunst entgegen, trugen dazu bei, dass sie nicht der Gleichgültigkeit und dem glatten Konsum verfiel. Gewisse Befürworter moderner Musik schade-

ten ihr nach Adornos Ansicht eher, indem sie sie als harmlos und bloß gewöhnungsbedürftig hinstellten. Da habe Sedlmayr mehr Recht, wenn er das Element der Negativität in der modernen Kunst hervorhebe.

Diese Leidenschaft für eine neue Kunst, die – wie es noch zuletzt in der posthum erschienenen *Ästhetischen Theorie* hieß – in »ein Niemandland, stellvertretend für die bewohnbare Erde« geleite, war die Quelle und Triebkraft für Adornos gesellschaftskritische Analysen und – so der Titel eines seiner Essaybände – *Eingriffe*. Als der *Spiegel* ihn im Mai 1969 zum Verhältnis zwischen seinen theoretischen Analysen und der studentischen Protestbewegung und ihren Praktiken befragte, warnte er vor kurzschlüssigen Vorstellungen über den Zusammenhang von Theorie und Praxis, gestand aber durchaus zu: »Ich würde schon glauben, daß etwa die Kritik gegen die Manipulation der öffentlichen Meinung, die ich auch in ihren demonstrativen Formen für völlig legitim halte, ohne das Kapitel ›Kulturindustrie‹ in der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und mir nicht möglich gewesen wäre.« Im Universitätsbereich machten ihn dagegen die Bücher, die ihn als philosophierenden Intellektuellen erwiesen – die zusammen mit Max Horkheimer verfasste *Dialektik der Aufklärung*, die *Philosophie der neuen Musik* und die *Minima Moralia* –, einerseits zur peripheren Figur im Establishment, die niemals einen Ruf an eine Universität erhielt. Andererseits wurde er zum nonkonformistischen Professor mit überwältigendem studentischem Zulauf, großem publizistischem Erfolg und langfristiger gesellschaftskritischer Wirkung.

2 Alexander Kluge über seinen Freund Jürgen Habermas am Vorabend von dessen 80. Geburtstag. Habermas vereinige beides: intellektuelles und politisches Temperament sowie die Fähigkeit, Gedanken nicht dogmatisch erstarren zu lassen, sie beweglich zu halten. Damit griff Kluge den Titel der an diesem Abend in der Nationalbibliothek eröffneten Ausstellung »...die Lava des Gedankens im Fluss« auf, die Habermas und seinem Werk gewidmet war.



2

Ein »sogeannter Intellektueller«: der Regisseur, Drehbuchautor und Produzent Fatih Akin

Mit einem Film über das Leben von Hrant Dink wollte der Filmemacher Fatih Akin seine Trilogie *Liebe, Tod und Teufel* abschließen. Hrant Dink, Mitbegründer und Chefredakteur der türkisch-armenischen Wochenzeitung *Agos*, war im Januar 2007 beim Verlassen des Zeitungsgebäudes auf offener Straße erschossen worden. Seit Jahrzehnten dulden der türkische Staat und türkische Nationalisten keine Alternative zur offiziellen Geschichtsschreibung, wonach es sich beim armenischen Genozid um eine Lüge handelt. Fatih Akin, der 1973 in Hamburg geborene, dort aufgewachsene und lebende Sohn türkischer Einwanderer, musste sein Vorhaben aufgeben. Er fand keinen türkischen Schauspieler, der bereit war, die Rolle von Hrant Dink zu übernehmen. Doch das Thema ließ ihm, der in seinen Filmen Antworten auf Fragen sucht, »die ich mir im Leben stelle«, keine Ruhe. Statt eines Films über das

Leben Hrant Dinks entstand *The Cut*. Der Spielfilm erzählt die fiktive Geschichte eines Armeniers – gespielt von Tahar Rahim, einem Franzosen algerischer Herkunft –, der den Völkermord an den Armeniern überlebt und sich auf die Suche nach seinen Töchtern begibt. »Es ist nur ein Film«, sagte Akin in einem Interview mit *Agos*, »ich bin mir sicher, dass die türkische Gesellschaft, deren Teil ich bin, reif ist für diesen Film.« (zitiert nach: *Hamburger Abendblatt*, 21.8.2014).

Das Kernproblem gleicht dem, worum es in Alexander und Margarete Mitscherlichs Essay über *Die Unfähigkeit zu trauern* ging. Werden Vorgänge, in die ein Staat, eine Gesellschaft, eine Gemeinschaft schuldhaft verstrickt sind, verleugnet, in ihrer Bedeutung umgewertet, der Verantwortung anderer zugeschoben, absorbiert das ein erhebliches Maß an psychischer Energie. Und je größer der Aufwand, um Gewissensanklagen und Selbstzweifel abzuwehren, desto aggressiver die Reaktion auf Versuche, durch Anerkennung des Verdrängten blockierte politische, soziale und kulturelle Entwicklungen freizusetzen. »Wir drohen öffentlich der Zeitung *Agos*, den armenischen Faschisten und den sogenannten Intellektuellen«, verkündete die extreme nationalistische *Turkish Turan Association*. Akins Film werde »in keinem einzigen Kino in der Türkei gezeigt werden«, denn das wäre »ein erster Schritt, die Türkei dazu zu bringen, die Lüge vom armenischen Genozid zu akzeptieren«.

»Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen«

An Adorno und Akin zeigt sich etwas, was auch früher schon für manche Intellektuellen charakteristisch war und was sie heute vielleicht noch als einziges auszeichnet. Habermas nannte es einen »avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen«.

Als er 2006 in der Wiener Universität den Bruno Kreisky Preis entgegennahm, bekundete er ein gewisses Verständnis für die rituelle Klage über den Niedergang »des« Intellektuellen. Vermissten wir nicht »die großen Auftritte und Manifeste der Gruppe 47, die Interventionen von Alexander Mitscherlich oder Hellmut Gollwitzer, die politischen Stellungnahmen von Michel Foucault, Jacques Derrida und Pierre Bourdieu, die eingreifenden Texte von Erich Fried oder Günter Grass« (*Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen*, in: *Ach, Europa*, Frankfurt/M. 2008, S. 81, 83)? Seine schließliche Antwort lautete knapp und nüchtern: »Wir vermissen ihn (den klassischen Intellektuellen, R.W.) nicht, weil alle anderen seine Rolle längst besser ausfüllen.« Er erläuterte das mit Beobachtungen zu einem erneuten Struktur-



3

wandel der Öffentlichkeit und zu den ihr angepassten Kategorien von Personen und Auftrittsweisen.

Im Internet gehen Beiträge von Intellektuellen in der Masse unter. In einer Welt fragmentierter Öffentlichkeiten besteht keine Chance für ihre wichtigste kommunikative Funktion: »die Kraft, einen Fokus zu bilden«. Auch das Fernsehen bietet selbst mit Formaten, die sich als Diskussionsforen zu eignen scheinen, keinen günstigen Rahmen für einen klassischen Intellektuellen. Der würde, »in der eigenen Zunft« zu Reputation gelangt, sei es als Schriftsteller oder Physiker oder was auch immer, »von seinem Wissen und seiner Reputation einen öffentlichen Gebrauch« machen, indem er sich in eine Debatte einmischt und dabei an ein Publikum wendet, das in erster Linie an Argumenten und deren Austausch interessiert ist. Doch für solche Auftritte ist kein Platz in heutigen Talkshows, in denen Politiker um die Besetzung einflussreicher Themen und Begriffe konkurrieren, Experten Daten und ihre Interpretationen anbieten und Journalisten als hauptberuflich für die öffentlichen Dinge Zuständige auftreten.

Was bleibt dann für einen Wissenschaftler oder Künstler, der grundsätzlich zum parteinehmenden öffentlichen Engagement bereit ist, aber nicht zum Medienintellektuellen werden will, der, früher oder später von professionellen Leistungen abgekoppelt, nur noch von seiner Prominenz und seinem Unterhaltungswert zehrt? Die Antwort, die Habermas in seiner Wiener Rede gab, lautete: Der auf seinen Ruf bedachte Intellektuelle sollte dann intervenieren, wenn das Tagesgeschehen entgleist und andere noch beim »business as usual« sind. Das zeuge von einem »avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen«.

3 Der deutsch-türkischer Filmregisseur Fatih Akin bei »titel, thesen, temperamente« im Gespräch mit Max Moor. Mit seinem jüngsten Film „The Cut“ brach Akin mit dem Tabu des von Türken an den Armeniern 1915/16 begangenen Völkermords. Ihn zeichnet – wie Adorno – die Fähigkeit aus, Verdrängen nicht zu akzeptieren.



4

4 Raum für öffentliche Debatte – das Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg. Hier engagiert sich auch Klaus Günther, dabei geht es häufig um die komplexen Themen der Globalisierung.

Wechselbeziehung von Beruf und öffentlichem Engagement kennzeichnet den Intellektuellen von heute

Diese Sicht teilen die drei Frankfurter Professoren, mit denen ich sprach. Rainer Forst, Professor für politische Theorie und Philosophie, und Klaus Günther, Professor für Rechtstheorie, Strafrecht und Strafprozessrecht, sind auch Sprecher des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Axel Honneth, Professor für Sozialphilosophie, ist zugleich Direktor des Instituts für Sozialforschung, dessen zentrales Thema lautet: »Paradoxien kapitalistischer Modernisierung«. Sie haben es bei ihrer Arbeit von vornherein unter anderem mit einer ständig fortschreitenden

Spezialisierung in der wissenschaftlichen und universitären Welt einerseits und einer Steigerung unüberschaubarer Komplexität in der globalisierten Welt andererseits zu tun. Die Zeit relativ klarer Fronten und Ziele ist spätestens seit den 1990er Jahren vorbei.

»Blickte man auf die Nationalstaatsentwicklung zurück«, so Klaus Günther, »konnte man sich eine Wiederholung dieses Prozesses vorstellen, also dass im Maße der Globalisierung die Welt durch wirtschaftli-

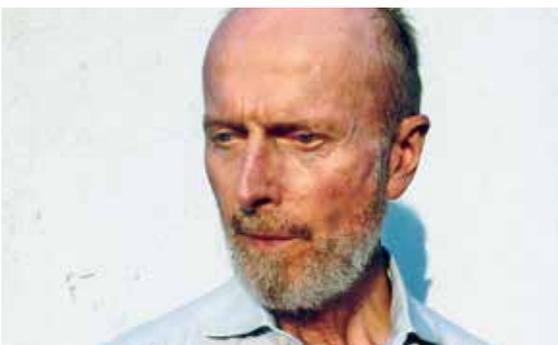
che Verflechtung und weltumspannende Technologien und Kommunikationsmedien immer mehr zusammenwächst und sich auch das Recht vereinheitlichen würde, alles von einheitlichen und letztlich rational begründeten Prinzipien getragen sein würde. Doch die überraschende Erfahrung ist, dass wir eher mit einem Rechtspluralismus konfrontiert sind. Wie im Mittelalter gibt es sehr viele unterschiedliche autonome Bereiche mit unterschiedlichen Rechtsordnungen und teilweise jenseits des Staates gesetzten Normen. Das große Problem ist dann, wie man große Kollisionen zwischen diesen unterschiedlichen normativen Ordnungen regelt. Das ist genau das Problem, das der Rechtspluralismus beschreibt.«

Weil Ursachen- und Wirkungszusammenhänge komplexer und überraschender denn je sind, ist es schwieriger geworden, Konflikte so zugespitzt zu formulieren, dass die dahinter stehenden Auseinandersetzungen erkennbar werden. Entsprechend ist das intellektuelle Engagement stärker auf Sachkenntnis angewiesen. Habermas wünschte sich stets, dass unterschieden würde zwischen der Rolle des Intellektuellen und der des Wissenschaftlers. Die Jüngeren betonen dagegen, es sei wichtiger geworden, dass die Rolle des Intellektuellen an den eigenen wissenschaftlichen Hintergrund angebunden ist. Als Intellektueller zu intervenieren, so Klaus Günther, stelle für ihn eine Herausforderung dar, beides zu vereinen: das Berufliche und die Fähigkeit, anderen die Augen zu öffnen für die entscheidenden Dinge. Das bedeute, sich auch »in dem Bereich, in dem man zuhause ist, gerade auf solche intellektuellen Interventionen hin noch einmal besonders kundig zu machen oder in der Richtung weiter zu forschen, so dass das ineinandergreift und die Rollen sich ergänzen.«

Den, der von solcher Wechselbeziehung inspiriert ist, treibt es über das in der Zukunft Produzierte hinaus. Das macht ihn dort leicht zur peripheren Figur, disponiert aber zu disziplinübergreifender Kooperation und Kenntnis. Er habe, so Günther, immer »nur Themen aufgegriffen, die mich intellektuell interessiert haben«, Dinge, die ihn umtrieben. »Um zu sagen: Moment mal, das ist eine gefährliche Entwicklung, oder: Hier verändert sich das Strafrecht plötzlich massiv, muss man sich immer wieder eine Außenperspektive verschaffen. Dazu braucht man eben den Kontakt zu anderen Wissenschaften. Erst mit einer gewissen sozialwissenschaftlichen Analyse kann man dann sagen: Aha, da läuft im Strafrecht gerade etwas schief.«

Wider den Sog der Medien

Und wie können sich Intellektuelle davor bewahren, dem Sog der Medien zu erliegen? Eine Frage,



Der Autor

Dr. Rolf Wiggershaus, 69, hat in Tübingen und Frankfurt Philosophie, Soziologie und Germanistik studiert. Seine große Studie zur Geschichte und Theorie der »Frankfurter Schule« ist zu einem vielfach übersetzten Standardwerk geworden. Zuletzt erschien von ihm in der Biografienreihe der Goethe-Universität »Gründer, Gönner und Gelehrte« der Band über Max Horkheimer.

wiggersh.r@t-online.de



5

die in meinen Gesprächen mit den Frankfurter Wissenschaftlern immer wieder Thema war. Sie wollen sich nicht vereinnahmen lassen. Wichtig ist ihnen ein mediales Format, bei dem der Wissenschaftler, Schriftsteller oder Künstler, der sich öffentlich äußert, damit rechnen kann, dass sein Thema im Mittelpunkt steht oder jedenfalls nicht zur Marginalie wird. »Ich mache das eigentlich nur noch, wenn ich das Gefühl habe«, so Klaus Günther, »ich habe ein eigenes existenzielles Interesse an der Thematik und ich kann mit meinem wissenschaftlichen Hintergrund etwas zur öffentlichen Debatte beitragen. Und dann trete ich an die Medien heran.«

Qualitätszeitungen und Teile des Rundfunks bieten noch am ehesten geeignete Möglichkeiten. Das Fernsehen dagegen setzt bis in den öffentlich-rechtlichen Bereich hinein auf Ereignishaftigkeit, Sichtbarkeit, Unterhaltungswert. In einer Situation unregulierter Konkurrenz zwischen Medienintellektuellen, die mit schnellen und überraschenden Behauptungen, Assoziationen und Schlussfolgerungen ohne erkennbare Richtung und Logik brillieren, und Intellektuellen »mit avantgardistischem Spürsinn für Relevanzen«, die nachdenkliche Feststellungen, interessante Argumente und klar formulierte Alternativen ins Feld führen oder zu führen versuchen, würden Letztere geradezu fehl am Platz wirken. »Die größte Autonomie und Selbstbestimmung über das eigene Wort und den eigenen Auftritt«, so Axel Honneth, »hat man in der Presse. Auch im Rundfunk geht das noch eher. Es geht kaum mehr im Fernsehen. Sobald man gewissermaßen dort die Tür geöffnet hat, verfügt man nicht mehr über sich und setzt eine Art Verfremdungseffekt ein.«

Zwischen tagespolitischer Intervention und Zivilisationskritik

Axel Honneth unterscheidet zwischen dem »normalisierten Intellektuellen«, dessen Inter-



6

ventionen sich im Horizont öffentlich geteilten Selbstverständnisses bewegen und der damit rechnen kann, öffentlich Gehör zu finden, und dem »Gesellschaftskritiker«, der diesen Horizont überschreitet, das herrschende Selbstverständnis infrage stellt und dabei auf tiefer liegende Normen stößt – nämlich immer noch und wieder auf den Prinzipienkatalog der Französischen Revolution. Er dient als Richtungsweiser beim Hinterfragen kultureller, ökonomischer und sozialer Voraussetzungen unserer gegenwärtigen Lebensform. Adorno und Habermas zeugen für Honneth davon, dass es möglich ist, beides in einer Person zu vereinen: tagespolitische Intervention und Zivilisationskritik.

Man kann das zu einer Forderung zuspitzen: Nur, wenn beides miteinander verbunden ist, kann man von einer spezifischen intellektuellen Intervention sprechen. »Eine Problematik in einen historischen Rahmen zu stellen, der die Problematik neu erscheinen lässt«, so Rainer Forst, »die Begriffe, in denen ein Problem formuliert wird, zu hinterfragen und zu sagen, das muss man ganz anders betrachten – wenn Intellektuelle so etwas zustande bringen und nicht nur eine Stimme sind, die zu bestimmten Problemen Ratschläge erteilt, die andere auch erteilen, wenn sie helfen, ein Problem tiefer und besser zu verstehen, dann sind sie nach wie vor unverzichtbar. Wenn die wissenschaftliche Arbeit dazu beiträgt, dann sollten Wissenschaftler sich als Intellektuelle betätigen.«

Was also ist die Antwort, die sich aus den Beispielen und Gesprächen für die Titelfrage ergibt? Die schnelle Wirkung im Meinungsaustausch ist nicht zu verachten. Doch wichtiger kann die Fern- und Tiefenwirkung einer Konterbande sein, die auf vielerlei Wegen Adressaten zu erreichen und zur Umorientierung einer Lebensform beizutragen vermag. ●

5 Axel Honneth im August 2013 in der Frankfurter Börse. Philosophen treffen auf Finanzexperten – Beginn eines gemeinsamen Reflexionsprozess über Werte in der Finanzwelt? Mit der Vortragsreihe stellten sich das Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und die Deutsche Börse AG der aktuellen Krise.

6 »Die öffentliche Rolle der Intellektuellen« war im November 2010 Thema des vom Exzellenzcluster organisierten »Frankfurter Stadtgespräch«. Es debattierten Thea Dorn und Rainer Forst (Moderation Peter Siller). Dorn beklagte, dass es in Deutschland keine öffentlichkeitsrelevanten Intellektuellen unter sechzig gebe. Das wollte Forst so nicht stehen lassen, wies aber auf die veränderten Verhältnisse bei fortschreitender wissenschaftlicher Spezialisierung hin.



»Am Tresen der Vollidioten«:
Eckhard Henscheid (rechts im Bild)
mit dem Gastronom Hans Joachim
Mentz unter einem Foto aus
der legendären Kneipe Mentz in
den 1970er Jahren.

»Was ist eigentlich mit einer Robert-Gernhardt-Straße in Frankfurt?«

Interview mit Eckhard Henscheid zur »Neuen« und »Alten« Frankfurter Schule

Seit 50 Jahren ist Eckhard Henscheid schon Mitglied der »Neuen Frankfurter Schule« – Deutschlands »erfolgreichster Boygroup« (Oliver Maria Schmitt). Doch in welchem Verhältnis steht die »Neue« eigentlich zur »Alten« Frankfurter Schule von Horkheimer, Adorno & Co? Impliziert die Namensgebung (heimlichen) Respekt oder (ironische) Distanz? Hat die »Spaßgesellschaft« der Kritischen Theorie endgültig den Garaus gemacht?

Frank: Herr Henscheid, Sie haben in einem Aufsatz aus dem Jahre 1985 den Unterschied der beiden Frankfurter Schulen folgendermaßen beschrieben: »[...] es [handelte] sich bei der alten Frankfurter Schule um ostentativ seriöse und meist professorale Herrschaften schwergewichtigen Gehalts; indessen die NFS eher mit dem Leichten, Spielerischen, Komischen und nicht partout Wissenschaftlichen zu tun hat.« Gibt es aber auch intellektuelle Gemeinsamkeiten, teilt man den Aufenthalt im »Grandhotel Abgrund«?

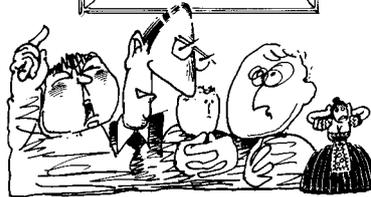
Henscheid: Da gehen die Ansichten auseinander, auch unter uns, den Individuen der »Neuen Frankfurter Schule«. Der vor acht Jahren verstorbene Robert Gernhardt, von uns immer als so etwas wie der Schuldirektor verstanden, und auch ich selber: Wir waren wohl immer des Konsensus einer starken Abhängigkeit der Neuen von der Alten Frankfurter Schule. Was Kritik, Spott, Satire auf diese durch jene nicht ganz ausschloss – auch wenn das Horkheimer und Adorno kaum gebilligt hätten, sie waren doch stark altmodisch-akademisch-autoritätsmäßig geprägte Herrschaften. Andere, vor allem unsere Zeichner Waechter, Traxler, Poth, Bernstein, sahen das sicher etwas anders – die kamen halt auch mehr von Dürer, Vermeer oder mindestens Wilhelm Busch her. Meine zitierte Meinung von 1985 will ich hier gerne nochmals absegnen, jedenfalls im Kern. Kaum mehr verstanden wird wohl heute noch das »Grandhotel Abgrund«. Das war eine reichlich höhnische Metapher von Georg Lukács auf die Adorno-, Horkheimer- und Co-Schule – und schon im Originalkontext

nicht recht weiterführend. Gemeint war: Kommunisten, Sozialisten und so weiter waren die Frankfurter Philosophen und Soziologen nie! Wir übrigens auch nicht. Höchstens: manchmal.

Frank: Die Rubrik »Humorkritik« in der TITANIC wird ja mit einem leicht verfremdeten Adorno-Foto geschmückt, ein jährlicher Adorno-Ähnlichkeitswettbewerb wurde im Rahmen der Buchmesse veranstaltet. Wie sehen Sie heute den berühmtesten Sozialforscher der Frankfurter Schule, kann er auch witzig sein?

Henscheid: Adorno zum Beispiel konnte, wenn er wollte und nicht zufällig verblendet war von seinen eigenen Vorur-

*Das unübertreffliche Bild aber –
"Max Horkheimer und die Seinen" –
ist von Volker Kriegel –*



Zeichnung: F. W. Bernstein

teilen-Ressentiments, durchaus auch witzig sein, satirisch-polemisch vor allem. Zum Beispiel mit seinen Attacken auf die obsoletere Bourgeoisie-Kultur; etwa mit seinem schönen und kraftvollen Schimpf auf einen amerikanischen Konzertführer von 1936 ff., nachzulesen im Aufsatz »Theorie der Halbbildung« von 1962; wenn er sich da über die einer Tschaikowski-Sinfonie aufgeklebte Verbalisierung des bekannten Haupt-Themas lustig macht: »Sorrow is ended – it seems Tschaikowski will be calm again.« Adorno, im Gegenteil, läuft zu Zorn in Hochform auf: »Diese Explosion von Barbarei – die idiotischen Sätze, die da gesungen werden – nach dem Cliché des langmähnigen Slawen, eines rasenden Halbirren, der immerhin auch seine ruhigen Phasen hat.« Und so weiter ... Sehr schön und talentiert. Inso-

fern ist Adornos Rundkopf auch durchaus rechtens Gallionshaupt der in der Frage genannten Mentz-Humorkritik-Kolumne. Humorist war aber wohl keiner von der Alten Schule. Das Spätmitglied Habermas schon gar nicht. Der war und ist völlig humorfrei.

Frank: In Ihrem Roman »Die Vollidioten« taucht auch ein gewisser Max Horkheimer auf, der in der Bierkneipe »Mentz« gerne am Spielautomaten seine Zeit verbringt und Geld verprasst – wie viel Fiktionales, wie viel Reales steckt in dieser Figur?

Henscheid: Max Horkheimer war wohl realiter nie im »Mentz«. Adorno auch nur in der Halb- oder Viertelerinnerung der beiden Mentz-Wirte. Einige Satelliten und Sternschnuppen dieser Großen aber hockten schon zeitweise gerne drin. Mein kurioser Roman-»Horkheimer«? Das war wohl damals, schon vor dem Roman, ein kurze Zeit kurrentes Gruppen-Insider-Spaßchen.

Frank: Ist die Goethe-Universität, die bis vor Kurzem noch wie die TITANIC-Redaktion ihren Hauptstandort in Bockenheim hatte, ein lokaler Bezugspunkt für Ihre Humorproduktion (gewesen), gibt es persönliche Bezüge der TITANIC-Redakteure in die Uni hinein?

Henscheid: Nein, es gab keine großen Bezüge. Ich las an der Frankfurter Uni nur ein einziges Mal als Gast in einem Sprachkritik-Seminar. Insgesamt dürfte da das Jesus-Wort gelten vom Propheten im eigenen Vaterland – hier in der Variante: Von den genuin akademischen Köpfen wurden wir wohl am wenigsten und langsamsten erkannt und anerkannt. Im Grunde bis heute. Zum Teil aus plausiblen Pro-domo-Gründen der eigenen Lagerverteidigung. Aber: Es gab auch immer Ausnahmen. Uns zugetane Professorenköpfe.

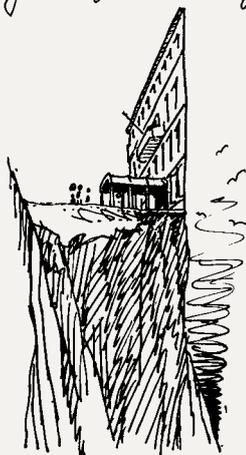
Frank: Die Frankfurter Schule sei, so sagen einige Beobachter, heute nicht mehr so gesellschaftskritisch wie in früheren Jahren – trifft das auch auf die »Neue Frankfurter Schule« zu? Mutieren Satire und Humor in der »Spaßgesellschaft« zu reinen Dienstleistungen?

Henscheid: Also, ich persönlich hatte wirklich nie mit »Spaßgesellschaft« zu

KRITISCHE THEORIE – SCHMUNZELND

Wegen Umbauarbeiten im Grandhotel Abgrund fanden die Gruppenstunden der »Frankfurter Schule« zu Beginn der 60er Jahre im Gasthaus Mentz/Krenz im Bornwiesenweg statt. Erinnernte sich später der Wirt Hans Mentz, er habe, »als die Herren Gelehrten noch schauen mußten, wo sie blieben«, den gesamten Vertretern der Kritischen Theorie »von Adorno bis Alfred Schmidt« 20 Mark geliehen bzw. »die Herren haben hier in die Kneipe ihre Studenten mitgebracht und Vorlesungen gehalten«. (cf. Eckhard Henscheid, Die Vollidioten, p. 183).

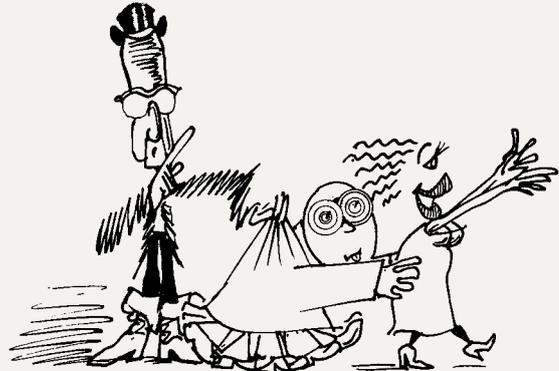
Grandhotel Abgrund



Zeichnung: F. W. Bernstein

Der späte Max Horkheimer hatte es bekanntlich stark mit dem Geldautomatenspielen, heimlich indessen auch im tessinischen Montagnola mit einer »theologia occulta«. Gottseidank kam ihm Adorno nicht mehr drauf, sonst »hätte es vielleicht was gegeben« (Alfred Schmidt/

Oskar Negt/Alexander Kluge u. a.: Kritische Theorie negativ zu Ende gedialektikt). Aber Adorno war schon tot.



Zeichnung: F. W. Bernstein

Dagegen war der alte Adorno seinerseits arg hinter den Rücken her. Als ihn Max Horkheimer deshalb sogar einmal verwarnen mußte, wenn das so weitergehe, entziehe er ihm mit Rücksicht auf die Springerpresse die *venia legendi*, außerdem habe er doch zuhause schon eine Frau, – da überraschte der noch immer geistig rüstige Adorno den Chef mit dem Satz: »Nur wenn das, was ist, sich ändern läßt, ist das, was ist, nicht alles. Hehe!« Seitdem hatte Adorno seinen Spitznamen »Teddy« (meint: der Fuchs) weg.

Aus: Eckhard Henscheid »Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno hereinlegte. Anekdoten über Fußball, Kritische Theorie, Hegel und Schach.« Mit Zeichnungen von F. W. Bernstein. Zürich 1983, Haffmans Verlag, ISBN 3 251 00013 6, S. 58–60.

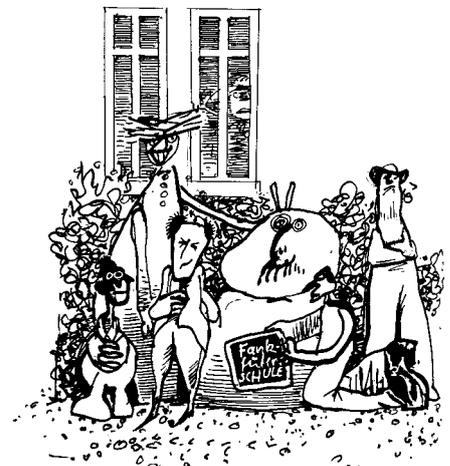
tun. Und bekämpfte sie immer tapfer. Bis heute. Andererseits werden in dieser »Spaßgesellschaft« vulgo in der nachwachsenden Jugend relevante Grundausstattungsbegriffe wie »Ideologiekritik« und »Kulturkritik« und Ähnliches schon gar nicht mehr verstanden. Das ist denen Hekuba, spanische Dörfer, Opadenken. Sei's drum. Wir wissen es besser. Aber die Dialektik der Aufklärung geht halt krumme Wege – muss laut Horkheimer/Adorno zeitweise wieder in den Mythos, die Voraufklärung retour.

Frank: Satire und Humor finden zunehmend im Internet statt, Auflagen von Zeitungen und Zeitschriften gehen zurück – wie geht die TITANIC mit diesem Medienwandel um?

Henscheid: Für die TITANIC bin ich seit Langem kaum mehr zuständig. Ich glaube aber, dort arbeitet man jetzt vielfach mehrgleisig: altmodisch print-medial und eben auch internetig.

Frank: Gehen TITANIC-Redakteure wie Martin Sonneborn oder Oliver Maria Schmitt künftig lieber in die Politik?

Henscheid: Sonneborn und Schmitt gingen ja mehr halbernstlich »in die Politik«: der eine als Ein-Prozent-Parteifunktionär nach Brüssel – der andere scheiterte vorerst mit 1,8 Prozent bei der Frankfurter OB-Wahl. Will aber nächstens nochmals antreten. Und hofft dann meines Wissens auf 2,4 Prozent. Und auf die endgültige



Der erste Schultag –

Zeichnung: F. W. Bernstein

ECKHARD HENSCHIED



Eckhard Henscheid wurde 1941 in Amberg/Oberpfalz geboren. Er zählt neben Robert Gernhardt, Chlodwig Poth, F.W. Bernstein und anderen zur »Neuen Frankfurter Schule« (NFS); 1979 war er eines der Gründungsmitglieder der Zeitschrift TITANIC. Er arbeitete als Journalist und Redakteur, bevor er freier Schriftsteller wurde. Sein literarisches Werk umfasst Romane, Erzählungen, Satiren, Essays und Glossen. Sein Roman »Die Vollidioten. Ein historischer Roman aus dem Jahre 1972«, Teil der »Trilogie des laufenden Schwachsinn«, wurde 2014 für »Frankfurt liest ein Buch« ausgewählt.

Etablierung seines damaligen Wahlkampf-Titels: »Oberbürgermeister der Herzen«.

Frank: In Ihrer Anekdotensammlung »Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno hereinlegte« erscheint die Frankfurter Schule um Horkheimer und Adorno wie eine Jungs-Gang, die merkwürdige Privatsprachen pflegt, sich in eitlen Fehden ergeht und ansonsten vor allem den sinnlichen Genüssen des Lebens zugetan ist. Ist das (auch) ein Selbstbild der NFS?

Henscheid: »Eitle Fehden« bei der »Neuen Frankfurter Schule«? Etwa im Stil, in dem sich einst Horkheimer/Adorno und Golo Mann betätigten, welcher Letztere

die seine Frankfurter akademische Karriere torpedierenden Machthaber als »Halunken« beschimpfte? Gab's und gibt's bei uns nicht. Oder nur sehr selten. Beinahe nicht. Was »Lebensgenüsse« angeht, da stehen wir den Alten aber hoffentlich kaum nach. Wein, Weib und Gesang, das sind auch unsere Leitbilder – wie sie, wie man liest, die Adornos waren. Gerade Adornos! Der doch »Leitbilder« vorgeblich ablehnte! Kein Wort wahr.

Frank: Ihr Roman »Die Vollidioten«, im Frühjahr noch Stadtgespräch in Frankfurt, spielt im Nordend und hat Ihnen nun eine Kneipe mit Ihrem Namen beschert. Hat die »Neue Frankfurter Schule« nun damit ein Hauptquartier erhalten, kann man die NFS damit als endgültig etabliert in Frankfurt betrachten, in der »Hochburg der Satire«?

Henscheid: Mit (sozusagen meinem Lokal) »Henscheid« eine »Hochburg der Satire« sicher. »Hauptquartier«? Na ja, ich werde als inzwischen wieder mehr in Bayern Wohnhafter wohl eher selten dort sein. Und nach dem Rechten sehen. Und die – wie man hört schon recht gefüllte – Kasse der Wirtsleute ausrauben. Aber: Was ist eigentlich mit einer Robert-Gernhardt-Straße in Frankfurt? Einen Matthias-Beltz-Platz gibt es ja immerhin seit Kurzem. Erfreulicherweise. Er war ein NFS-Nahestehender.

Frank: Sprachkritik nimmt in Ihrem Gesamtwerk einen großen Raum ein, zum Beispiel mit dem Buch »Dummdeutsch«. Kürzlich erst haben Sie in einem Interview mit einem Fußballmagazin die übermäßige Verwendung des Wortes »Wahnsinn« im Sprachschatz von Bundestrainer Joachim »Jogi« Löw heftig getadelt. Was halten Sie eigentlich von der Kategorie »Unwort des Jahres«?

Henscheid: Im Prinzip meint dieses »Unwort des Jahres« schon etwas Richtiges. Und meinen eigenen Intentionen Verwandtes. Nur bringen die Preisverleiher meist den Kern der Sache durcheinander. Und ihr Amt dazu. Es wird in aller Regel kein besonders zeitsigni-

fikant-scheußliches Wort kreiert, sondern böse politische Gesinnung abgetadelt. Von den unnachgiebigen Gutmenschen. Sonst müsste ja längst das Horrorwort des letzten Jahrfünfts, »okay« (in allen Tonlagen und Bedeutungen), gewürdigt worden sein.

Frank: Hätten Sie einen Geburtstagsgruß und/oder -wunsch für die 100 Jahre alte Goethe-Universität parat?

Henscheid: Selbstverständlich: Apage, Satanas – äh, vielmehr: Cetero censeo, Francofortem – äh, nein. Natürlich: Ad multissimos annos! * ●

*Anmerkung Henscheid: absichtlich falsches Latein!

Zum Weiterlesen

Oliver Maria Schmitt:
Lachstandortverbesserer.
Über die Neue Frankfurter Schule.
In: Merkur 2002, H. 9/10, S. 935–943.



Der Interviewer

Dr. Dirk Frank, 48, ist seit 2012 Pressereferent an der Goethe-Universität. In seiner Dissertation »Narrative Gedankenspiele. Der metafiktionale Roman zwischen Modernismus und Postmodernismus« hat er sich unter anderem mit den Erzählungen Robert Gernhardts beschäftigt.

frank@pww.uni-frankfurt.de



Wo bleibt
die Zeit
für den Blick
auf das
große Ganze?

Von den Zwängen
der Spezialisierung
und dem Wunsch,
den Überblick zu bewahren

von Jürgen Bereiter-Hahn

Jetzt, nach Beendigung vieler Jahre der Lehre und Forschung an der Goethe-Universität, kann ich diese Zeit mit einem Abstand überdenken. Der Freiraum für solch nicht zweckgerichtetes Verhalten ist während der praktischen Tätigkeit an der Universität äußerst gering und muss hart erkämpft werden, wie jedes Stück Freiheit. Rückblickend sehe ich, dass der Wunsch, über das Detailwissen hinaus ganzheitliche Zusammenhänge zu betrachten und über die eigene Fachgrenze hinauszugehen, meinen Weg geprägt hat.

Als ich 1972 frisch habilitiert meinen Dienst antrat, war außerhalb meiner Verpflichtungen als Hochschullehrer und dem Engagement in der akademischen Selbstverwaltung für nichts anderes Zeit. Ich hielt wöchentlich vier Stunden Vorlesung für Erstsemestler der Biologie (später sieben Stunden) und bot dazu ein Praktikum, ein Seminar und Veranstaltungen für Fortgeschrittene an. Zusätzlich wollte der Fachbereich das Studium reformieren. In endlosen Sitzungen wurde der Frage nachgegangen, wie die Lehre im Grundstudium auszusehen habe –, und ich war mittendrin, denn natürlich wollte ich den Studierenden eine optimale Einführung in den Stand der Biowissenschaften bieten. In diesem Sinne wirksam zu werden, bedeutet, sich über die reine Beschäftigung mit dem Fachwissen hinaus hochschulpolitisch zu engagieren. Diese Einsicht veranlasste mich über all die Jahre, Aufgaben im Fachbereichsrat, im Senat und Konvent sowie als Dekan, Vizepräsident und Baubeauftragter zu übernehmen – und damit die Entwicklung der Universität mitzugestalten.

Parallel zur Etablierung neuer Lehrkonzepte bekam meine Gruppe ein schönes Elektronenmikroskop, es ging aufwärts: mit korrelativer Mikroskopie (Vergleich Licht-/Elektronenmikroskopie) konnten die komplizierte Form von Hautzellen und die Bewegung von Mitochondrien erschlossen werden. Dennoch ging es aufgrund meiner vielen Verpflichtungen mit den wissenschaftlichen Ergebnissen nicht so recht voran. In dieser Situation half mir ein wohlwollender Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für die nächsten zwei Jahre über die Runden – unter Vorwegnahme der zu erwartenden Erfolge. Forschung war für mich in all den Jahren nur möglich, wenn es mir gelang, alle zwei Jahre mindestens

einen Antrag bei der DFG erfolgreich zu platzieren, also auch entsprechend gute Ergebnisse vorzuweisen und zu publizieren.

Gesprächskreis Naturwissenschaft und Theologie

Mein Arbeitsgebiet, die Zellbiologie, war damals in der Zoologie kein etabliertes Gebiet. So war es schon innerhalb meiner Disziplin schwierig, den größeren Kontext im kontinuierlichen Austausch mit Wissenschaftlern über dem Doktoranden-niveau zu diskutieren. Mein nächster Ansprechpartner war Karl-Ernst Wohlfahrt-Bottermann in Bonn. Jedoch war das studentische Interesse an der Zellbiologie sehr groß und ich hatte entsprechend viele Diplomanden und Doktoranden, die ich gemeinsam mit meiner technischen Assistentin Monika Vöth betreute.

Hingegen war der Austausch mit zwei Frankfurter Philosophen, Peter Roos und Wolfgang Kuhlmann, außerordentlich fruchtbar. Wir veranstalteten gemeinsam mehrere Seminare zur Wissenschaftstheorie, zum Beispiel zu der Frage, warum Zielgerichtetheit in der Evolution kein Thema für Naturwissenschaften sein kann. Diese Seminare waren sehr gut besucht und die Studierenden diskutierten mit beeindruckendem Fleiß und Konsequenz die anstehenden Fragen. So verstanden sie Grenzen und Möglichkeiten naturwissenschaftlicher Forschung. Parallel dazu entwickelte sich ein Gesprächskreis Naturwissenschaft und Theologie mit Kollegen dieser Fachbereiche. Diese fachübergreifende Beschäftigung stellte eine stete kritische Distanz zum eigenen Forschen sicher und erweiterte den Blick für größere Zusammenhänge.

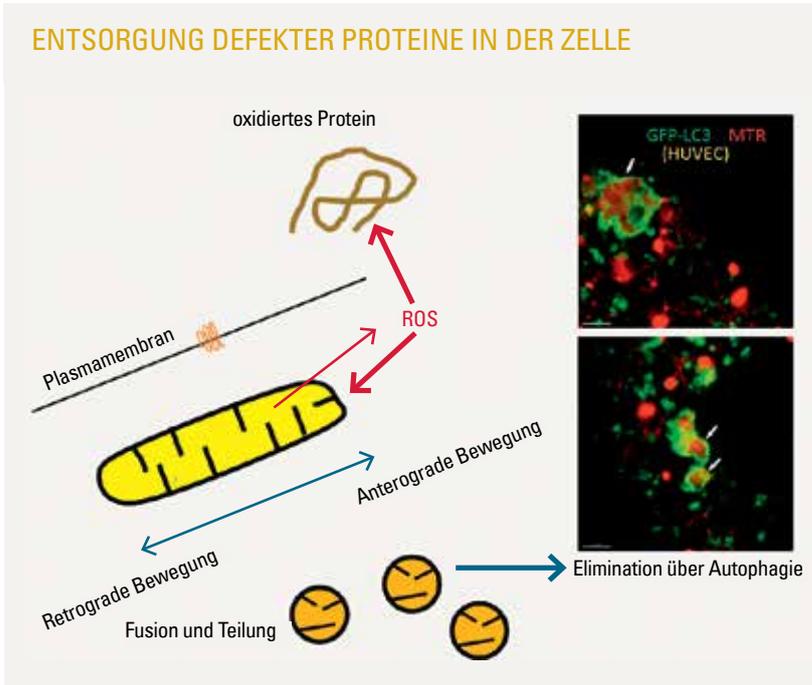
Laborverbot mit fruchtbaren Folgen

Wie Muße und eine stimulierende Umgebung Erkenntnis fördern können, erfuhr ich bei

1 Bildserie zum Verhalten von Mitochondrien in einer lebenden Zelle. Jedes der länglichen Gebilde entspricht einem Mitochondrium mit einer Dicke von etwa 1/2000 Millimeter. Die Membranproteine wurden grün markiert; die Rotfärbung ist ein Maß für das elektrische Potential über die innere Membran der Mitochondrien.

einem Aufenthalt als Berater in einem Krebsforschungsinstitut in den USA: Nachdem ich einige Stunden lang das Experimentieren meines Gast- und Auftraggebers beobachtet hatte, wies ich ihn auf thermodynamische Fehlbeurteilungen

Mechanik und biochemische Regulation erwiesen sich als eng verzahnt. Da mechanische Prozesse stets an Actio und Reactio gebunden sind, sind auch sie nur in einer ganzheitlichen Betrachtungsweise fassbar. Sie reicht von den Zellstrukturen bis zu den »Bauplänen« vielzelliger Organismen und deren Abwandlung im Laufe der Evolution. Dieses Thema beschäftigte mich sowohl in der Lehre (Evolutionstheorie) als auch in der fruchtbaren Auseinandersetzung mit dem Biologen Wolfgang Gutmann vom Senckenberg-Institut und dem Architekten Frei Otto (Stuttgart).



2 Mitochondrien produzieren freie Sauerstoffradikale (ROS), die Eiweiße oxidieren und dadurch ihre Funktion stören. Bei der Teilung werden Mitochondrien-Abschnitte mit geschädigten Proteinen abgetrennt. Das Fluoreszenzbild zeigt, wie die schadhafte Mitochondrien in Vakuolen eingeschlossen und verdaut werden (Autophagie). Die Autophagie-Vakuolen sind grün markiert. Sie umschließen die hier rot gefärbten, geschädigten Mitochondrienabschnitte.

seiner Ergebnisse hin. Das erboste ihn derart, dass ich eine Woche Laborverbot erhielt. Ich nutzte die Zeit, das Buch von Efraim Racker » A New Look at Mechanisms of Bioenergetics« zu lesen und die dort geäußerten Ideen weiterzudenken. Das unerwartete Geschenk einer freien Woche sollte meine Forschungsarbeiten in den nächsten 15 Jahren wesentlich bestimmen. Ich hatte eine Hypothese gefunden, die das Invasionsverhalten von Tumorzellen über die Wechselwirkung ihres Energiestoffwechsels mit der Cytoskelettstruktur erklärte. Damit hatte ich auf der Ebene von Zellen den angestrebten ganzheitlichen Ansatz gefunden.

Von nun an versuchte ich den Studierenden systematisch zu vermitteln, dass die Dynamik biologischer Strukturen eine wichtige Voraussetzung für zelluläre Funktionen ist. Im neu geöffneten Forschungsfeld begann ich, Gradienten der Energieversorgung innerhalb von Zellen nachzuweisen. Ich fand lokale Restriktionen von Stoffwechselreaktionen (Glykolyse) ohne trennende Membranen. Diese Phänomene ließen sich durch die dynamische Zusammenlagerung von Enzymen und Cytoskelettstrukturen erklären, die zu einer wechselseitigen Funktionssteuerung der molekularen Partner führte. Da das Cytoskelett für die Zellform und die Fortbewegung von Zellen verantwortlich ist, gewannen diese Eigenschaften eine neue Bedeutung.

Das Ultraschallmikroskop: Biochemie in Biophysik übersetzen

1983 erhielt ich Besuch von Prof. Calvin Quate (Stanford University), dem Erfinder des hochauflösenden Ultraschallmikroskops. Er warf einen dicken Stoß Fotos auf den Tisch und fragte, was ich davon hielte. Die Ultraschallbilder von Zellen sahen den Abbildungen von Zellen im reflektierten Licht sehr ähnlich. Dazu hatte ich vor einiger Zeit eine Theorie aufgestellt und dementsprechend interpretierte ich die Bilder. Das Ergebnis dieses sehr intensiven Gespräches war, dass ich als Erstanwender an der Entwicklung eines Gerätes durch die Firma Ernst Leitz in Wetzlar beteiligt wurde. Eines der ersten funktionstüchtigen Instrumente kam, durch die DFG finanziert, nach Frankfurt. Damit eröffneten sich völlig neue Möglichkeiten zum Studium der Zellmechanik, doch mussten über mehrere Jahre hinweg erst die erforderlichen Auswertungsverfahren entwickelt werden.

Parallel dazu konnte das Gerät mit der Gruppe des Physikers Wolfgang Grill über die Ultraschall-Phasenkontrastmikroskopie für biologische Anwendungen weiter verbessert werden. Erstmals war es möglich, zelluläre Elastizität und Strukturbildung durch Quervernetzung fädiger Cytoskelettstrukturen hochaufgelöst zu bestimmen, ohne die Zellfunktion zu stören. An Gelen aus Zellbestandteilen ließen sich mit hoher Empfindlichkeit molekulare Wechselwirkungen messen. Biochemie konnte in Biophysik übersetzt werden. Zellform und Zellbewegung wurden so von den Eigenschaften von Gelen bis zur Zellmechanik interpretiert.

Einen entscheidenden Anteil hatte die Kombination molekulargenetischer Methoden, die durch einen neuen Mitarbeiter (Dr. Dirk Schmitz) in die Gruppe kamen, mit den physikalischen Messungen. Auch dies ist ein Beispiel dafür, wie Interdisziplinarität die eigenen fachlichen Grenzen erweitert. Ein wichtiges Ergebnis dieser Zusammenarbeit war die Erkenntnis, dass die Aktinpolymerisation abhängig ist von Enzymen der Glykolyse, und zwar je nachdem, ob

diese Enzyme ihr natürliches Substrat zur Verfügung haben oder nicht. Diese Mechanismen wirken im Konzert mit Ionen-transportvorgängen, die für den hydrostatischen Innendruck von Zellen verantwortlich sind. Indem wir Druck und Volumen auf zellulärer Ebene bestimmten, konnten wir ein neues Modell der Zellmigration entwickeln. Ebenso klärten wir auf, wie die Zelle ihr Volumen reguliert: Sie überträgt die Spannung von Mikrofilamenten an der Zellmembran auf einen regulierenden Ionenkanal (TRPV4).

Im Grenzgebiet zur Medizin

In einer weiteren interdisziplinären Zusammenarbeit interessierte ich mich gemeinsam mit August Bernd vom B-Labor der Dermatologie dafür, wie mechanische Kräfte sich auf die Differenzierung und Teilungsaktivität von Hautzellen auswirken. Diese Arbeiten gipfelten in einer verbesserten Technik zur Zucht menschlicher Haut für Transplantationen nach schweren Schädigungen wie Verbrennungen. Bei diesem Projekt sowie bei einem weiteren zur Züchtung eines Nierenäquivalents (unter anderem mit Prof. Helmut Geiger und Dr. Patrick Baer von der Klinik für Innere Medizin III an der Goethe-Universität) konnten durch dreidimensionale Zellkulturen die großen Einschränkungen überwunden werden, die das Arbeiten mit Zellkulturen in Flaschen und auf Glasscheiben oft so unbefriedigend machen.

Das letzte große Thema, das dank der Förderentscheidungen bei der DFG und der Europäischen Union (EU) den Reigen meiner Forschung zu Energiestoffwechsel, Zellstruktur und Differenzierung beziehungsweise Zelltod beschloss, waren Arbeiten zur Rolle von Mitochondrien bei Alternsprozessen im Rahmen eines von Prof. Heinz D. Osiewacz koordinierten EU-Projektes. Mich beschäftigte hierbei die Rolle von Mitochondrien als integrativem Bestandteil von Zellen, deren Schädigung, Überlebensstrategie und Abbau. Die bis dahin entwickelten mikroskopischen Methoden ermöglichten in Kombination mit molekularer Genetik neue Einsichten in die Dynamik von Mitochondrien. Beispielsweise konnten wir nachweisen, dass die Fusion von Mitochondrien deren Stressresistenz erhöht und die Lebensspanne von Zellen sich verlängert, indem geschädigte Mitochondrien eliminiert werden. Diese letzten Jahre waren durch eine sehr fruchtbare Kooperation mit Dr. Marina Jendrach geprägt. Nun hatte ich die Gesprächspartnerin, die in den frühen Jahren so sehr fehlte. Wenngleich diese Arbeiten nicht über die Organisationsebene der Einzelzelle hinausgingen, so schloss sich doch der Kreis vom Organell zur ganzen Zelle, da ich in den 1970er

Jahren den ersten Fluoreszenzfarbstoff identifiziert hatte, der an lebenden Zellen die Bestimmung der mitochondrialen Energieladung (Membranpotenzial) ermöglichte. Das war ein wichtiger Schritt zu einer »Biochemie in der lebenden Zelle«.

Das Spannungsfeld zwischen ganzheitlicher Betrachtungsweise und Detailforschung eines kleinen Ausschnittes biologischer Prozesse war vom wissenschaftstheoretischen Standpunkt meine zentrale Herausforderung, sie beeinflusste meine Fragestellung und die Wahl der Methoden. Diese Schulung war für meine Tätigkeit als Vizepräsident eine wichtige Voraussetzung bei der Formung der Cluster im Rahmen in der Exzellenzinitiative. ●

Prof. Dr. Jürgen Bereiter-Hahn EIN LEBEN FÜR DIE WISSENSCHAFT

Prof. Dr. Jürgen Bereiter-Hahn, Jahrgang 1941, studierte Biologie, Biochemie und Philosophie an der Goethe-Universität. Er promovierte 1967 am Institut für Kinematische Zellforschung in Frankfurt. 1972 schloss er seine Habilitation über Cytoskelettdynamik in Epidermiszellen der Fischhaut ab und erhielt eine Professur für Zellbiologie (Kinematische Zellforschung) an der Goethe-Universität. Forschungsaufenthalte führten ihn zu Prof. Britton Chance (Philadelphia), Prof. Bo Thorell (Stockholm) und Prof. Eli Kohen (Miami). Jürgen Bereiter-Hahn ist Autor mehrerer Fachbücher. Seine von 2000 bis 2004 in Zusammenarbeit mit dem Institut für den wissenschaftlichen Film in Göttingen herausgegebene CD-Serie »Die Zelle« wurde mit sechs Preisen ausgezeichnet.

1985/1986 war Bereiter-Hahn Dekan des Fachbereichs Biologie, 1996 bis 2000 Sprecher des Konventvorstandes, 1993 bis 1995 Sprecher des Biozentrums und 2003 bis 2006 Vizepräsident der Goethe-Universität. Er engagierte sich außerdem als Baubeauftragter für das Biozentrum und das Buchmann Institute for Molecular Life Sciences.

2006 wurde er emeritiert. Heute ist er tätig als Ombudsmann für Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter; er ist Vorsitzender des Bewertergremiums für Erfindungen aus der Goethe-Universität (bei INNOVECTIS), Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen der Goethe-Universität und Mitglied des Human Spaceflight and Expolaration Advisory Panel und des Future Technology Advisory Panel der ESA.

bereiter-hahn@bio.uni-frankfurt.de



A woman with brown hair, wearing a black blazer over a dark top, is leaning over a wooden foosball table. She is smiling and looking towards the camera. The background is a workshop or office with various items on shelves and a desk. A desk lamp is visible in the upper left corner.

Mit Hartnäckigkeit und starkem Willen zum Erfolg

Wissenschaftlerinnen
an der Goethe-Universität
gestern und heute

von Anja Störiko

Von den hart umkämpften Anfängen des Frauenstudiums bis heute hat sich viel verändert. Doch Familienplanung und Mobilität sind weiterhin kritische Punkte für weibliche Karrieren in der Forschung. Deswegen sind Wissenschaftlerinnen auch heute noch häufiger kinderlos als ihre männlichen Kollegen. Erst allmählich schärfen Genderprogramme das Bewusstsein für die nicht fachlichen Aspekte der Nachwuchsförderung beider Geschlechter. Und Mentoringprogramme helfen Frauen bei den letzten Schritten zur Professur wie Networking, Auftreten, Bewerben und Verhandeln.

Selten (be)trifft einen als Journalistin eine trockene Statistik während der Artikelrecherche so persönlich: Frauen mit Studienbeginn 1984 promovierten laut »Expertise zu Frauen in Wissenschaft und Forschung« zwar vergleichsweise häufig, doch schon während der Promotion suchten sie nach Berufsalternativen außerhalb der Wissenschaft. Diese Expertise der Robert Bosch Stiftung liest sich wie mein persönlicher Lebenslauf: 1984 Studienbeginn, dann Promotion – doch statt wissenschaftlicher Karriere Familie und Selbstständigkeit. So wenig ich selbst beantworten kann, was wann und warum den Ausschlag gab, nicht die Wissenschaftskarriere fortzusetzen, so wenig liefert auch die Bosch-Studie eine durchgängig plausible Antwort für diese typische Akademikerinnen-Laufbahn. Der Kinderwunsch spielte eine entscheidende Rolle, die hohen und strikten Anforderungen an Zeit und Mobilität, die unsicheren Aussichten, die Strukturen des Wissenschaftsbetriebs an sich, aber auch die Überzeugung, abseits der klassischen Wissenschaft eher die Balance zwischen Familie, Freizeit und erfüllender Arbeit finden zu können.

Vor 100 Jahren: Zäher Kampf um das Frauenstudium

Dass sich Frauen die Frage nach einer wissenschaftlichen Karriere überhaupt stellt, ist vergleichsweise neu: Vor 90 Jahren erhielten die Chemikerin Margarete von Wrangell und die Erziehungswissenschaftlerin Mathilde Vaerting die ersten außerordentlichen Professuren an deutschen Universitäten. Erst seit drei Generationen haben Frauen überhaupt die Option, eine Wissenschaftskarriere einzuschlagen. Die Anfänge waren zäh und von Rückschlägen und frauenfeindlichem Hohn und Spott begleitet. Die Ärztin Dorothea Christiane Erxleben hatte

zwar schon 1754 die Sondererlaubnis Friedrichs des Großen zur Promotion erhalten, und ab 1900 gab es die ersten »ordentlichen« deutschen Studentinnen. Doch selbst als 1912 die Mikrobiologin Lydia Rabninowitsch-Kempner den Professorintitel erhielt, war an eine Lehrerlaubnis nicht zu denken. Die Vorbehalte gegen weibliche Forscherinnen waren zu groß.

Dass heute über die Hälfte der Abiturienten und Studienabsolventen weiblich ist und die Zahl der Promotionen über 40 Prozent liegt, darf daher als Erfolg betrachtet werden. Dennoch »gibt es immer noch eine Frauen- und Förderlücke«, so Astrid Franzke, die das an der Goethe-Universität angesiedelte hessische Mentoring-Projekt »ProProfessur« betreut. »Gerade erst wurde die Quote von 20 Prozent Professorinnen bundesweit erreicht«, beschreibt sie den geringen Anteil weiblicher Führungskräfte an den Hochschulen. In der höchsten Besoldungsstufe liegt der Frauenanteil sogar unter 15 Prozent, und in den außeruniversitären Forschungseinrichtungen ist er mit 11 Prozent noch niedriger. Die Goethe-Universität steht vergleichsweise gut da (siehe Kasten).

Der Jubiläumsband »Einzeln & Gemeinsam – 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität« schildert, welche Hürden und Vorurteile Frauen überwinden mussten, und wie viel Eigensinn, Beharrlichkeit und Durchsetzungsvermögen nötig waren, um als Frau erfolgreich zu sein. »Ich war ein Eigener, ein Selberaner«, erinnerte sich beispielsweise die Frankfurter Rechtswissenschaftlerin Henriette Fürth rückblickend an ihren Kampf für Arbeit und Frauenrechte. Die Mathematikerin Helene Braun schildert ihren Eigensinn und ihren Fleiß. Die erste Inhaberin eines Lehrstuhls für Frauen- und Geschlechterforschung, Ute Gerhard, betont: »Einfach war es dennoch nicht.« Stadträtin

1 Von dem Klischee der Judaistin in der Bibliothek ist Rebekka Voß weit entfernt. Wenn sie eine kreative Pause braucht, spielt sie gern mit ihrem Mitarbeitern Tischfußball.



- 2 **Nargess Eskandari-Grünberg**,
Stadträtin in Frankfurt.
- 3 **Seyla Benhabib**, Philosophin.
- 4 **Ute Gerhard**,
erste Professorin für Geschlechter-
forschung in Deutschland.
- 5 **Jamila Adamou**,
Gründerin der »Initiative Schwarze
Menschen in Deutschland«.
- 6 **Emmy Klieneberger-Nobel**,
Bakteriologin.
- 7 **Hel Braun**, Mathematikerin.
- 8 **Henriette Fürth**, Frauenrechtlerin.
- 9 **Marion Gräfin Dönhoff**, Journalistin
und Herausgeberin der »Zeit«.
- 10 **Margarete Mitscherlich**,
Psychoanalytikerin.
- 11 **Charlotte Mahler**, erste Chefärztin
und Klinikdirektorin in Deutschland.
- 12 **Stefanie Dimmeler**,
Biologin, Molekulare Kardiologie.
- 13 **Christiane Nüsslein-Volhard**,
Biologin, Nobelpreisträgerin für
Medizin 1995.





9



10



11



12



13

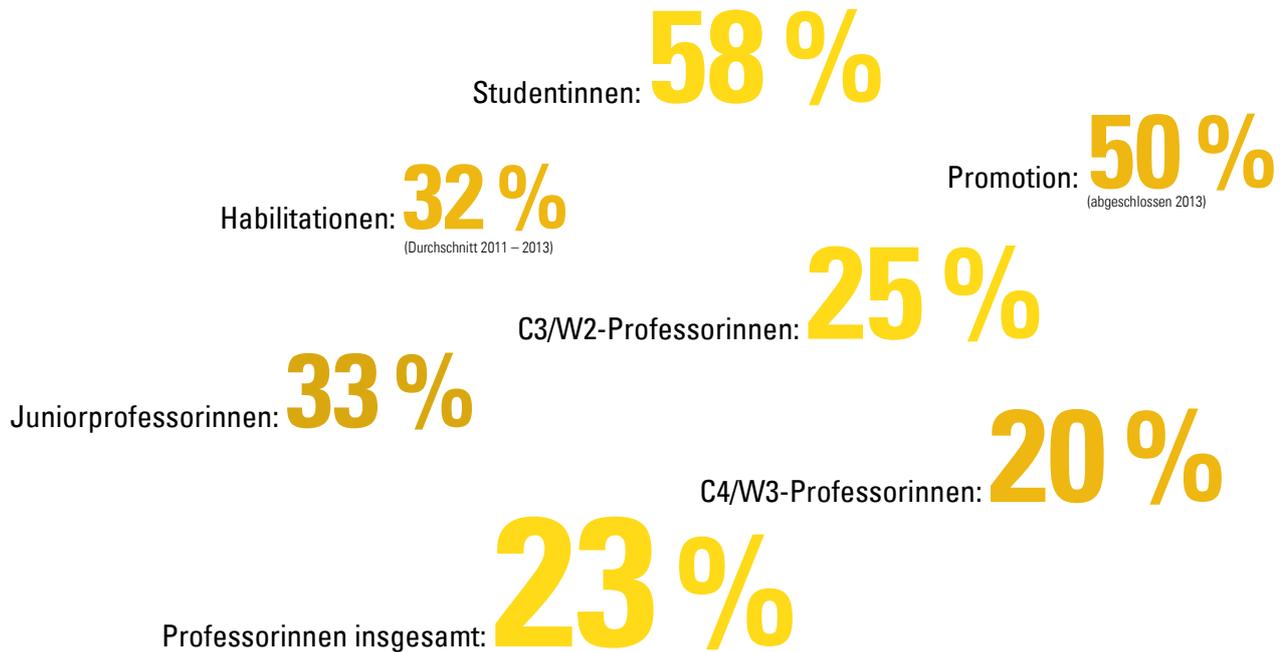
100 JAHRE STARKE FRAUEN AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

Zum 100. Geburtstag der Goethe-Universität erschien ein Buch, das »den kleinen Teil der Frauen sichtbar machen möchte, die seit 1914 an der Goethe-Universität gewirkt haben oder für die Entwicklung der Universität bedeutsam waren«. Vier Autorinnen porträtierten über 50 Frauen – von der ersten Frankfurter Professorin über Stifterinnen, Politikerinnen und Feministinnen bis zum »Guten Geist der Mensa«. Neben ihrem Durchsetzungs- und Beharrungsvermögen fasziniert vor allem die Vielfalt dieser »starken Frauen« der vergangenen 100 Jahre.

Helma Lutz, Marianne Schmidtbaur,
Verena Specht-Ronique, Anja Wolde (Hrsg.)
Einzeln & Gemeinsam – 100 Jahre starke Frauen
an der Goethe-Universität Frankfurt 2014,
ISBN: 978-3-00-045686-2, 124 S., 17 Euro

FRAUENANTEIL AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

(Stand Sommersemester 2014)



Nargess Eskandari-Grünberg, die mit 20 Jahren als Flüchtling in die Bundesrepublik kam, schloss ihr Studium als eine der Schnellsten und Besten ab – und musste dafür hart arbeiten.

Glückliche Umstände und engagierte Mentoren

Doch auch von Förderung, Unterstützung und glücklichen Zufällen ist in der Vita jeder dieser Frauen zu lesen: »Ich bin in privilegierten Verhältnissen groß geworden«, schildert etwa Jamila Adamou, die heute an der Landeszentrale für politische Bildung in Wiesbaden arbeitet. Die Philosophin Seyla Benhabib ist dankbar, dass ihre Karriere in die Zeit des Feminismus fiel: »Diese Bewegung hatte ich immer im Rücken.« Und wie viele andere wäre auch die erste Habilitation an der Goethe-Universität nicht ohne einen starken Mentor möglich gewesen: Der Leiter des Frankfurter Hygiene-Instituts, Max Neisser, suchte mehrere Jahre hartnäckig nach einem Zweitgutachter – den er schließlich in Heidelberg fand – für die Habilitation der Mikrobiologin Emmy Klieneberger-Nobel 1930.

Mentoren sind auch das Stichwort für das hessische Programm ProProfessur, das seit 2007 38 Frauen zu einer erfolgreichen Berufung geführt hat. 178 Wissenschaftlerinnen haben das 18-monatige Programm mittlerweile durchlaufen (siehe »ProProfessur«, Kasten rechts). Frauen kurz vor der Professur werden von einem Mentor oder einer Mentorin begleitet

und durch Seminare zu Themen wie Forschungsförderung, Führungsanforderungen und Berufungcoaching unterstützt. »Der größte Teil verfolgt hartnäckig das Ziel Professur«, beschreibt Leiterin Franzke die ehrgeizigen Frauen. Das Programm schließe eine Förderlücke, denn »viele meinen, die sind ja schon so weit, die können das alleine schaffen«, so Franzke. Dabei sind es häufig die kleinen letzten Schritte, wie Networking, Auftreten, Bewerben, die den jungen Frauen weiterhelfen. »In den Wissen-

PROPROFESSUR

ProProfessur ist ein gemeinsames Projekt der fünf hessischen Universitäten (Frankfurt, Darmstadt, Gießen, Kassel, Marburg). Bereits im vierten Durchgang werden 45 Wissenschaftlerinnen aller Fachrichtungen auf dem Weg zur Professur 18 Monate in ihrer Karriereplanung unterstützt, einerseits von einer ausgewählten Mentorin oder einem ausgewählten Mentor, andererseits mithilfe von Intensivtrainings zu Schlüsselqualifikationen und Führungskompetenzen.

www.proprofessur.de

schaftsstrukturen ist immer noch das männliche Karrieremodell bevorzugt: Vollzeit, jederzeit verfügbar, 150 Prozent Leistung...« schildert Franzke die Barrieren.

Das spiegeln auch aktuelle Studien wider: Laut Bosch-Studie scheiden deutlich mehr Frauen als Männer aus der wissenschaftlichen Laufbahn aus. Verantwortung für die Kinderbetreuung und eingeschränkte Mobilität gelten als Hauptgründe für diesen »brain drain«. Laut einer Untersuchung des Wissenschaftszentrums Berlin ist unter Wissenschaftlerinnen die »klassische Arbeitsteilung« immer noch am weitesten verbreitet: Die Familienverantwortung tragen sie selbst, zusammen mit einem Netz aus Kindertagesstätten und Verwandten. Gerade in dieser Konstruktion haben sie aber statistisch schlechtere Karrierechancen als jene, die zu Hause von ihren Partnern oder ihrer Familie entlastet werden. Zudem sind Wissenschaftlerinnen häufiger kinderlos als Wissenschaftler.

ProProfessur schließt eine wichtige Förderlücke

Das gilt auch für Rebekka Voß (37), die 2012/2013 am Förderprogramm ProProfessur teilnahm. Die Judaistin hatte 2010 eine Juniorprofessur in Frankfurt angenommen. »Das Programm hat mir sehr viel gebracht«, lobt sie die Förderung. In der Evaluationsphase zur Halbzeit der Juniorprofessur kamen Informationen, wie man sich bewirbt und verhandelt, gerade recht: »Ich konnte sehr viel direkt anwenden, was ich in den Seminaren und im Austausch mit meiner Mentorin und Frau Franzke gelernt habe.« Es gelang ihr, ein Stellenangebot des City College of New York erfolgreich zu verhandeln und schlussendlich in Frankfurt eine volle Professur zu erhalten. Darüber hinaus schätzt Voß den Zusammenhalt und Austausch in der Gruppe, die neuen Kontakte: »Das Netzwerk ist eine Investition in die Zukunft«, ist sie sich sicher. Mobilität und Familienplanung sieht auch sie als kritische Punkte der Wissenschaftlerinnen-Karriere. Da ihr Mann in Düsseldorf arbeitet, pendelt sie zwischen Wohn- und Arbeitsort. »Mit Kindern wäre das schwieriger«, gibt sie zu. »Allerdings habe ich die Erfahrung gemacht, dass man hinbekommt, was man wirklich möchte«, zeigt sie sich zuversichtlich. Ähnlich wie in der Vergangenheit gehören auch heute noch eine Portion Hartnäckigkeit und starker Wille zu einer erfolgreichen Karriere dazu. »Kinder bekommen nun mal die Frauen – und das in einer langen und wackeligen Zeit mit befristeten Stellen«, beschreibt Voß die Risiken des Wissenschaftsbetriebs.

Ein Ziel jeglicher Frauenförderung ist daher vor allem die »Work-Life-Balance«, das Einbetten von Berufs- und Sozialleben. Gen-

der-Programme tragen viel dazu bei, dieses Thema in den Instituts-Strukturen bewusst zu machen. So verlangt beispielsweise die Deutsche Forschungsgemeinschaft mittlerweile in allen Förderprogrammen, Kommissionen und Gutachtergremien Gleichstellungsbemühungen, sodass die Universitäten und Forschungseinrichtungen um das Thema nicht mehr herumkommen. Dies wirkt über die Frauen hinaus. »Beispielsweise melden uns viele Mentoren zurück, dass sie ihren wissenschaftlichen Nachwuchs nun anders fördern, persönlicher und mit offenerem Blick für das Nicht-Fachliche«, so Franzke. Zudem fragten auch Männer immer häufiger bei Berufungsverhandlungen nach Kinderbetreuung oder Dual-Career-Chancen für ihre Partnerin. »Unser Ziel ist keine starre 50-Prozent-Quote, sondern eine Vielfalt an Lebensmodellen, die Männern wie Frauen im Endeffekt gleichsam zugute kommt.«

Karriere mit Kindern muss möglich sein

Die ersten Frauen-Förderprogramme entstanden Mitte der 1980er Jahre. Heute, eine Generation später, sind die Erfolge sichtbar: Erstmals wird 2015 eine Frau an der Spitze der Goethe-Universität stehen, Frankfurt stellte als erste Großstadt gemeinsam zwei (Ober-)Bürgermeisterinnen, der bundesdeutschen Politik steht eine Frau vor. Die Mehrzahl der Frauen dieser Generationen hat aber ihre Karriere zugunsten der Familie zurückgestellt. Viele werden den Schritt weg von der Wissenschaft nicht bereuen, sondern flexiblere, spannende und vielfältige andere Tätigkeitsfelder gefunden haben.

Doch zumindest die Renteninformation trifft mich persönlich jedes Jahr aufs Neue: Mein Mann wird mit exakt gleicher Ausbildung das Dreifache meiner Rente erhalten – obwohl ich mit drei Kindern nie mehr als zwei Wochen aufgehört habe zu arbeiten. Frauenförderung ist weiterhin notwendig – und die selbstverständliche Work-Life-Balance für alle. Vielleicht erreichen Männer mit mehr Berufspausen, Familiennähe, Sozial- und Freizeitverhalten eines Tages auch die höhere Lebenserwartung der Frauen? ●



Die Autorin

Dr. Anja Störiko, Jahrgang 1965, studierte und promovierte in Mikrobiologie an den Universitäten Würzburg und Tübingen. Sie arbeitet als freie Journalistin für Publikumszeitschriften, ist Redakteurin der Fachzeitschrift »BIOspektrum« und hat einige Bücher zu Gesundheitsthemen verfasst.

stoeriko@t-online.de



NACHGEFRAGT IM PRÄSIDIUM ...

... bei Prof. Birgitta Wolff

Was reizt Sie am Amt der Präsidentin der Goethe-Universität?

Die Goethe-Uni hat mit ihrer Tradition und den in jüngerer Zeit wieder erreichten Erfolgen ein riesiges Potenzial, aus der Breite vieler Disziplinen für die Gesellschaft Besonderes und Wichtiges zu leisten – in Forschung und Lehre sowie »Third Mission«, also Interaktion mit der Zivilgesellschaft. Diesen erfolgreich eingeschlagenen Weg würde ich gern weiterführen.

Welchen Eindruck haben Sie bisher von der Goethe-Universität gewonnen?

Hier gibt es viele hochmotivierte, kluge Köpfe, die Freude am Denken und Tun haben – beste Voraussetzungen für Kreativität und den Mut, Neues zu entwickeln und auszuprobieren. In der Wissenschaft und Lehre, aber auch

im Umgang miteinander und mit den Herausforderungen der Organisation einer so großen Universität.

Können Sie uns erste Ideen nennen, die Sie gern in Ihrer Amtszeit verwirklichen möchten?

Meines Erachtens ist es für die Akzeptanz und das Ansehen der Goethe-Uni wichtig, noch stärker hervorzuheben, dass nicht nur sie selbst vom Status einer »autonomen Stiftungsuniversität« profitiert, sondern auch das Land und die hessische Hochschul-Community. Wir müssen noch mehr universitätsübergreifende Win-Win-Situationen initiieren, beispielsweise arbeitsteilige Kooperationen – verstärkt auch in der Lehre – mit anderen Hochschulen. Zusammen mit unseren Partnern – dem Land, der Stadt und all unseren Freunden und Förderern – könnten wir auch überlegen, wie wir

die noch anstehenden großen Bauprojekte beschleunigen können, ohne dass es »auf Kosten« anderer geht. Dazu brauchen wir neue Finanzierungsmodelle, da wir den knappen Kuchen der Landesmittel nicht weiter vergrößern können, beispielsweise innovative Baukooperationen mit externen Partnern, ein gezieltes Fundraising und Matching-Agreements.

Es wäre beispielsweise eine schöne Vision, eine neue Zentralbibliothek nicht erst nach 2020 planen zu können, sondern vielleicht schon eher. Und vielleicht auch inhaltlich und architektonisch nochmal neue Akzente zu setzen. Eine Zentralbibliothek sollte wirklich zentral sein. Sie könnte Transparenz signalisieren und die Wichtigkeit von Inhalt, nicht Verpackung. Ich bin sicher, dazu hätte nicht nur ich ein paar Ideen. Die müssten wir gemeinsam entwickeln und umsetzen.

Was bedeutet für Sie Führung?

Das Wichtigste ist: gemeinsam gute Ideen entwickeln und diese umsetzen. Ich sehe meine Rolle nicht darin, jede Idee selbst zu haben und jedes Problem selbst zu lösen. Das wäre eine Anmaßung von Wissen. Es geht darum, Prozesse anzustoßen und zu moderieren, mit denen wir unter Einbeziehung ganz vieler kluger und gut informierter Köpfe gemeinsam die bestmöglichen Ideen finden. Solche Prozesse anzustoßen, zu moderieren und durchaus auch zu steuern, sehe ich als meine Aufgabe. Meine Verantwortung ist dann, dafür zu sorgen, dass wir unsere Herausforderungen meistern, aber nicht, jede Frage selbst zu beantworten.

Welche Botschaft haben Sie für die Studierenden?

Meine Botschaft für die Studierenden ist grundsätzlich dieselbe wie für uns alle: Universität ist keine Torte, die verteilt wird, sondern ein Kuchen, den wir gemeinsam backen wollen. Es geht nicht darum, dass eine Gruppe die andere »bedient« oder irgendwas »liefert«, sondern wir wollen gemeinsam etwas für die Gesellschaft erarbeiten. Dafür gibt uns das Land sehr viel Geld, und dafür kann es auch etwas von uns allen erwarten.

Deshalb: In der Uni geht es nicht um »Mitschwätzen« oder »Fordern«, ebenso wenig wie um »Konsumieren«, sondern um die gemeinsame Entwicklung von guten Lösungen für konkrete Herausforderungen. Zum Beispiel die Weiterentwicklung von Bologna-Studiengängen, die zu den wissenschaftlichen Ansprüchen der Goethe-Uni und zur Idee universitärer Freiheit für innovatives Denken passen. Es geht um Mit-Arbeit, gemeinsame lösungsorientierte und kreative Anstrengungen. Studieren und Forschen in seiner umfassendsten Form. Darauf freue ich mich.

STREITERIN FÜR DIE WISSENSCHAFT

Sie ist die erste Frau an der Spitze der Frankfurter Goethe-Universität: Birgitta Wolff tritt am 1. Januar 2015 ihr Amt als Präsidentin von Deutschlands drittgrößter Hochschule an. 1965 im westfälischen Münster geboren, wuchs Birgitta Wolff in einer Familie mit drei Geschwistern auf. Nach dem Abitur hat sie zunächst eine Banklehre absolviert, dann studierte sie Wirtschaftswissenschaften an der Universität Witten/Herdecke, in Melbourne und Paris. An der Ludwig-Maximilians-Universität in München wurde sie promoviert, forschte dann in Harvard und wurde wiederum in München habilitiert.

Seit 2000 hat Birgitta Wolff den Lehrstuhl für Internationales Management an der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg inne, wo sie trotz anderweitiger Berufungen – nach Münster, Wien, Bremen und Aachen – bis heute geblieben ist. Die Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Personalökonomik, Unternehmensorganisation und international vergleichende Studien – alles Themen, die auch bei der Führung einer großen Universität von Bedeutung sind. Ihre Internationalität hat sie zudem als Gastprofessorin in den USA, der Ukraine, in Kuba, Brasilien und in China unter Beweis gestellt. 2010 wurde Birgitta Wolff Kultusministerin und später Ministerin für Wissenschaft und Wirtschaft in Sachsen-Anhalt. Ihre Aufgabe war es unter anderem, den Wissenstransfer zwischen Hochschulen und Unternehmen zu verbessern. Vom Deutschen Hochschulverband (DHV), in dem Deutschlands Professoren organisiert sind, wurde die CDU-Politikerin bundesweit zweimal in Folge zur »Wissenschaftsministerin des Jahres« gekürt.

Birgitta Wolff gilt als geradlinig, unprätentiös und unkompliziert – und als eine Frau, die weiß, was sie will. Dass ihre Wahl ins Präsidentenamt im Juli kein Durchmarsch war, nahm die 49-Jährige sportlich. Sie sehe es als besondere Aufgabe, auch diejenigen zu gewinnen, die sie nicht gewählt haben. Auf alle Beteiligten zugehen, Gespräche führen und hören, wo der Schuh drückt: Birgitta Wolff hat sich durch ihre zugewandte Art schon in

vielen Fachbereichen der Goethe-Universität Sympathie und Ansehen erworben. Dass sie bereit ist, für die Interessen von Forschung und Lehre zu kämpfen, hat sie schon in ihrem Amt als Wissenschaftsministerin von Sachsen-Anhalt bewiesen: Weil sie sich dem Sparkurs der Landesregierung nicht beugen wollte, musste sie gehen. Eine klare Aussage für ihre Präsidentschaft: Sie will sich einsetzen für ein Ende der »exzessiven Projektivität« und eine bessere Grundfinanzierung der Wissenschaft, betonte sie in einem Interview. Wissenschaftler sollten mehr Freiräume haben und nicht ständig an den nächsten Zwischenbericht für ein Projekt oder die nächste Abrechnung denken müssen.

Der Weggang von Magdeburg fällt ihr nicht leicht, räumte Birgitta Wolff ein. Doch sie freue sich auf die neue große Aufgabe in Frankfurt, wo auch Verwandte von ihr leben. Entspannung und Ausgleich findet sie in der Musik und beim Reiten: Sie spielt Gitarre, Klavier und Jagdhorn und hat zwei eigene Pferde.

Anke Sauter



Ginkgo biloba:

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
gibt geheimen Sinn zu verstehen
Wie? den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwey die sich erlesen,
Dass man sie als eines nennt.

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn,
Fühlst du nicht an meinen Liedern
Dass ich Eins und doppelt bin.



2.15. J. 1815

FÄCHERKULTUREN

»Am widerwärtigsten sind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen, ihre Versuche sind kleinlich und complicit...«

Eine Annäherung an Goethes Wissenschaftsbegriff:
Das komplexe Diverse als Ganzes begreifen

von Ulrike Landfester

»Ach!« würde Goethe vermutlich ausrufen, sähe er die Kleinteiligkeit der heutigen Forschung – und auch sein Faust verzweifelt am gestaltlosen »Wissensqualm«. Goethe wehrt sich vehement gegen eine Zersplitterung der Wissenschaft in unzählige Einzelphänomene. Er schätzt die Universalisten, »die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten«.

Der wohl berühmteste Stoßseufzer der Literaturgeschichte, Fausts »Habe nun ach ...«, eröffnet ein Drama, das neben vielen anderen Etikettierungen durchaus auch die des ersten Wissenschaftsdramas dieser Geschichte verdient. »Die« Wissenschaft – in jenem umfassenden Sinn, den schon der junge Goethe ihr zuschrieb – steht darin als substanzielle, vielleicht sogar wichtigste Komponente der handelnden Figuren auf der Bühne des Geschehens: Faust verzweifelt an dem gestaltlosen »Wissensqualm«, mit dem ihn seine akademischen Studien eingenebelt haben, und verkauft seine Seele dem Teufel, um endlich an die wahren Geheimnisse der Natur zu gelangen; sein Famulus Wagner, die Karikatur eines zeitgenössischen Akademikers, sieht in seiner fantasielosen Pedanterie sogar in klassischen Trauerspielen nur ein Repertorium potenziell berufsnützlicher Informationen; Mephisto stößt Faust mit seiner spitzzüngigen hermeneutischen Ironie immer neu auf das Allzumenschliche

auch der geheimnisvollsten Wissensformen, und Margarete schließlich bezahlt für den – allzumenschlichen – Irrtum, sich für das eigentliche Objekt von Fausts Begierde gehalten zu haben, mit dem Leben.

»Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.«

Eine präzise Bestimmung dessen, was Goethe unter Wissenschaft verstand, ist – dies sei an dieser Stelle gleich vorausgeschickt – in seinem Werk nicht zu finden. Wohl gibt es zahlreiche Belegstellen für das Wort »Wissenschaft« – Goethe verwendete es umgangssprachlich für Ackerbau wie Mathematik, für Architektur wie Verführung –, aber kaum jemals äußerte er sich konzeptionell zu »der« Wissenschaft, auch und gerade nicht in seinen thematischen naturwissenschaftlichen Schriften. Wenn er seinen Wissenschaftsbegriff überhaupt reflektierte, geschah dies typischerweise in seinen poetischen Schriften, wie beispielsweise in einem

1 »Ginkgo Biloba«, eine von Goethe am 15. September 1815 geschriebene Fassung des berühmten Gedichts, das er 1819 in seiner Sammlung »West-östlicher Diwan« veröffentlichte. Die beiden Ginkgo-Blätter hat er selbst mit Klebestreifen befestigt. Das Original befindet sich im Goethe-Museum in Düsseldorf.



2

2 Augenvignette, 1791: Dieser Holzschnitt nach einer verschollenen Handzeichnung Goethes war für den Umschlag des »Optischen Kartenspiels« zur »Farbenlehre« gedacht. Übrigens hatte er seine rechtes Auge zu diesem Zweck abgezeichnet: »Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte.«

Aphorismus aus dem späten Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre*: »Ich denke«, heißt es hier, »Wissenschaft könnte man die Kenntniss des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen; Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur Tat verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft, und Kunst ihr Mechanismus, deshalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.«

Macht die schiere Trockenheit dieses Aphorismus auf den ersten Blick Hoffnung auf eine Definition, die, wo vielleicht nicht mit unserem heutigen Wissenschaftsbegriff kompatibel, so doch wenigstens als Instrument zur Lektüre von Goethes wissenschaftlichem Werk brauchbar wäre, so ist man auf den zweiten Blick wie Faust »so klug als wie zuvor« – nicht zuletzt, weil der Kontext des Aphorismus nur zu deutlich macht, dass Goethe diese Trockenheit als ironisches Stilmittel einsetzt, um das Informationsbegehren seiner Leser an einer Karikatur von Wagners akademischer Pedanterie ins Leere laufen zu lassen. Dieses Verfahren ist selbst ein Effekt von Goethes Wissenschaftsbegriff. Der Wissenschaftler in Goethes Sinn nämlich zielt mit seiner Sehnsucht nach dem Wissen darüber, »was die Welt / Im Innersten zusammenhält«, nicht auf Information, sondern auf Erkenntnis: »Schau alle Wirkungskraft und Samen / Und tu nicht mehr in Worten kramen.« Ziel der Erkenntniswut, die Faust im zweiten Teil der Tragödie durch die ganze unübersichtlich gewordene Lebenswelt der Moderne treibt, ist nicht weniger als eine Gesamtschau dieser Welt schlechthin. Eine solche Gesamtschau aber ist definitivisch, »in Worten kramend«, weder als Erkenntnismodell noch als Gegenstand zu fassen.

Sein gesamtes Werk ein Annäherungsprozess an das, was die Welt im Innersten zusammenhält

Einen Zugang zu ihr gewährt allein ein Prozess der Annäherung, der die Gesetzmäßigkeiten, die er zu erschließen versucht, abbildet. Und dies macht Goethe, indem er diese Gesetzmäßigkeiten

seinem eigenen Ausdruck zugrunde legt. So ist Goethes gesamtes Werk als ein solcher Annäherungsprozess an das die Welt im Innersten Zusammenhaltende zu verstehen. Schon lange vor den streng stilisierten Dramen der klassischen Zeit prägt dies auch die Dichtungen seiner frühen Sturm-und-Drang-Jahre: So genialisch sie in Form und Inhalt auch inszeniert sind, zeigen doch auch sie gerade am Genie dessen Unterworfenheit – und Begabung – durch das Naturgesetz, das Goethe später als Morphologie – Gestaltlehre – beschreiben wird. Deshalb sind Goethes naturwissenschaftliche Schriften immer von meisterlicher rhetorisch-stilistischer Geschliffenheit, so eng sich ihre rigoristischen Gliederungsstrukturen oft auch an die sachlich objektivierenden Gepflogenheiten zeitgenössischer Wissenschaftsdiskurse anlehnen, so dass eine trennscharfe Abgrenzung zwischen poetischer und naturwissenschaftlicher Rede weder möglich noch legitim ist.

Auch dies ist ein Effekt von Goethes Wissenschaftsbegriff, ein Effekt, der in der Entwicklung wurzelt, die die Rhetorik im 18. Jahrhundert zur literarischen Ästhetik durchlaufen hatte. Die Ästhetisierung naturwissenschaftlicher Inhalte war für Goethe keine Vermischung kategorial verschiedener Elemente oder gar ein strategischer Kunstgriff zur Plausibilisierung seiner Hypothesen, im Gegenteil: Goethe begriff die von ihm beschriebenen Gesetzmäßigkeiten als in sich sinnlich schön, so dass diese Ästhetisierung die einzig angemessene Ausdrucksform für ihre Darstellung war. Die Erfahrung dieser Schönheit galt es ihm als sinnliche Erfahrung schön geschriebener Texte an seine Leser weiterzugeben, und dies umso mehr, als für ihn das Schreiben solcher Texte seinerseits analog, ja strukturell denselben universellen Gesetzmäßigkeiten gehorchte.

Wissenschaftliche Gegenstände, ihre übergreifende Einbettung in Raum und Zeit – und das Fiktionale

Der Begriff der Erfahrung ist in diesem Zusammenhang zentral. Zwar unterschied Goethe in seinem Werk zwischen wissenschaftlichen und poetischen Inhalten. Diese Unterscheidung war aber eine graduelle und keine absolute, weil der Vorgang der Verdichtung dieser Inhalte dieselbe Fähigkeit erforderte, auf der Grundlage von eigenen Erfahrungen auf Zusammenhänge zurückzuschließen, die mit den begrenzten Mitteln menschlicher Sinneswahrnehmung nicht abschließend objektiviert werden konnten. Anders formuliert heißt das, dass Goethe auch wissenschaftliche Gegenstände in ihrer übergreifenden Einbettung in Raum und Zeit im Modus der Fiktionalität bearbeitete, da nur dieser Modus es erlaubte, das große Ganze wenig-

tens anzudeuten. In einem Brief vom 30. August 1799, in dem er Johann Georg Schlosser zu einer »kleinen Communication« über die Botanik einlud, legt er diese Haltung selbstbewusst offen: Er habe, schrieb er, in seinen botanischen Studien »den Weg der Metamorphose sehr vortheilhaft gefunden die Ansicht ist geistig genug und da man die Idee immer durch die Erfahrung sogleich ausfüllen und bewähren kann so hat mir diese Vorstellungsart immer viel Zufriedenheit gegeben«. Er sah mithin seine These zur Metamorphose der Pflanzen nicht als Behauptung einer absoluten Wahrheit an, sondern als eine »Vorstellungsart« mit der Funktion eines »Wegs«, eines Instruments, das ihm ermöglichte, seine Beobachtungen in eine Form zu fassen, in der er die Geheimnisse des Pflanzenwachstums modellhaft denken und vermitteln konnte – als ein Modell, dessen Logik auch weit jenseits der Botanik galt.

Die doppelte Bedeutungsebene der »Urpflanze« – Morphologischer Prototyp und Symbol für die römische Antike

So ist beispielsweise die »Urpflanze«, der Goethe in Italien nachspürte, in der Buchbearbeitung seiner Reiseaufzeichnungen zur *Italianischen*



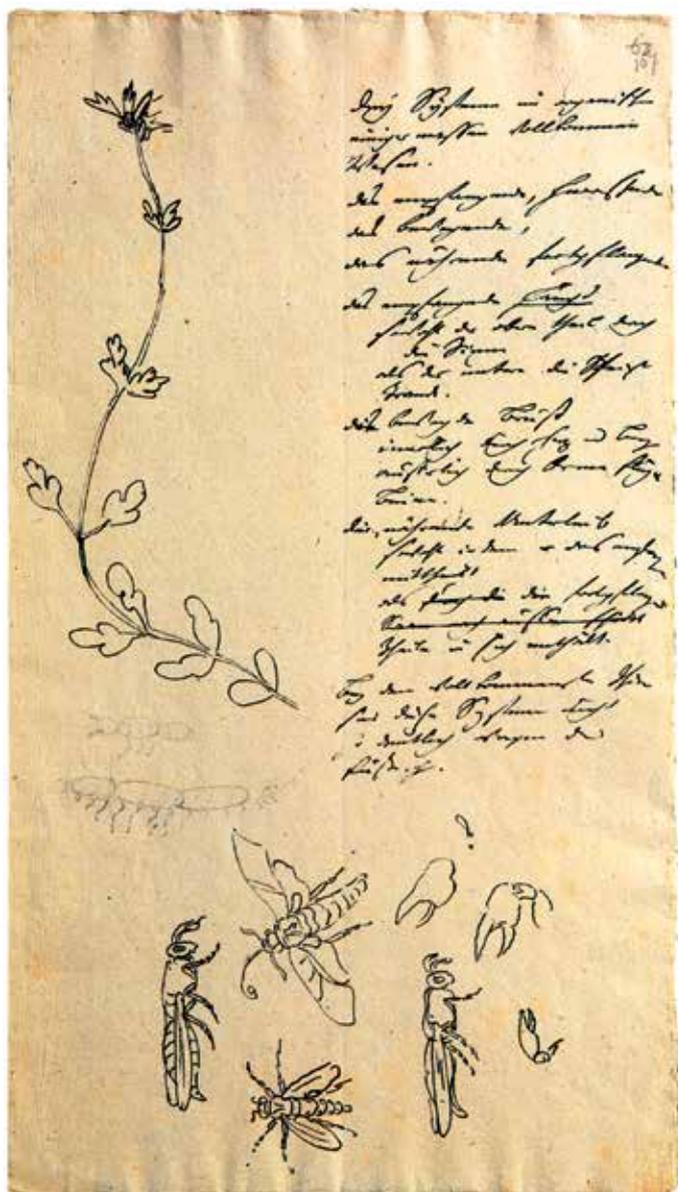
3

Reise sowohl als eine echte Pflanze zu lesen als auch als Symbol für die Goethe tief prägende Erfahrung der römischen Antike, aus der dann die Kunstlehre der Weimarer Klassik hervorging. Die Beziehung dieser beiden Bedeutungsebenen ist diejenige, die Goethe in seinem Gedicht über den Ginkgo Biloba als »eins und doppelt« beschrieb: Als Pflanze ist sie der morphologische Prototyp dessen, was Goethes klassische Ästhetik nach der Reise wissenschaftlich wie poetisch hervorbrachte – in der Überzeugung, dass »die« Wissenschaft nicht aus dem Lebenszusammenhang der von ihr untersuchten Phänomene herausgelöst werden darf, wenn sie Anspruch auf Wahrheit erheben will – und, ebenso wichtig, dass sie nicht von dem Subjekt getrennt werden kann, das dieser Wahrheit auf der Basis seiner Erfahrungen nachgeht.

Die von Faust so bitter empfundene Unlebendigkeit von »Tiergeripp und Totenbein«, den Hilfsmitteln seiner akademischen Naturforschung, versinnbildlicht demgegenüber ein Wissenschaftsverständnis, das Goethe bis ins hohe Alter hinein als nicht nur unzulänglich, sondern als geradezu schädlich beklagte. »Am widerwärtigsten sind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen, ihre Versuche sind kleinlich und complicirt, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich«, schrieb er 1828 an Carl Fried-

3 Studien Goethes zu den Blattformen der gefüllten Nelke. Für ihn war dies eine Darstellung der stufenweise verlaufenden Metamorphose. In seinen Schriften zur Morphologie folgte er der Idee der Urpflanze – ganz im Gegensatz zu dem schwedischen Botaniker Carl von Linné, dessen System zur Bestimmung von Pflanzen sich durchgesetzt hatte.

4 Typus der einjährigen höheren Pflanze und Typus des Insekts, um 1790 – aus dem »Entwurf einer vergleichenden Anatomie«.

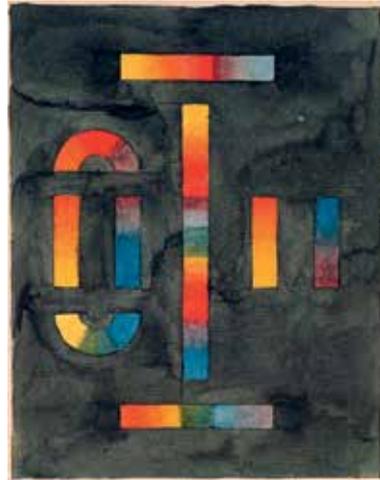


4

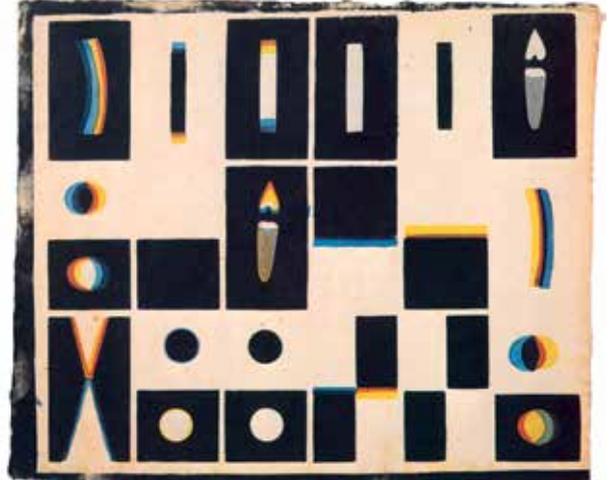
5 Goethes Aquarell »Symbolische Annäherung zum Magneten« von 1798.

Er war der Überzeugung, dass die subjektive sinnliche Wahrnehmung von Naturphänomenen am Anfang aller Erklärungsversuche stehen müsse.

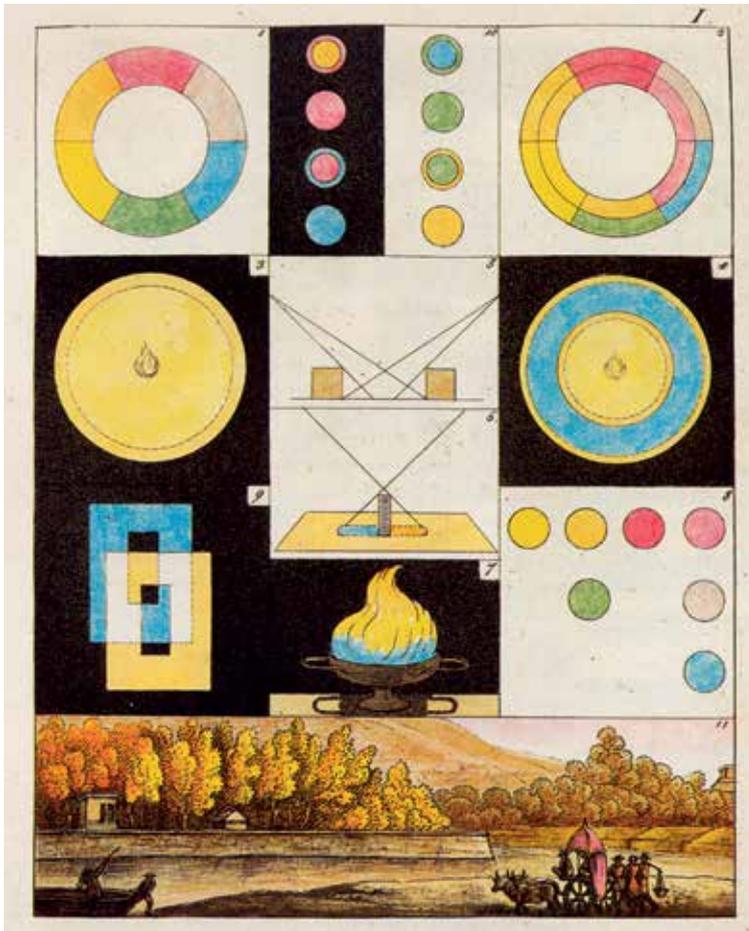
6 Optisches Kartenspiel, 1791. In der Spielkartenfabrik seines ehemaligen Dieners Sutor in Weimar stellt Goethe mit ihm kleine Täfelchen her, die zu den in dem ersten Stück der »Beyträge zur Optik« beschriebenen Versuchen dienen sollten. Dazu stellte er auch die beobachteten verschiedenen Spektren dar. So entstand Goethes »Optisches Kartenspiel« von 27 Karten.



5



6



7

7 Farbtafel I vollendet, 1806. »Erste Figur: Das einfache, aber doch zur Erklärung des allgemeinen Farbwesens völlig hinreichende Schema.... Die nachfolgenden Figuren sind meistens physiologischen Erscheinungen gewidmet...«. Die Veröffentlichung zu Studien seiner Farbenlehre kündigte Goethe an seinem Geburtstag (28.8.1791) der Öffentlichkeit an. Durch die beigegebenen Tafeln, deren Entwurf und Druck er selbst überwachte und korrigierte, konnten die Leser Goethes Beobachtungen selbst nachvollziehen.

rich Zelter: »Dergleichen Geister finden sich leicht mit Worten ab und hindern die Fortschritte der Wissenschaft: denn man muß ihnen doch nachexperimentiren und aufklären, was sie verdüstert haben.« Was Faust »Wissensqualm« nennt, war für Goethe das Resultat einer zergliedernden Vereinzelung natürlicher Phänomene, die ihre Gegenstände, statt durch die Synthetisierung von Erfahrungen ihrem inneren Leben nachzuspüren, analytisch abtötete und damit gegen den eigentlichen Auftrag der Wissenschaft in seinem Sinne verstieß. »Dergleichen Geister« nannte Goethe in einem späten Aphorismus abschätzig »Singularisten« im Gegensatz zu »Universalisten« wie ihm selbst, »die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten«.

Goethes Farbelehre und der Streit mit dem »Singularisten« Isaac Newton

Ein solcher »Singularist« war für ihn Isaac Newton. Heute ist hinlänglich bekannt, dass Newton mit seiner 1704 erschienenen Abhandlung *Opticks or a treatise of the reflections, refractions, inflections and colours of light* in der Sache – den unveränderlichen physikalischen Eigenschaften von Licht – im Recht und Goethe mit den Schlussfolgerungen, die er aus seinen Prismenversuchen zur Subjektivität der Lichtwahrnehmung gezogen hatte, im Unrecht war. Die hochemotionale Kritik aber, die Goethe unter anderem in seiner 1810 erschienenen *Farbenlehre* an Newton übte, galt mindestens ebenso sehr wie der Sache selbst auch Newtons wissenschaftlichem Verfahren, das für Goethe den Kern des von Newton bearbeiteten Problems völlig verfehlte: Nur, so Goethes These, weil Licht und physisches menschliches Sehver-

mögen einander fundamental verwandt, also von den gleichen Gesetzmäßigkeiten organisiert seien, könne das Licht seine Wirkung auf den Menschen ausüben. Das Licht aber in seine physikalischen, chemischen und allenfalls auch ästhetischen Komponenten zu zerlegen und diese einzeln zu untersuchen, zerstöre den Forschungsgegenstand, weil es ihn von der lebendigen Komplexität der *conditio humana* trenne und ihn damit faktisch überflüssig mache.

Wider den Spezialisierungsdruck – Die humanistische Tradition des »studium generale«

Mit dieser Haltung reagierte Goethe auch auf die Entwicklung, die die akademische Forschung in seiner Zeit zu nehmen begonnen hatte. In dem Katalog der Fächer, deren Studium Faust so unbefriedigt gelassen hat – »die Philosophie, / Medizin und Juristerei, / Und leider auch die Theologie« –, spiegelt sich jene akademische Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Disziplinen, die – heute selbstverständlich – gegen Ende des 18. Jahrhunderts eben an Dynamik zu gewinnen begann. Noch hielt sich die humanistische Tradition des »studium generale«, mit dem Kenntnisse in den sieben freien Künsten zur Basisausbildung der Studierenden gehörten. Die Institutionalisierung aber der akademischen Lehre und Forschung in den Universitäten des modernen Europa ermunterte nach dem Grundstudium zunehmend zur Spezialisierung, zumal die Professionalisierung bürgerlicher Brotberufe ihrerseits nach unterschiedlichen Kompetenzprofilen zu verlangen begann.

Goethe hatte diesen Spezialisierungsdruck in einer wenigstens recht milden Form selbst erfahren. Nach der ersten Studienzeit in Leipzig, wo er sich noch frei dem Studium der schönen Künste hatte widmen können, hatte er – »ach!« – auf den nachdrücklichen Wunsch seines Vaters hin in Straßburg ein ungeliebtes Jurastudium abgeschlossen und war dann nach Weimar berufen worden – allerdings nicht seiner juristischen Qualifikationen wegen, sondern als Autor des Erfolgsromans *Die Leiden des jungen Werthers*, der Herzog Carl August tief beeindruckt hatte. Anders als viele seiner Zeitgenossen fand Goethe mit ihm einen Dienstherrn, der ihm seinen vielfältigen Interessen in relativer Freiheit nachzugehen erlaubte und ihm 1815 sogar, wie er an Sulpiz Boisseré schrieb, »die Oberaufsicht über alle von dem Großherzog unmittelbar ausfließende Anstalten für Wissenschaft und Kunst« übertrug: »Es ist vielleicht das wundersamste Departement in der Welt, ich habe mit neun Männern zu thun, die in einzelnen Fächern alle selbständig sind, unter sich nicht zusammenhängen und, bloß in mir vereinigt, eine ideelle Akademie bilden«, eine Art

Universität im Kleinen, die die verschiedenen Disziplinen in einer Weise miteinander verband, wie sie in den großen Institutionen bereits nicht mehr möglich war.

Goethe war sich früh darüber im Klaren, dass der ganzheitlich gebildete »uomo universale« des frühneuzeitlichen Humanismus ein bildungspolitisches Auslaufmodell war, schon deshalb, weil die explosionsartige Zunahme gerade naturwissenschaftlicher Wissensbestände im 18. Jahrhundert unter dem Einfluss der Aufklärung die Kapazität eines Einzelnen längst überforderte – eine Tatsache, die Goethe bereits in der *Farbenlehre* ausdrücklich thematisierte: »In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe.« Dieser Entwicklung gegenüber insistierte er auf dem heuristischen Wert einer erfahrungsgesättigten »Vorstellungskraft«, die, gerade weil sie nicht alles Wissen systematisch in sich aufnehmen konnte, als ganzheitliche Vision des Weltzusammenhangs zu kultivieren war.

Die Freiheit der Natur – und die Grenzen der Wissenschaft

Wie radikal Goethe dieses Programm umsetzte, zeigt eindrücklich sein letzter Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre*: Von der Struktur her ein Bild eben jenes Zersplitterten, Vereinzeltten, das Goethe in der Wissenschaft seiner Zeit ablehnte, modelliert er die Kultur einer schöpferischen Imagination, die angesichts dieser Zersplitterung doch in der Lage ist, das komplex Diverse als Ganzes zu begreifen. Kein Wunder also, dass die oben zitierte Definition sich gerade in diesem Roman findet – zusammen mit einer weiteren aphoristischen Lektüeranweisung, die diesmal ganz unironisch in Szene gesetzt wird: »Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können.« ●



Die Autorin

Prof. Dr. Ulrike Landfester, 52, ist seit Beginn ihrer akademischen Laufbahn ein bekennender Fan Goethes. Sie promovierte in München über die Funktion von Kleidung in Goethes Frühwerk und schrieb ihre Habilitationsschrift über Bettine von Arnim, die Autorin des 1835 erschienenen halbfictionalen Buchs »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde«. Derzeit arbeitet sie an einem Buch über Goethes Schriftbegriff in seinem kulturgeschichtlichen Kontext. Bevor sie 2003 an die Universität St. Gallen (Schweiz) auf einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur berufen wurde, war sie Professorin für Germanistik an der Goethe-Universität in Frankfurt.

ulrike.landfester@unisg.ch

»It's your turn«

Von den Moden der Wissenschaft

von *Tilman Allert*



Hat in den Universitäten wirklich die Avantgarde das Sagen? Oder prämiert die »community of scientists« eher die Treue zu bekannten Denkmustern? Der Soziologe Tilman Allert schildert – nicht ohne Vergnügen und Ironie – die verschlungenen Wege der Erkenntnisbildung.



Von Moden sind wir umgeben, in Moden bewegen wir uns. »Sagenhaft«, rief in den 1950er Jahren, wer aus dem Staunen nicht herauskam, und das Sensationelle, das überraschend Wider- oder Erfahrenere in Worte zu fassen suchte. »Irre«, »krass«, »abgefahren«, so lautet die semantische Formel der Gegenwart für vergleichbare Exklamationen. Ein anderes Beispiel: Zurzeit ist alle Welt »gut aufgestellt«, Unternehmen, Universitäten, Fußball-Mannschaften selbstredend, aber auch Nationen vor irgendeinem Gipfel, Regierungschefs vor einem Gipselfoto oder Paare vor der Eheschließung. Kurzum, unsere Sprache, mit Martin Heidegger gesagt, das »Haus des Seins«, Resonanzraum der Wirklichkeitserfahrung, ist modenabhängig – nicht weiter schlimm, damit lässt sich leben, bringt es doch Schwung in das Verhältnis der Generationen. Abgesehen davon hält es ja auch jung, wenn man irgendwann nichts mehr versteht. Mode ist nicht nur erfinderisch, sie macht erfinderisch.

Die Wissenschaft hingegen, so wähnen wir, ist von dergleichen weit entfernt – oder etwa nicht? Es gibt ja wohl nichts Unverträglicheres als Erkenntnisbildung und Mode! Ist nicht das Fluide des Modischen der ärgste Feind von Validität und Reliabilität, den methodologischen Zwillingen, die die Seminare der Universitäten bevölkern, gekleidet im farblosen Kittel solider akademischer Arbeit in Labor und Bibliothek? Da kann kommen, wer will; denn in den heiligen Hallen der Wissenschaft widersetzt sich das Paradigma dem Wirbel begrifflichen Kostümtauschs – eine Binsenweisheit, die der Wissenschaftsforscher Thomas Kuhn auf den Punkt gebracht hat. Ausdruckskräftig und konferenzfähig sind diejenigen, die im bewährten konzeptuellen Selbstverständnis daherkommen, paradigmatisch im Mainstream. An Universitäten haben Modemuffel und nicht Exzentriker

das Sagen. Die graue Maus und nicht der Papagei ist das Wappentier der Wissenschaft.

Das Modische in der Wissenschaft – Im Spagat zwischen Gewissheit und Zweifel

Überzeugend ist das allerdings nur auf den ersten Blick. Wer genauer hinschaut, erlebt sein blaues Wunder. Die Wissenschaft ist nämlich vergleichbar modenabhängig, ja mehr noch: Sie ist geradezu auf eine der Mode vergleichbare Destruktivität angewiesen, eine geradezu quirlige Destruktivität, die wir seit dem Erkenntnistheoretiker Karl Popper den Falsifikationismus nennen. Die »community of scientists« prämiert Paradigmentreue, gewiss; aber im Kern ist sie eine Widerlegungsgemeinschaft und gerät damit, oft ohne eigenes Zutun und zuweilen sogar, ohne das überhaupt zu bemerken, in die Nähe des Modischen. Wie das? Erkenntnisbildung ist bekanntlich innovationsverpflichtet; aber Innovation, so der nimmermüde Niklas Luhmann, entsteht paradoxerweise unter der Bedingung der Blindheit. Die Neugier, das Herzensanliegen allerer, die sich von den Brüsten der »Alma Mater« ernähren lassen, schreibt zwar Fügsamkeit gegenüber paradigmatisch Bewährtem vor, fordert aber kognitiv zugleich den Zweifel. Damit nun dieser Spagat zwischen Gewissheit und Zweifel auch anspruchsvoll genug und vielversprechend artikuliert werden kann, spricht man von »turns«. So klingt das Modische in der Wissenschaft.

Beispiele gibt es genug. Die Bescheidenheit gebietet es, auf die eigene Disziplin der Soziologie, die ja eine vergleichsweise juvenile Veranstaltung der Wirklichkeitserschließung darstellt, exemplarisch zurückzugreifen. Hier wimmelt es von »turns«. An den »linguistic turn« kann sich kaum noch jemand erinnern. Handeln, um das es in der Soziologie geht, erfolgt im Sprechen. Normativität, Regelsetzung, wie kommt das





zustande? Durchs Sprechen, »how to do things with words«, rief ein Nachbar aus der Philosophie, ein weiterer, Ludwig Wittgenstein mit Namen, mahnte früh, im Sprechen käme eine Lebensform zum Ausdruck. Der »linguistic turn« hat es zum Klassiker geschafft, für viele sogar bis zur Paradigmennähe. Etliche haben sich dem angeschlossen. In geraumem Abstand entstand der »spatial turn«, demzufolge alles Handeln im Hinblick auf seine Raumabhängigkeit thematisiert wird. Wer handelt, steht irgendwo herum, schläft auf dem Land oder in Städten, liegt und isst in Räumlichkeiten, am Tisch oder während der S-Bahn-Fahrt. Tausende Forschungsprojekte zog wiederum der »body turn« nach sich. Irgendjemand war auf die Idee gekommen, dass Menschen auch Körper haben. Dem »body turn« folgten weitere, der »visual turn« sei als der derzeit prominenteste im Taumel der Kehren angeführt, wenngleich der »animal turn«, wie man hört, schon die Zeitschriften zu füllen beginnt.

Spuren der »Erkenntniskehre«

Geht man der Frage nach, wie es zur Mode, zu den »turns« der Wissenschaft, die zum mönchischen Schwarz der paradigmatisch erhabenen Abstraktion gar nicht passen wollen, kommt, stößt man auf vier Dinge: eingebaute Destruktivität im Erkenntnisvorgang, Begabung, generationaler Wandel und Verfeinerung der Werkzeuge.

Eingebaute Destruktivität: Die wohl wichtigste Antriebsquelle des wissenschaftlichen Arbeitens ist die Widerlegung. Sie ist kognitiv zwingend, affektiv irritiert sie die Eitelkeit der Entdecker, sorgt hingegen für den Schwung, von dem hier die Rede ist.

Begabung: Meist geht die Sache faustisch los. Irgendjemand glaubt gefunden zu haben, was die Welt im Innersten zusammenhält, zweifelt an allem, was bisher gedacht wurde, schreibt Bücher über Bücher und hinterlässt auf den Fluren des forschenden Kollegiums, vom Raunen begleitet (hat der/die keine Kinder, muss der/die nicht auch mal zum Elternabend oder mal einen Drachen steigen lassen?), Spuren der Erkenntniskehre. Sie beflügeln den Mut, sich mit dem Paradigma anzulegen oder doch zumindest einen »turn« zu initiieren.

Generationaler Wandel: Kaum promoviert, als »high potential« schon früh eingestuft, bringt es die jüngere Generation zum Aufstieg in die schöne Welt der Professuren, und ein solcher Sprung ist mit Bewährungszwang verknüpft. So entstehen Ansätze oder eben »turns« kraft Konstellation, nicht zwingend kraft Begabung oder auch nicht zwingend kraft Motiv.

Verfeinerung der Instrumente: Galilei war bekanntlich ganz aus dem Häuschen, als er sich vor frisch entwickelten Fernrohren das Sterngewusel endlich näher ranholen konnte. Ähnlich glücksbringend ermöglicht zum Beispiel den Sozialwissenschaften das Tonbandgerät den längst fälligen Abschied vom »Häufig-Selten-Nie« des nicht sehr ergiebigen Fragebogens. Ganz prominent und mit erheblichen Folgen für die Erkenntnislust ist die Entwicklung der bildgebenden Verfahren, die sogar den Neurowissenschaften mit einem Schlag zur Meisterschaft im Wettkampf der »turns« verholfen hat. Denn von den »turns« ganz benommen, so stellt sich seit geraumer Zeit der Zustand dieser Disziplin dar, wenn sie uns die ganze Welt erklären will und im Schwindel ihrer selbst erzeugten »turns« mittlerweile bei der Neuro-Philosophie angelangt ist.

In den Charts ganz oben – mit »Inklusion« zur öffentlichen Aufmerksamkeit

Man sieht: Anderen Wissenschaften geht es nicht anders. Selbst die ewig um Anerkennung ringende Erziehungswissenschaft, die mit dem »Präfix«-Wechsel von »Erziehung« zur »Bildung« erst jüngst und nationwide mit schicken Seriositätskorsagen ausgestattet wurde, steht derzeit in den Charts ganz oben und kann sich mit »Inklusion« wenigstens über mangelnde öffentliche Aufmerksamkeit nicht beklagen. Wenn abschließend – für manche überraschend – das Plädoyer fürs unvermeidbar Modische aus der Feder eines der großen Paradigmenträger, Max Weber, Geburtstagskind des Jahres 2014, erinnert sei: »Es gibt Wissenschaften, denen ewige Jugendlichkeit beschieden ist, und das sind alle historischen Disziplinen, alle die, denen der ewig fortschreitende Fluß der Kultur stets neue Problemstellungen zuführt. Bei ihnen liegt die Vergänglichkeit aller, aber zugleich die

Literatur

- Allert, Tilman (2013), »Mit der Zeit gegen die Zeit«, Jil Sander zum siebzigsten Geburtstag, Frankfurter Allgemeine Magazin »Mode«.
- Kuhn, Thomas S. (2003), Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Popper, Karl R. (1997), Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie, hrsg. von David Miller, Tübingen, Mohr Siebeck.
- Luhmann, Niklas (1998), Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Weber, Max (1988), Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, Tübingen, Mohr Siebeck.

Unvermeidlichkeit immer neuer idealtypischer Konstruktionen im Wesen der Aufgabe« (Weber, S. 206), so mag manchem aus den Laboren der Naturwissenschaft durch den Kopf schießen: »Da haben wir's. So sind sie, die Sozialwissenschaften. Typisch für die, die an den Objektivationen des Geistes arbeiten – für uns, die wir es mit der Natur zu tun haben, wird das Gedöns der ›turns‹ oder gar ein solcher Blankoscheck für Modische vehement zurückzuweisen sein.« Aber gerade die derzeitige Prominenz der erwähnten Neuros mahnt zur Vorsicht, wenn da jemand meint, je näher an der sogenannten Natur des Menschen, desto moderesistenter seien die Konzepte.



Von der produktiv-knisternden Atmosphäre, die sich Humboldt einst erträumt hatte

Was nun? Sollen wir im Angesicht der hier nur aufgedeckten Moden-Abhängigkeit der Wissenschaften verzweifeln und unseren Krempel hinschmeißen? Gemach. Sokrates, der lange bevor die Chose mit der Wissenschaft so richtig Fahrt aufnahm und im Wunderland Europa von Bologna bis Heidelberg mit den schicksten Haltebahnhöfen ausgestattet wurde, Sokrates, der gewusst hat, dass, wer was weiß, eigentlich gar nichts weiß, hat sich nicht umgebracht, er wurde umgebracht! Nichts zu wissen, steht nicht nur am Anfang unseres Tuns, die Imperfektion begleitet die, die Wissenschaft betreiben und adelt sie sogar gegenüber jenen, die da glauben, irgendetwas Gesichertes behaupten zu können. Abgesehen davon wollen wir die Sache mit der Vergleichbarkeit von Mode und Wissenschaft auch nicht übertreiben. »turns« sind schließlich nicht jahreszeitenabhängig. Von Sommer- oder Winterturns war bislang noch nicht die Rede. Aber sehr wohl lassen sich für die Ernüchterten ein paar *lessons to be learnt* formulieren:

Für das Kollegialverhältnis untereinander: Lasst viele Paradigmen sprießen! Wenn auch die Wissenschaft sich vor dem Modischen nicht schützen kann, ja, wenn sie sogar in der Buntheit ihrer Klamotten, sprich in der Paradigmen-Vielfalt nicht aus Scham im Boden versinken muss, sondern diese Buntheit als Kostümierung des für ihre Arbeit lebensnotwendigen Streitens zwischen Prêt-à-porter und Klassik, Konfektion und Avantgarde, versteht, dann mag sich auf dem Catwalk der Disziplinen die produktiv-knisternde Atmosphäre einstellen, die sich der alte Humboldt einst erträumt hatte.

Für das Verhältnis zur Öffentlichkeit: Das Maul nicht so voll nehmen, um den Tanz der Wissensgesellschaft um das goldene Kalb »Erkenntnis« nicht unnötig anzutrommeln. Was Fluggesellschaften zugemutet wird, stünde auch der Wissenschaft gut an: Öfter mal eine Lärmpause einlegen!

Und für die Lehre: Es gibt ein Erkennen vor dem »turn«. Wie wäre es, wenn man sich zukünftig mehr auf das Wie als auf das Was konzentrieren würde? Wie macht man sich blind, um sehen zu können? Das ist die Frage, die vor allem Herumexperimentieren der Didaktik zu stellen ist. Nicht der »turn« und die schicke Semantik, die binnen Kurzem den Kopf verdreht, sondern die Fragestellung, die dem »turn« zugrunde liegt, ist entscheidend. Den Stand des Denkens vor dem »turn« sichtbar zu machen, die zukünftigen Wissenschaftler vom Anfang her zu schulen und nicht vom letzten Schrei, das wäre die Aufgabe für die Lehrenden.

Und wer im Ensemble dieser Empfehlungen besonders gut aufgestellt sein möchte, dem sei die Maxime der Jil Sander, der Grand Dame der Zurückhaltung, des ästhetischen Minimalismus in der Mode, ans Herz gelegt: »Mit der Zeit gegen die Zeit«, darin läge das Geheimnis akademischer Exzellenz, der gelassene Umgang mit »turns« und Paradigmen. ●



Der Autor

Prof. Dr. Tilman Allert, 67, hat seit zwei Jahren eine Seniorprofessur an der Goethe-Universität, außerdem ist er Dozent an den Staatsuniversitäten Tiflis (Georgien) und Yerevan (Armenien). Zu seinen Forschungsgebieten zählen die Soziologie elementarer Formen sozialen Lebens, Familien- und Professionssoziologie. Allert, der seit 2000 an der Goethe-Universität lehrt und forscht, ist vielen Frankfurtern durch seine erfolgreiche Vortragsreihe »Wie wir wurden, wer wir sind – Deutsche Biographien« im Rahmen der Bürger-Universität bekannt. Neben einer Vielzahl von Essays unter anderem in der Frankfurter Allgemeinen zählen zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen: *Der deutsche Gruß. Geschichte einer unheilvollen Geste*, Frankfurt, 2005, sowie *Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform*, Berlin/New York, 1998.

tilman.allert@t-online.de



Vom Spaten zum Massenspektrometer

Methodenwandel und Erkenntnisgewinn in der Archäologie

von Anke Sauter

Fernerkundung und GPS, Massenspektrometrie und Röntgenfluoreszenzanalyse: In der Archäologie gehören diese naturwissenschaftlichen Methoden inzwischen zum Standard-Repertoire. Was macht dies mit einem Fach, das sich selbst als eine der wichtigsten Kulturwissenschaften sieht? Lassen sich Fragen zum Leben unserer Vorfahren heute aus anderen Blickwinkeln beantworten?

Diese Nachricht erschütterte 2006 die Fachwelt – nicht nur in Italien: Die kapitolinische Wölfin, das berühmte Sinnbild der römischen Antike, das bislang als etruskisch-italisch galt, wurde zweifelsfrei als ein Artefakt aus dem Mittelalter »entlarvt«. Dass die beiden Menschenkinder, die an den Zitzen der Wölfin trinken, nachträglich in der Renaissance hinzugefügt worden waren, war schon bekannt. Nun aber wurde durch Material- und Technikanalysen belegt, dass es sich bei der Wölfin um einen mittelalterlichen Guss des 12./13. Jahrhunderts handeln muss – um die Kopie eines wohl stark beschädigten antiken Originals. Die mittelalterlichen Bronze gießer hatten diesem eine Negativform abgenommen, die beschädigten Stellen ergänzt und die Wölfin neu gegossen.

Viele Archäologen und Kunsthistoriker taten sich schwer, den vermeintlichen Sturz der Ikone zu akzeptieren, war die Wölfin doch ein Symbol für das antike Rom und für die glanzvolle Vergangenheit Italiens. »Die neuen, aufgrund von sorgfältigen herstellungstechnischen, restauratorischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen sowie der Interpretation einer mittelalterlichen Textquelle gewonnenen Erkenntnisse schlagen in der Objektbiografie dieses hoch bedeutenden Bildwerkes ein völlig neues Kapitel auf«, meint Prof. Dr. Hans-Markus von Kaenel, der sich seit Jahren mit römischen Großbronzen befasst und 2012 an der Goethe-Universität ein Kolloquium über die kapitolinische Wölfin organisiert hat. Die »Lupa« – nur ein Beispiel dafür, wie neue Methoden zu völlig neuen Erkenntnissen in der Archäologie führen können.

Ohne die Naturwissenschaften wäre die Archäologie heute nicht denkbar. In vielen Stadien ihrer Arbeit setzen Archäologen naturwissenschaftliche Methoden ein: Im Vorfeld von

Ausgrabungen sind sie für die Planung unabdingbar, während der Ausgrabung begleiten sie die Arbeit ebenso wie bei der anschließenden Analyse und Einordnung von Fundstücken. Die »Wissenschaft vom Spaten« – dieses Schlagwort prägte einst Heinrich Schliemann – hat inzwischen weit komplexere Instrumentarien zur Verfügung. Eigenes naturwissenschaftliches Wissen und eine gewisse Methodenpraxis sind für den Archäologen unerlässlich.

Dieser Entwicklung trägt das Institut für Archäologische Wissenschaften an der Goethe-Universität mit dem Angebot eines eigenen Nebenfachstudiengangs »Archäometrie« besonders Rechnung, der 2001 aus dem Graduiertenkolleg »Archäologische Analytik« (1997–2006) hervorgegangen ist; betreut wird er von der Mineralogin Sabine Klein. Bei Prof. Dr. Sabine

1 Gehört das zusammen? An die 5.000 Bronzefragmente aus den nördlichen römischen Provinzen werden mithilfe modernster Technik neu analysiert. Bei der Zuordnung hilft natürlich auch der geübte Blick der Archäologen.

2 Sechs Minuten dauert es, um mit dem tragbaren Röntgenfluoreszenz-Spektrometer die Zusammensetzung einer Scherbe zu analysieren. An der Forschungsstelle Keramik an der Universität Frankfurt ist das Gerät inzwischen unverzichtbar.



Klein und anderen Frankfurter Mineralogen, aber auch physischen Geografen und Geophysikern lernen die Studierenden verschiedene Methoden zur Analyse anorganischen Materials, der Geländeprospektion und der Landschaftsarchäologie kennen, bei Prof. Dr. Katharina Neumann und Dr. Astrid Stobbe die Möglichkeiten der Archäobotanik und in Blockseminaren an der Universität Basel die Teilfächer Archäozoologie und Anthropologie. In den Studiengang involviert ist auch ein Professor für Altersbestimmung (Universität Heidelberg) sowie ein Professor der TU Darmstadt, der die Studierenden in Statistik unterrichtet.

»In Schichten steckt Geschichte«

So wie der Spaten vor allem Mittel zum Zweck war und ist, so sollten auch die verschiedenen naturwissenschaftlichen Methoden vor allem ein Instrument sein, um archäologische Fragestellungen voranzubringen. Und die leiten sich ab aus dem griechischen Wort »archaiologia«, das wörtlich übersetzt »Erzählungen aus der alten Zeit« bedeutet. Und um etwas über die »alte Zeit« zu erfahren, hat der Archäologe auch früher schon stets die Expertise anderer Wissenschaftsdisziplinen zurate gezogen. Form-

3 »Ein großer Durchbruch für die Archäologie«: Vor allem in der Vor- und Frühgeschichte liefert die C¹⁴-Methode wichtige Informationen. Zum Beispiel am Mannheimer Klaus-Tschira-Archäometrie-Zentrum können mit modernster Technik kleinste Proben untersucht werden. Im Bild: Bernd Kromer, Leiter des Zentrums, mit dem AMS-Gerät. Die Beschleuniger-Massenspektrometrie (AMS) vereint die Methoden der Massenspektrometrie und kernphysikalische Untersuchungsmethoden.

Funde, die sich in der gleichen Schicht befanden, gehörten zusammen. »In Schichten steckt Geschichte«, erklärt der Frankfurter Prähistoriker Peter Breunig, der die einzige deutsche Archäologie-Professur innehat, die sich auf den afrikanischen Kontinent konzentriert.

Ein wesentlicher Anhaltspunkt bei der Datierung war auch der ägyptische Kalender, der für die Zeit vor 5000 Jahren exakte Daten liefert. Konnten die Archäologen beispielsweise eine ägyptische Steinvasse zeitlich zuordnen, schlossen sie parallel dazu auf das Alter anderer Fundstücke aus derselben Schicht. Auf diese Weise wurden etwa Funde auf Kreta datiert. Anhand der Altersbestimmung der minoischen Artefakte wiederum zogen die Fachleute Schlüsse, was das Alter von Fundstücken auf dem Festland angeht, die zusammen mit minoischen Stücken gefunden wurden – und so weiter. Gewisse Unschärfen – heute weiß man, dass der Fehler bei über einem Jahrtausend lag – musste man einfach hinnehmen. Bis zur Erfindung der C¹⁴-Methode: Diese Methode ist ein Paradebeispiel dafür, wie sich der Siegeszug eines neuen Verfahrens bei allem anfänglichen Argwohn nicht aufhalten lässt.

Mit dem C¹⁴-Verfahren, auch Radiokohlenstoffmethode genannt, lässt sich das Alter organischer Funde bestimmen. Dies ist möglich, weil alle lebenden Organismen Kohlenstoff aus der Atmosphäre aufnehmen. Kohlenstoff gibt es in drei »Arten«, die man Isotope nennt: C¹², C¹³ und C¹⁴, je nach Anzahl der Protonen und Neutronen im Atomkern. Stirbt der Organismus, wird kein C¹⁴ mehr aufgenommen. Das bereits vorhandene C¹⁴ zerfällt nun langsam mit einer Halbwertszeit von 5.730 Jahren. C¹² allerdings bleibt unverändert erhalten. Aus dem Verhältnis von C¹² und C¹⁴, das mithilfe eines Massenspektrometers oder mit einem radiometrischen Messverfahren ermittelt werden kann, lässt sich nun das Alter des Fundes bestimmen – vorausgesetzt, der Fund ist nicht älter als 50.000 Jahre, denn dann ist zu viel C¹⁴ zerfallen. Ist das Alter organischer Funde bekannt, können die Archäologen wiederum auf das Alter nicht organischer Fundstücke aus demselben Fundzusammenhang schließen.



3

analyse und Stilvergleiche waren jedoch lange Zeit das wichtigste Mittel, um gefundene Artefakte aus vorgeschichtlicher Zeit einer bestimmten Epoche und Kultur zuzuordnen – wobei »Vorgeschichte« die vorschriftliche Zeit einer Kultur meint. Bei der Erforschung der Schriftkulturen waren stets die Philologien mit im Boot. Wichtige Hinweise lieferte schon im 19. Jahrhundert die Stratigrafie: Denn die Kenntnis von den Bodenschichten und ihrem Alter unterstützte die zeitliche Zuordnung;

Die »Revolution«: Die Radiokohlenstoff-Methode

»Die Datierung durch die C¹⁴-Methode des US-amerikanischen Chemikers Frank Libby war ein großer Durchbruch für die Archäologie«, sagt Prof. Dr. Rüdiger Krause, prähistorischer Archäologe in Frankfurt, der unter anderem in Bernstorff, im Montafon und im Trans-Ural forscht. Er könne sich daran erinnern, dass es in den 1980er und 1990er Jahren noch viele Skeptiker gab. Vor allem die älteren Archäologen

wollten an der vergleichenden Methode festhalten – so zum Beispiel der Frühgeschichtler Vladimir Milojčić (1918–1978), der sein Lebenswerk, die »Chronologie der jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas« (Berlin 1949) bedroht sah. Er wollte nichts davon wissen, was die Radiologen machten und akzeptierte ihre Ergebnisse nicht. Tatsächlich mussten durch Libbys Erfindung frühere Forschungswahrheiten revidiert werden: Bislang waren die Archäologen zum Beispiel davon ausgegangen, dass das Neolithikum Europas, also die Sesshaftigkeit des Menschen, erst um 3000 vor Christus begonnen hatte, nun zeigte es sich, dass diese Datierung um 2000 bis 3000 Jahre nach vorne korrigiert werden musste.

Doch die C^{14} -Methode allein stellte sich als nicht exakt genug heraus: Aufgrund des stark schwankenden C^{14} -Gehalts in der Atmosphäre ist eine zusätzliche Kalibrierung, also eine Art Eichung notwendig. Mithilfe der Jahresringe von Bäumen kann ermittelt werden, welcher C^{14} -Gehalt in den einzelnen Jahren in der Atmosphäre vorhanden war. Auf diese Art und Weise konnte im Zusammenspiel der beiden Messmethoden eine zuverlässige Kalibrierungskurve erstellt werden, die inzwischen bis in die Mitte des 13. Jahrtausends zurückgeht. Heute sind diese Verfahren längst Standard, sie werden auch von kommerziellen Firmen angeboten. Aber noch immer spricht man von der »radio-carbon revolution«. Wobei C^{14} -Datierungen nicht für alle archäologischen Disziplinen gleich wichtig sind: In den Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit beispielsweise spielen sie im Vergleich zu anderen Datierungsmöglichkeiten nur eine untergeordnete Rolle.

Die Zähne zeigen es: Woher stammt ein Mensch?

Nicht allein das Alter organischer Überreste ist von Interesse. Auch die Biografie des Menschen wird durch archäometrische Methoden beleuchtet: Mithilfe der Sauerstoff-Strontium-Analyse von Zähnen kann man beispielsweise herausfinden, in welcher Gegend ein Mensch aufgewachsen ist. Das ist möglich, weil in Gesteinen verschiedene Isotope des Spurenelements Strontium vorkommen, und das Verhältnis dieser Isotopen von Region zu Region variiert. Aus dem Boden und dem Grundwasser nehmen Pflanzen diese Isotope auf, diese Pflanzen dienen wiederum als Nahrung für den Menschen. Im Organismus lagert sich das Strontium in Knochen und Zähnen ab. Da der Zahnschmelz bis zum vierten Lebensjahr fertig ausgebildet ist, gibt das Strontium darin Auskunft über die Region, in der der Besitzer des Zahns seine frühe Kindheit verbracht hat.

Auf diese Weise konnten die Wissenschaftler unter den Überresten von insgesamt 24 Indivi-

duen, die in einem aufgegebenen Töpferofen vor dem Römerlager von Haltern an der Lippe (heute Nordrhein-Westfalen) verscharrt worden waren, sechs Männer als Germanen identi-



4

fizieren. Vier stammten sicher, zwei weitere mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Region. Vier weitere Männer waren dagegen weit weg im Schwarzwald oder in Böhmen aufgewachsen. »Diese Ergebnisse werfen neues Licht auf Ereignisse im Umfeld der Varus-Niederlage im Jahre 9 nach Christus«, stellt Hans-Markus von Kaenel, Professor für Archäologie und Geschichte der römischen Provinzen, fest. »Offenbar waren nicht nur Germanen aus dem Lippe-Raum, sondern auch Kontingente, die zum Teil von weit herkamen, an einem gescheiterten Überfall auf das Römerlager Haltern beteiligt.«

Und auch anorganische Funde geben mithilfe naturwissenschaftlicher Methoden viel von ihrer Geschichte preis. So gibt es an der Universität Frankfurt eine Forschungsstelle Keramik, wo der für die Menschheitsgeschichte so wichtige Werkstoff Ton unter verschiedenen Aspekten untersucht werden kann; dort befindet sich ein umfangreiches Keramikarchiv. Sechs Minuten dauert es, um mit einem portablen Röntgenfluoreszenz-Spektrometer die Zusammensetzung einer Scherbe zu analysieren (s. Foto S. 47). Diese wiederum lässt Rückschlüsse auf den Herstellungsort und auf wirtschaftliche Zusammenhänge zu. Im Zuge eines Projekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) wurde unter der Leitung von Dr. Markus Helfert eine umfangreiche Datenbank mit römischen Keramikprodukten aus Hessen erstellt, die ständig weiter anwächst.

Bei der Untersuchung von Metallen leisten naturwissenschaftliche Analyseverfahren ebenso wichtige Dienste. »Wir können die Form

4 Aus welcher römischen Töpferei diese Scherbe stammen könnte, darüber gibt unter Umständen eine Datenbank Aufschluss, die im Zuge eines DFG-Projekts an der Goethe-Universität erstellt wurde und immer weiter anwächst. Darin wird auch die per Materialanalyse ermittelte Zusammensetzung des Tons aufgelistet.

»Es geht um den Menschen als kulturelles, nicht als biotisches Wesen«

Interview mit Dr. Stefanie Samida und Prof. Dr. Manfred K.H. Eggert, die eine Streitschrift über das Verhältnis zwischen Archäologie und Naturwissenschaften verfasst haben.

Sauter: Was hat Sie zu Ihrer Streitschrift motiviert?

Eggert: Wir haben uns schon häufig mit den Fragen der Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Naturwissenschaften beschäftigt und festgestellt, dass das selten gut läuft. Die Zusammenarbeit ist oft stümperhaft, die Ergebnisse sind unbefriedigend. Das wollten wir benennen.

Sauter: Welche Rolle spielen die Naturwissenschaften für die Archäologie?

Eggert: Eine moderne Archäologie ohne Naturwissenschaften ist nicht vorstellbar. Aber es kommt darauf an: Wie sieht die Zusammenarbeit konkret aus? Oft läuft es so: Die Naturwissenschaftler bekommen einen Auftrag, sie liefern einen Bericht, und dieser Bericht wird im schlimmsten, aber häufigsten Fall an die archäologische Publikation hinten angehängt. Irgendwo im Text wird als Synthese darauf Bezug genommen. Das ist für mich keine gute Zusammenarbeit.

Sauter: Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Samida: Die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie ist eine Historische Kulturwissenschaft – die epistemologischen Interessen sind also konträr zu den Interessen der Naturwissenschaften. Aus meiner Sicht ist daher wichtig, ein gegenseitiges Verständnis zu schaffen und darüber hinaus ein Verstehen der jeweiligen Arbeitspraxis und erkenntnistheoretischen Möglichkeiten. Da sehe ich derzeit noch große Defizite – letztlich auf beiden Seiten, weil man sich zu wenig aufeinander einlässt.

Sauter: Können Sie das noch etwas näher ausführen?

Samida: Ich habe oft den Eindruck, dass in archäologischen Projekten alles das, was an naturwissenschaftlicher Bepro-

bung möglich ist, nur um seiner selbst willen geschieht und die vermeintlich »harten Fakten« dann 1:1 übernommen werden. Dabei fehlt häufig das Verständnis für die naturwissenschaftlichen Fächer. Die Archäologen wissen nicht, wie methodisch vorgegangen wird, was dort fachintern diskutiert wird und wo die Probleme der jeweiligen Methode liegen. Die naturwissenschaftlichen Daten werden noch zu wenig einer kritischen Prüfung unterzogen.

lichen Verständnis resultieren. Wobei ein Teil des Problems ist, dass viele Archäologen positivistisch denken und glauben, dass Zählen und Messen unsere Probleme lösen. Aber das ist ein Irrglaube.

Sauter: Wie löst man archäologische Probleme stattdessen?

Eggert: Das funktioniert nur, wenn sich alle Beteiligten im Vorfeld darauf einigen, dass sie interdisziplinär zusammenarbei-



Sauter: Und wie könnte man diesen Missstand beheben?

Eggert: Wir müssen einen Weg finden, uns so mit den Naturwissenschaften auszutauschen, dass auch sie sagen: Mensch ja, natürlich, die Daten haben wir, aber interpretieren können wir sie nicht. Das können wir nur gemeinsam.

Sauter: Also die Naturwissenschaften als Partner- statt als Hilfswissenschaften?

Eggert: Die Naturwissenschaften als Hilfswissenschaft zu sehen, ist vollkommen überholt, wenngleich es oft immer noch Realität ist. Wir meinen, Zusammenarbeit kann nur aus einem nachbarschaft-

ten wollen. Nicht nur um das Geld der DFG zu bekommen, sondern um tatsächlich etwas zu erreichen. Das setzt aber voraus, dass man Ziele definiert und sich während des ganzen Forschungsprojektes austauscht. Wie ist der Stand? Müssen wir unsere Strategie ändern?

Sauter: Aber die Regie geht von der Archäologie aus?

Eggert: Man hat uns Arroganz vorgeworfen, weil wir die Deutungshoheit behalten wollen. Da kann ich nur sagen: Geht es um kulturwissenschaftliche oder naturwissenschaftliche Fragen? Es geht um den Menschen als kulturelles, nicht als biotisches Wesen. Das ist

ein himmelweiter Unterschied. Beides muss und soll erforscht werden, aber für kulturelle Fragen sind zunächst die Archäologen zuständig.

Sauter: In Frankfurt gibt es den Nebenfachstudiengang Archäometrie. Ist das für Sie der richtige Weg?

Samida: Ich kenne nicht die Feinheiten, aber ich gehe davon aus, dass man die Lehren aus der Vergangenheit gezogen hat. Diejenigen, die diesen Studiengang belegen, sind sicherlich viel besser dran als die meisten anderen, die von den Naturwissenschaften keine Ahnung haben.

Sauter: Wie waren die Reaktionen auf Ihre Schrift?

Eggert: Hervorragend. Wir haben fast nur positive Reaktionen bekommen.

Dr. Stefanie Samida (41) ist Archäologin und Medienwissenschaftlerin. Sie arbeitet heute am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam und leitet das Projekt »Living History. Reenacted Prehistory between Research and Popular Performance«.

Prof. Dr. Manfred K.H. Eggert (73) war von 1988 bis 1993 Professor für Ur- und Frühgeschichte in Erlangen. Von 1993 bis zur Pensionierung 2006 war er ordentlicher Professor am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen. Prof. Eggert ist Mitglied des Beirats des Frankfurter Graduiertenkollegs »Wert und Äquivalent«.

Die gemeinsame Schrift von Stefanie Samida und Manfred K.H. Eggert ist 2013 unter dem Titel »Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift« als Band 5 der Reihe Pamphletliteratur im Vergangenheitsverlag erschienen; es umfasst 126 Seiten und kostet 12,90 Euro.

beschreiben und sagen, ob es sich zum Beispiel um Bronze oder Kupfer handelt«, sagt von Kaenel. Die Materialanalyse gibt darüber hinaus Aufschluss über die genaue Zusammensetzung des Materials und damit über dessen Herkunft. So wissen die Archäologen inzwischen, dass für die frühen Kupfermünzen aus der Zeit des Augustus Kupfer aus der Toskana verwendet wurde, während die Römer später zu Rohstoff von der Iberischen Halbinsel wechselten. In der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christus kam der Bergbau ins Stocken, das Material wurde recycelt und war entsprechend verunreinigt. So geben einfache Münzfunde auch Aufschluss über das Ressourcenmanagement und damit zusammenhängende Probleme jener Zeit.

Neue Erkenntnis: Auch in den Provinzen standen viele Bronzestatuen

Längst bekannte Artefakte neu zu analysieren, ist Ziel eines umfangreichen Forschungsprojekts, das vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg, dem LVR-LandesMuseum Bonn und den Archäologen der Goethe-Universität mit Mitteln der VolkswagenStiftung durchgeführt wurde. Untersucht werden fast 5.000 Objekte aus 132 Fundplätzen entlang des Limes und dem angrenzenden zivilen Hinterland, die in deutschen Museen verteilt sind. Dabei handelt es sich zum Teil um sehr kleine Fragmente von römischen Bronzestatuen, die in mühevoller Arbeit erfasst werden. Neben der archäologischen Beschreibung und ikonografischen Einordnung der Fragmente finden auch umfangreiche archäometrische und herstellungstechnische Untersuchungen statt, darunter materialanalytische Verfahren, aber auch Röntgen-, CT- und 3D-Scan-Verfahren. Sascha Heckmann und Claudia Sarge, die bei Prof. von

5 Sascha Heckmann und Claudia Sarge haben nachgewiesen, dass im nördlichen Grenzraum des römischen Reiches Bronzestatuen in großer Zahl verbreitet waren – darunter auch Reiterstatuen. Bei der Zuordnung der Fragmente hilft ihnen die eigens erstellte Datenbank.



Kaenel promovieren, erstellen eine umfangreiche Datenbank zu diesen Artefakten, die bislang oft unbeachtet in Museumsdepots lagerten. Ein Ergebnis dieses Projekts besteht im Nachweis, dass auch im nördlichen Grenzraum des Imperium Romanum in einem bisher nicht vermuteten Ausmaße lebens- und überlebensgroße

ten angesiedelt ist und die Synergie zwischen Archäologie und Geowissenschaften fördert. »Wer schon früh weiß, dass er einmal Archäologie studieren will, hat Chemie und andere Naturwissenschaften oft weit hinter sich gelassen«, sagt Sabine Klein. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen sei nicht immer leicht, ja, oft eine Gratwanderung: »Geisteswissenschaftler haben eine ganz andere Sprache und Denkweise als Naturwissenschaftler.« Aber das sei gerade das Reizvolle an dem interdisziplinären Fach Archäometrie, womit die Studierenden auch noch wichtige »soft skills« für ihre spätere Berufstätigkeit erwerben.

Gewusst wie: Welche Methode ist angemessen?

Um die Archäologen auf ihre spätere Arbeit vorzubereiten, lernen sie die unterschiedlichen Methoden kennen mit deren Möglichkeiten, aber auch Kosten und Problematiken. Am Ende sollen sie in der Lage sein, ein Projekt mit all seinen Erfordernissen zu planen. »Was gerade angesagt ist, ist nicht immer adäquat«, so Klein. So sind hochsensitive Analysen, für die das Objekt der Untersuchung chemisch aufgelöst oder mit einem Laser verdampft werden muss, sehr teuer. Im Frankfurter Geowissenschaftlichen Institut steht eine Vielzahl von Geräten zur Verfügung: darunter für die Archäometrie zwei Massenspektrometer, ein Laser, eine Elektronenstrahlmikrosonde, ein Röntgenfluoreszenzgerät und Polarisationsmikroskope. Hier können Objekte auf ihre Gefügeeigenschaften, ihre chemische Zusammensetzung und Isotope bestimmter Elemente untersucht werden. Die C¹⁴-Methode selbst wird hier nicht betrieben: »Darauf haben sich andere Universitäten und Institute spezialisiert«, sagt Klein.

Aber schon vor Beginn einer Grabung ist moderne Technik im Einsatz: Fernerkundung und GPS sind elementare Hilfsmittel, um ein Gelände zu vermessen. Drohnen über Fundstellen liefern dreidimensionale Modelle der Gegebenheiten vor Ort. Durch magnetische Prospektion kann sich der Archäologe ein erstes Bild davon machen, wo er welche Befunde erwarten kann: Feine Sensoren messen den Magnetismus des Bodens, und weil das menschliche Eingreifen den natürlichen Magnetismus durcheinanderbringt, ergibt sich ein aufschlussreiches Bild der Kulturlandschaft. Ein Hektar pro Tag ist für solche Geräte kein Problem – frühere Generationen hatten keine Möglichkeiten, eine solch große Fläche zu erfassen. Heute weiß man frühzeitig, was man erwarten kann. »So weiß man zum Beispiel, wenn ein Gehöft von einem Graben umgeben war und kann weitere Hypothesen aufstellen: Warum? Wofür wurde der Graben gebraucht?«, erklärt Peter Breunig.



6



7

6 Ohne menschliche Helfer geht es freilich bei keiner archäologischen Ausgrabung, auch nicht bei der Grabung im syrischen Tell Chuera, die Jan-Waalke Meyer viele Jahre geleitet hat.

7 Wo hat der Mensch Spuren im Erdreich hinterlassen? Mit Hilfe der magnetischen Prospektion werden im Vorfeld einer Grabung in Nigeria wichtige Erkenntnisse gewonnen.

Bronzestatuen von Kaisern, Göttern und bedeutenden Persönlichkeiten aufgestellt waren.

Doch welche Methode ist für welches Fundmaterial und welche Fragestellung geeignet? In Frankfurt lernen das die circa 50 angehenden Archäologen, die das Nebenfach Archäometrie studieren, bei Sabine Klein und den naturwissenschaftlichen Kollegen. Das Studienangebot ist breit angelegt, um einen möglichst großen Überblick zu verschaffen. Die Organisation des Studiengangs erfordert eine intensive Studienfachberatung sowie eine sorgfältige Organisation des Veranstaltungsangebotes. Dies übernimmt die Koordinationsstelle Archäometrie, die im Institut für Archäologische Wissenschaften

Allerdings funktioniert diese Methode nur dann, wenn der Untergrund geologisch nicht allzu aktiv ist.

»Heute würde man keine Grabung anfangen wie noch in den siebziger Jahren«, sagt Jan-Waalke Meyer, Professor für Vorderasiatische Archäologie in Frankfurt. Durch die modernen Methoden der Geophysik erfahren die Archäologen mehr über das Gelände als früher bei monatelangen Grabungen. »Früher haben wir stets an der höchsten Stelle des Geländes zu graben begonnen«, erzählt Meyer, der über viele Jahre die Siedlung Tell Chuera in Syrien erforscht hat. Ein spezifisches Problem dort ist, dass die verbauten Lehmziegel längst verwittert sind, doch auch hier hilft die Geomagnetik weiter, die nicht sichtbare Strukturen sichtbar machen kann. »Kaputt macht man als Archäologe immer etwas. Aber so kann man relativ große Flächen überschauen und viel gezielter vorgehen«, erklärt der Professor. Das Graben übernehmen heute nicht mehr nur die Archäologen. In Tell Chuera waren stets bis zu 120 einheimische Arbeiter unter Anleitung der Wissenschaftler im Einsatz.

Auch die Messung des elektrischen Widerstands im Boden mithilfe von Sonden kann wichtige Erkenntnisse liefern oder der Einsatz von Wärmebildkameras, und auch die Röntgenfluoreszanzmessung von Bodenproben, die in regelmäßigen Abständen entnommen werden, gibt Aufschluss über zu erwartende Funde. Ein Problem sei allerdings, dass der Archäologie als »Geisteswissenschaft« an der Universität weniger Räumlichkeiten zustehen, als sie für ihre Gerätschaften und Sammlungen eigentlich bräuchte, meint Breunig. Afrika-Archäologe Breunig kennt keine Berührungsängste mit der modernen Technik: Für ihn ist sie integraler Bestandteil moderner Archäologie, die Geräte gehören unbedingt dazu. Seinen spektakulärsten Fund hat Breunig allerdings weitgehend ohne naturwissenschaftliche Methoden gemacht: Das »älteste Boot Afrikas«, ein 8000 Jahre alter Einbaum, den er 1998 zum Vorschein brachte, war ein Zufallsfund.

Winzige Pflanzenreste machen Vergangenheit wieder lebendig

Breunig arbeitet in Afrika eng mit der Archäobotanik zusammen, die in Frankfurt von Professor Katharina Neumann betreut wird. Die Archäobotanik gibt Aufschluss über die frühere Beschaffenheit der Vegetation und über Fragen der Ernährung, indem sie sogenannte Makroreste, also Samen, Früchte und Holz, oft in verkohltem Zustand, untersucht – oder aber in jüngerer Zeit auch Mikroreste wie Stärkekörner von Getreide und Pflanzenknollen. Für die Bestimmung archäobotanischer Funde existiert



8

in Frankfurt inzwischen eine einzigartige Vergleichssammlung moderner Pflanzen.

Katharina Neumann kümmert sich auch um »Phytolithe«, also »Pflanzensteine«: Das sind Silikatablagerungen, die in Form von Kieselsäure im Boden vorkommen, von Pflanzen aufgenommen werden und sich im Gewebe ablagern und fest werden. Stirbt die Pflanze, bleibt dieses Silikat übrig und gibt Auskunft über die Geschichte der Pflanze. Durch die Analyse dieser winzigen Teilchen können sich die Archäologen mithilfe der Archäobotanik ein Bild von Aktivitätszentren machen: Wurde auf einem Platz Vieh gehalten, gibt es also Dungablagerungen? Oder handelt es sich um den Fußboden

8 + 9 Bei der Bestimmung von Baum- und Pflanzenarten kann die Frankfurter Archäobotanik-Professorin Katharina Neumann auf Vergleichssammlungen zurückgreifen, zum Beispiel auf eingefärbte Holzdünn-schnitte, die verschiedene Baumarten im Quer-, Tangential- und Radialschnitt zeigen (Bild oben) oder auf die Vergleichssammlung für Früchte und Samen (Bild unten).



9



10

10 Kleine Löcher, großer Erkenntnisgewinn: Nur das Material aus dem Inneren einer Münze vermag deren Herstellungsgeschichte korrekt zu erzählen. Um eine repräsentative Menge von 15 bis 30 Mikrogramm zu erhalten, sind meist drei Bohrungen notwendig. Der Bohrer wird jedoch möglichst dort angesetzt, wo die Münze – in diesem Fall ein römisches Exemplar – schon leicht beschädigt ist.

eines Hauses? Wird etwas Besonderes gefunden, etwa ein Hausgrundriss, sind die Archäobotaniker stets mit im Boot.

Auch zu einer der Hauptfragen der vorgeschichtlichen Archäologie konnte die Archäobotanik einen wichtigen Beitrag leisten: Wie kam es zu gezieltem Anbau von Pflanzen, zu Sesshaftigkeit und Viehzucht? Lange Zeit waren die Wissenschaftler davon ausgegangen, dass diese drei Neuerungen etwa zur gleichen Zeit auftraten – im so genannten »Neolithischen Bündel«. Dies war nach heutigen Erkenntnissen jedoch nur bei den frühesten neolithischen Kulturen Mitteleuropas der Fall.

Mithilfe der Archäobotanik haben Forscher herausgefunden, dass Getreide im Nahen Osten erst viel später gezielt angebaut wurde als bisher angenommen –, und zwar lange, nachdem die Menschen sesshaft wurden. Woraus lässt sich das schließen? Für die Archäobotaniker beginnt der planvolle Anbau mit dem Getreide, dessen Ähren bei der Reife nicht auseinanderfallen und die sich somit besser ernten lassen. Die Menschen haben sich die zufällige Mutation für eine effektivere Ernte zunutze gemacht. »Diese Entwicklung zum Feldbau war mit großen gesellschaftlichen Veränderungen verbunden: Auf einmal gab es Reiche und Arme – und natürlich auch soziale Spannungen«, erklärt Katharina Neumann die Bedeutung dieser Erkenntnis.

Der Übergang vom Jäger und Sammler zur Landwirtschaft war ein allmählicher Prozess. Das konnte die Archäobotanikerin Dr. Astrid Stobbe auch bei Grabungen im Ural nachweisen, die unter Leitung von Rüdiger Krause durchgeführt wurden: Dort hielten die Menschen bereits Vieh, sammelten aber weiterhin Wildpflanzen für ihre Ernährung. Auch in Fernost gab es lange Zeit keine Kulturpflanzen, obwohl die Menschen bereits in festen Siedlungen lebten.

»Heute kann man Fragen stellen, die früher gar nicht aufkamen«

»Archäologie als Naturwissenschaft?« – die kleine Streitschrift der Archäologen Manfred Eggert und Stefanie Samida hat voriges Jahr für einiges Aufsehen in der Fachwelt gesorgt. Darin stellen die Autoren keineswegs grundsätzlich die Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften infrage, mahnen jedoch die Fachkollegen, auch die eigenen Kenntnisse nicht zu vernachlässigen und sich erst über das eigene Forschungsinteresse im Klaren zu sein, bevor sie die anderen Disziplinen hinzuziehen. Dann

»VOM OBJEKT ZUR KULTURGESCHICHTE. WIE ARCHÄOLOGEN ARBEITEN«

Unter diesem Titel haben die fünf archäologischen Fächer an der Goethe-Universität Frankfurt gemeinsam eine Ausstellung konzipiert. Anhand einiger weniger Objekte erfährt der Besucher, wie Archäologen vom Objekt ausgehend mithilfe unterschiedlicher Methoden zur Erkenntnis gelangen.

Die Ausstellung im siebten Stock des IG-Farben-Hauses am Campus Westend ist bis 31. März 2015 zu sehen. Öffnungszeiten: dienstags 15-18 Uhr, während der Semesterferien 16-18 Uhr; am letzten Sonntag im Monat: 11-13 Uhr sowie auf Anfrage unter Tel. 069-798-34205.

aber gelte es, über die gesamte Dauer eines Projekts partnerschaftlich zusammenzuarbeiten. (s. Interview auf S. 50) Archäobotanikerin Neumann kennt Manfred Eggert aus gemeinsamen Projekten – und gibt ihm recht: »Erstmal geht es um die Frage: Was wollen wir überhaupt wissen?«. Erst dann könne die geeignete Methode gefunden werden. »Die Archäologie erwartet von den Naturwissenschaften oft mehr, als diese leisten können«, hat Neumann beobachtet. So ist es zum Beispiel nicht möglich, aus archäobotanischen Bodenproben das Klima zu rekonstruieren.

Gerade in Deutschland sei die Archäometrie sehr weit entwickelt, erklärt die Niederländerin Fleur Kemmers, Inhaberin einer Lichtenberg-Stiftungsprofessur der VolkswagenStiftung an der Goethe-Universität. »Messen darf aber immer nur Mittel zum Zweck sein und nicht das Ziel an sich«, so Kemmers. Für ihr Fach, die archäologische Numismatik, eröffnen die Methoden der Materialanalyse ganz neue Möglichkeiten. So untersucht sie derzeit, woher das Silber für Münzen in den griechischen Kolonien in Italien stammte. Führen sie auf die gleichen Quellen zurück wie im Mutterland? Dafür müssen den Münzen Materialproben entnommen werden. »Das tut den Konservatoren schon weh, aber wir haben ja eine gute Begründung«, sagt Kemmers. Das winzige Loch am Rand der Münze ist der Preis dafür, dass die Münze etwas über ihre Geschichte verrät: Mithilfe der Materialanalyse weiß die Numismatikerin, aus welcher Region das Silber stammte, ob es direkt zur Münze gebracht oder mit anderem Silber vermischt wurde – und damit erschließt sich vieles über die Organisation von Handelsnetzwerken.

»Heute kann man Fragen stellen, die früher gar nicht aufkamen – oder die man früher nicht beantworten konnte«, sagt Wulf Raeck, Professor für Klassische Archäologie in Frankfurt. So führe zum Beispiel die Erkenntnis, dass der Marmor für Skulpturen der römischen Kaiserzeit seit dem 1. Jahrhundert vor Christus immer seltener aus dem italienischen Carrara, sondern aus Kleinasien stammte, zu neuen Fragen: Über welche Routen und auf welche Weise wurde das schwere Material nach Rom gebracht? Manchmal überstrahlten die durch naturwissenschaftliche Methoden gewonnenen Erkenntnisse das, was man schon immer wusste: Dass griechische Plastiken farbig waren, habe die Wissenschaft schon vor Brinkmanns Ausstellung »Bunte Götter« gewusst. Aber erst durch Pigmentanalyse, Streiflichtfotografie und andere moderne Methoden wurde dies deutlicher sichtbar.

Auf Fragestellung und Blickrichtung der Archäologen haben auch die anderen Geistes- und die Sozialwissenschaften stets großen

Einfluss gehabt: »Zum Beispiel haben die Kommunikationswissenschaft oder die Soziologie einiges bewirkt«, sagt Raeck. So interessieren sich die Wissenschaftler inzwischen weniger für spektakuläre Funde, wie sie noch die frühen Archäologen anlockten, als für das Zusammenleben der Menschen – Stichwort »soziologischer Raum«. Und hierbei helfen wiederum die Naturwissenschaften, indem etwa die Geländeerkundung leichter größere Siedlungszusammenhänge deutlich machen kann. Raeck warnt jedoch davor, die Archäologie könne ihre Identität verlieren, wenn sie sich selbst als Naturwissenschaft sehe. Sie würde vor allem im Fächerverbund nicht mehr das leisten, wofür sie eigene Kompetenz hat. »Wir dürfen unsere eigenen Methoden, zum Beispiel Formanalyse und Stilkritik, nicht ganz vernachlässigen«, sagt er. Ansonsten könne es durch die neuen Methoden nicht nur zum Erkenntnisgewinn kommen, sondern auch zum Verlust von Erkenntnis. ●

(Siehe auch Kurzinterviews der Archäologen auf den Folgeseiten.)



Die Autorin

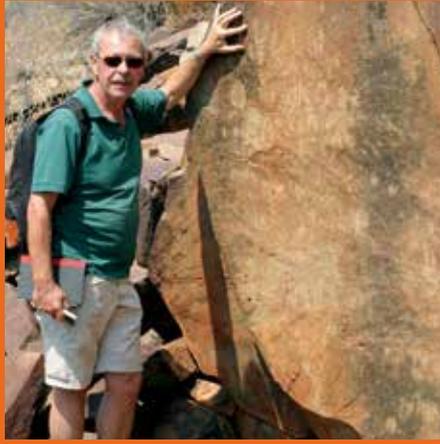
Dr. Anke Sauter, 46, ist seit Juni Wissenschaftsredakteurin in der Abteilung Marketing und Kommunikation der Goethe-Universität. Sie hat in Bamberg Germanistik, Journalistik und Geografie studiert und eine Dissertation über den Literaturhistoriker, Stillehrer und Sprachpuristen Eduard Engel geschrieben. Nach dem Studium hat sie zunächst als Redakteurin bei einer bayerischen Tageszeitung und dann einige Jahre als freie Journalistin gearbeitet. Jetzt kümmert sie sich unter anderem um die Verbesserung der internationalen Kommunikation an der Goethe-Universität.

sauter@pvw.uni-frankfurt.de



Jan-Waalke Meyer

Professor für Vorderasiatische Archäologie



Peter Breunig

Professor für Vor- und Frühgeschichte, Archäologie Afrikas



Wulf Raeck

Professor für Klassische Archäologie

Was war Ihr tollster Fund?

Mein »tollster« Fund ist eigentlich ein Befund: der Nachweis, dass Tell Chuera um 3.100 vor Christus als urbanes Zentrum gegründet wurde. Als Fund würde ich ein gut erhaltenes Grab anführen, mit zahlreichen Bronzewaffen, den Resten einer Kompositstatue und anderem mehr.

Wonach suchen Sie noch immer?

Woher die Menschen kamen, die Tell Chuera gegründet haben.

Was ist für Sie die wichtigste naturwissenschaftliche Methode?

Die Geophysik. Ich würde heute keine Grabung mehr beginnen, ohne vorher geophysikalische Messungen durchgeführt zu haben. Dadurch wird meines Erachtens jede Grabungsstrategie bestimmt.

Was war Ihr tollster Fund?

Das mit 8000 Jahren älteste Boot Afrikas – bei den Ausgrabungen 1994 und 1998.

Wonach suchen Sie noch immer?

Das Suchen nimmt in der Wissenschaft kein Ende. Ich suche nicht nach einzelnen Funden oder Schätzen, sondern nach dem Verständnis für die großen Zusammenhänge und wichtigsten Etappen der kulturellen Entwicklung in der frühen Menschheitsgeschichte.

Was ist für Sie die wichtigste naturwissenschaftliche Methode?

Die Radiokohlenstoff-Datierung. Sie hat unser Bild von der Vergangenheit revolutioniert und ist für die vorchristliche Zeit die am umfangreichsten anwendbare Methode, das Alter archäologischer Funde und Befunde zu datieren.

Was war Ihr tollster Fund?

Ich suche nicht nach Funden, sondern nach Ergebnissen, die sich möglicherweise erst nach langer Zeit und durch Kombination verschiedener Befunde (zum Beispiel Fundkomplexe, die mehrere Funde enthalten) einstellen.

Wonach suchen Sie noch immer?

Ich suche noch immer nach Antworten auf Fragen, die oft andere schon beantwortet zu haben glauben (es gibt ja in der Archäologie fast keine gesicherten Fakten). Zum Beispiel: Wer gründete in welchem historischen Kontext die Stadt Priene? Wen stellt der Bronzekopf aus dem Wrackfund von Porticello dar?

Was ist für Sie die wichtigste naturwissenschaftliche Methode?

Materialanalytische Verfahren, beispielsweise zur Keramik- oder Marmorbestimmung (etwa Röntgenfluoreszenzanalysen, Neutronenaktivierungsanalyse, Isotopenbestimmung).

Drei Fragen an die Frankfurter Archäologen



Hans-Markus von Kaenel

Professor für Archäologie und Geschichte der römischen Provinzen sowie Hilfswissenschaften der Altertumskunde



Rüdiger Krause

Professor für Vor- und Frühgeschichte



Fleur Kemmers

Professorin für Münze und Geld in der griechisch-römischen Antike

Was war Ihr tollster Fund?

Mein erster – im Alter von sieben Jahren! Als 1954 die romanische Dorfkirche von Einigen am Thuner See (Schweiz) renoviert wurde, fanden archäologische Grabungen statt, die unter anderem einen Vorgängerbau aus dem 7. Jahrhundert zutage brachten. Als Sohn des Pfarrers konnte ich auf der Grabung mitarbeiten, u. a. an der Bergung von früh- und hochmittelalterlichen Gräbern mit ihren charakteristischen Beigaben. Seit diesem Zeitpunkt stand mein Berufsziel, Archäologe zu werden, fest.

Wonach suchen Sie noch immer?

Nach den Namen der römischen Truppeneinheiten, die in den verschiedenen von uns entdeckten Militäranlagen in Südhessen stationiert waren.

Was ist für Sie die wichtigste naturwissenschaftliche Methode?

Die Wichtigkeit richtet sich nach dem Gegenstand der Studie, an der ich gerade arbeite; zurzeit sind es die verschiedenen Analyseverfahren zur Charakterisierung und Provenienz-Bestimmung von Metallen und Keramik.

Was war Ihr tollster Fund?

Natürlich ist es ein tolles Gefühl, einen ganz besonderen Fund im Kontext einer Siedlung oder eines Gräberfeldes zu bergen. Es sind aber meist vergleichsweise unscheinbar kleine Objekte. Meine tollsten »Funde« bestehen im Erkennen von Zusammenhängen und in der Rekonstruktion von Prozessen, die schließlich zu einem historischen Gesamtbild führen, wie etwa der Lebens-, Wirtschafts- und Umweltverhältnisse am Nordrand der Eurasischen Steppe im Trans-Ural während der Bronzezeit.

Wonach suchen Sie noch immer?

Nach dem Goldschatz! (lacht ...)

Was ist für Sie die wichtigste naturwissenschaftliche Methode?

Es ist nicht die wissenschaftliche Methode. Die Vielzahl der Möglichkeiten macht die Archäologie zu einer spannenden Wissenschaft, die weit über ihre eigenen historisch-archäologischen Methoden hinaus Zusammenhänge erkennen und erschließen lässt. Zu nennen wären etwa die molekulare DNA-Analyse bei Tieren und Menschen, geophysikalische Methoden zur Sichtbarmachung von Baustrukturen oder Gräberfeldern im Untergrund, die verschiedenen Methoden der Geochemie – und natürlich die diversen Datierungsmethoden wie C¹⁴.

Was war Ihr tollster Fund?

Ein bekannter Spruch in der Archäologie lautet: »The goal of archaeology is not to find things, but to find out things.« In diesem Sinne war es bei mir die Entdeckung, dass in der römischen Kaiserzeit zielgruppenorientierte Lieferungen von Münzgeld stattgefunden haben.

Wonach suchen Sie noch immer?

Die Frage, die ich gerne gelöst sehen würde, ist: Wer, einerseits in den griechischen poleis, andererseits im kaiserzeitlichen Rom, hat die Entscheidung getroffen, welche Bilder auf den Münzen geprägt wurden?

Was ist für Sie die wichtigste naturwissenschaftliche Methode?

Die geochemische Analyse von Artefakten aus Metall, Keramik, Glas oder anderen Materialien, die Aussagen zu ihrer Zusammenstellung, Anfertigung und Provenienz ermöglicht.

A black and white photograph of Hermann Hartmann, a man in a suit and glasses, standing and speaking to a large, dense crowd of people. He is gesturing with his right hand raised. The background is filled with the faces of the audience, some looking towards him, others looking away. The overall atmosphere is that of a significant public event or lecture.

Hermann Hartmann – Pionier der Theoretischen Chemie

»Er war der erste Chemiker in
Deutschland, der Quantenmechanik
wirklich konnte«

von Anne Hardy

Hermann Hartmann prägte wie kein anderer die Forschung auf dem Grenzgebiet zwischen Physik und Chemie. Seine Schüler, von denen viele später Professoren wurden, haben ihn als einen begnadeten, manchmal unkonventionellen Lehrer in Erinnerung.

Er hat die Theoretische Chemie als eigenes Fach etabliert und die fachlichen Grundlagen für viele Fächer geschaffen, die heute am Biozentrum in Frankfurt vertreten sind, insbesondere die biophysikalische Chemie«, sagt Hans Wolfgang Spiess über seinen Doktorvater Hermann Hartmann. »Ich kam damals nach meiner Promotion in Aachen zu ihm, weil er als der Papst der theoretischen Chemie in Deutschland galt«, erinnert sich Karl Hensen. »Er war ein brillanter Lehrer, der die Studierenden vom ersten Semester an durch seinen Vortragsstil faszinierte«, schwärmt Hans Sillescu. Alle drei Zeitzeugen wurden später Professoren: Spiess war zuletzt Direktor am Max Planck-Institut für Polymerforschung im Mainz, Hensen Professor für Physikalische und Theoretische Chemie an der Goethe-Universität und Sillescu Professor für Physikalische Chemie an der Universität Mainz.

Dass etwa zehn Professuren in der Theoretischen Chemie ab den 1960er Jahren mit Hartmann-Schülern besetzt wurden, war kein Zufall. Bereits 1954 verfasste Hartmann ein Lehrbuch zur Theorie der chemischen Bindung. »Das Bemerkenswerte an diesem Buch ist, dass hier ein Chemiker sich in die Domäne der Physik wagt«¹, würdigt Karl Jug die Leistung seines Doktorvaters. Er habe gezeigt, wie man Quantenmechanik aus der Sicht des Chemikers anwendet, lange bevor komplizierte chemische Prozesse quantitativ aus der Lösung der Schrödinger-Gleichung abgeleitet werden konnten. Jug wurde später Professor für Theoretische Chemie an der Universität Hannover.

Den Rückstand in der theoretischen Chemie aufholen

1962 gründete Hartmann die weltweit erste Zeitschrift für Theoretische Chemie »Theoretica Chimica Acta« (TCA). Neben Deutsch, Englisch

und Französisch war auch antikes Latein als Sprache zugelassen. »Einen jungen Doktoranden, dem der Große Meister die Beurteilung und Bearbeitung solch exotischer lateinischer Arbeiten übertragen hatte, kostete das manche Oster- oder Weihnachts-Feiertage«, erinnert sich Eugen Schwarz, der später Professor für Theoretische Chemie an der Universität Siegen wurde. Hartmann begründete für den deutschsprachigen Raum das »Symposium für Theoretische Chemie (STC)«. Die erste Konferenz fand 1965 in Frankfurt statt. 2014 feierte das Symposium sein 50jähriges Bestehen in Wien.

Um den Rückstand der theoretischen Chemie gegenüber den angelsächsischen Ländern aufzuholen, rief Hartmann 1962 die erste internationale Sommerschule für theoretische Chemie in Konstanz ins Leben. In diesen über viele Jahre weitergeführten Ferienkursen vermittelte er zusammen mit international anerkannten Kollegen, darunter Manfred Eigen und Gerhard Ertl, Chemikern das mathematische und physikalische Handwerkszeug für die Arbeit im Grenzgebiet zwischen Chemie und Physik. Seinerzeit war das die einzige Möglichkeit für Nachwuchswissenschaftler, Kenntnisse in dem neuen Fachgebiet zu erwerben. »Wir nannten es unsere innere Mission, an den Fakultäten für Chemie der deutschen Universitäten nach und nach die theoretische Chemie zu etablieren und – wenn möglich – auch mit einem Hartmann-Schüler zu besetzen«, erinnert sich Sillescu.

Hartmanns Frankfurter Institut in der Robert-Mayer-Straße hatte die Struktur eines Departments mit fünf Professuren. Anfang der 1960er Jahre arbeiteten dort 100 Wissenschaftler, darunter 20 Theoretiker. Sie kamen etwa zur Hälfte aus der Physik und aus der Chemie. »Es gab einmal eine Diskussion in der naturwissenschaftlichen Fakultät, ob Hartmann auch

¹ Hermann Hartmann im April 1968. Aufgrund seiner schmerzvollen Erfahrungen während des Nationalsozialismus stand er der Politisierung der Hochschulen kritisch gegenüber.



2

2 Hartmann 1950 im Physik-Institut (dem heutigen Physikalischen Verein), wo die Physikalische Chemie bis zum Bezug ihres eigenen Neubaus 1952 untergebracht war.

befähigt sei, Physik-Diplomanden auszubilden. Das stieß auf starke Widerstände. Worauf ein Theoretiker fragte, ob hier im Raum noch jemand sei, der – so wie Hartmann – eine gemeinsame Arbeit mit Sommerfeld publiziert habe. Das hat die Diskussion beendet«, erinnert sich Spiess. »Hartmann war der erste Physikochemiker in Deutschland, der Quantenmechanik wirklich konnte«.

»Die Verlockungen von Seiten der Physik waren sicher beträchtlich«, vermutet Sillescu. Andererseits war die Quantenchemie, so wie sie die Physiker verstanden, bereits mehr oder weniger abgeschlossen, als Hartmann sein Studium begann. Den Physikern genügte es, ein einfaches Modellsystem wie das Wasserstoff-Molekül-Ion berechnen zu können. Die von Hartmann mit entwickelte Theoretische Chemie widmete sich dann komplexen Molekülstrukturen. Seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung ist die Ligandenfeldtheorie, die Struktur, Farbe und Magnetismus von Übergangsmetall-Komplexverbindungen erklärt. Nach Hartmann benannt ist ein ringförmiges Potential.

Griechisch und Physik beste Abiturfächer

Hermann Hartmann, geboren am 4. Mai 1914 in Bischofsheim in der Rhön, verlebte seine Schulzeit in Neuburg an der Donau, wo er das humanistische Gymnasium besuchte. Die Mathema-

tik entdeckte der 13-Jährige »schlagartig«, als er wegen einer Prügelei nachsitzen musste. In dem großen Raum mit Eisenofen inspizierte er den Papierhaufen zum Anheizen und fand darin ein Büchlein über Geometrie, das ihn fesselte. In der Bibliothek des Klosters Neuburg stieß er dann auf Descartes Geometria und kam darüber zur Philosophie. »Von da entwickelten sich zwei Interessenrichtungen, die eine nach der exakten Naturwissenschaft und die andere nach der Kultur- und Geistesgeschichte. Die besten Noten im Abitur bekam ich in den Fächern Griechisch und Physik. Chemie war kein Unterrichtsfach«², berichtet Hartmann. Auch in späteren Jahren zitierte er lateinische und griechische Klassiker.

Im politisch einschneidenden Jahr 1933 begann Hermann Hartmann sein Chemie-Studium an der Technischen Hochschule in München bei den Nobelpreisträgern Hans Fischer und Heinrich Wieland. Zu den »tiefsten Eindrücken seiner ersten Studienjahre« zählte er eine Vorlesung über den Hammurabi Kodex und die Vorträge im physikalischen Kolloquium von Arnold Sommerfeld und Walter Gerlach. Sommerfeld gehörte zu den Begründern der Quantenphysik in Deutschland; Gerlach hatte elf Jahre zuvor an der Universität Frankfurt zusammen mit Otto Stern das wegweisende Stern-Gerlach-Experiment durchgeführt.

Wegen persönlicher Differenzen mit seinem Doktorvater Klaus Clusius wechselte Hartmann Anfang 1939 mit dem damaligen Privatdozenten Peter Wulff nach Frankfurt. Wenig später wurde er zur Wehrmacht eingezogen, im Frühjahr 1940 aber aufgrund einer Erkrankung wieder entlassen. 1940 arbeitete er noch einmal mit Sommerfeld über ein Problem der Quantenmechanik, nämlich den beschränkten Rotator. Die Arbeit erschien unter beider Namen in der angesehenen Fachzeitschrift »Annalen der Physik«.

Hartmann schloss seine Doktorarbeit 1941 ab und übernahm vertretungsweise eine Assistentenstelle im Physikalisch-Chemischen Institut der Universität Frankfurt. Hier habilitierte er sich 1943 mit einer Arbeit, in der er das semiempirische quantenmechanische Modell Erich Hückels verwendete, um die Eigenschaften einer Reihe aromatischer Verbindungen zu erklären. Weil er sich weigerte, an nationalsozialistischen Schulungsprogrammen teilzunehmen, erhielt er die *venia legendi* erst 1946.

Warum sind die Komplexe der Übergangsmetalle bunt?

Die Ligandenfeldtheorie entstand kurz nach Kriegsende in Laubach, Oberhessen, wohin Hartmann mit seiner Familie aus dem zerstörten Frankfurt geflüchtet war – ebenso wie der Phy-

siologie-Professor Albrecht Bethe und Hartmanns Doktorand Friedrich Ernst Ilse. Gemeinsam berechneten sie die Energieniveaus des Übergangsmetall-Ions im Zentrum des Komplexes mit quantenchemischen Methoden, betrachteten aber die umliegenden Liganden als Punktladungen, die ein elektrostatisches Feld, das Kristallfeld, erzeugen. Die Kristallfeldtheorie hatte Hans Bethe, der Sohn Albrecht Bethes, bereits 1929 aufgestellt. Hartmann und Ilse kombinierten sie mit der klassischen elektrostatischen Theorie der Komplexverbindungen von Alfred Magnus, der zu dieser Zeit Professor für Physikalische Chemie an der wiedereröffneten Universität Frankfurt war.

Dass Hartmann lange Zeit international nicht als Begründer der Ligandenfeldtheorie wahrgenommen wurde, dürfte darauf zurückzuführen sein, dass die Arbeit erst 1951 in der Zeitschrift für Physikalische Chemie erschien und diese im Ausland kaum gelesen wurde. »Zu meiner Zeit wurde Hartmann gefragt, warum er sich mit Metall-Komplexen beschäftige«, erinnert sich Spiess, der 1968 bei Hartmann promovierte. »Er hat geantwortet, dass auch Chlorophyll zu den Metallkomplexen gehört. Er hatte also die Biochemie und Biophysik damals durchaus schon im Visier«.

Aufbau der physikalischen und theoretischen Chemie in Frankfurt

Da das physikalisch-chemische Institut im Krieg zerstört worden war, nahm Hartmann seine dortige Arbeit unter bescheidenen äußeren Bedingungen auf. Rückblickend bezeichnete er die Zeit als »theoretisch wie experimentell sehr intensiv«³. 1950 erbrachte sein Doktorand Hans-Ludwig Schläfer die erste experimentelle Bestä-

tigung der Ligandenfeldtheorie mithilfe spektroskopischer Methoden.

Zum Wintersemester 1951 ging Hartmann als Abteilungsleiter an das Max-Planck-Institut für Physikalische Chemie in Göttingen. Es stand unter der Leitung von Karl Friedrich Bonhoeffer, dem Bruder des Theologen Dietrich Bonhoeffer. 1952 folgte Hartmann dem Ruf nach Frankfurt als Direktor des Instituts für Physikalische Chemie, das unter seiner Leitung neu gebaut wurde. Es entwickelte sich zu einem international bedeutenden Zentrum für Forschung und Lehre. In den Anfangsjahren prägte ihn der fachliche und freundschaftliche Austausch mit Friedrich Hund, der bis 1956 als Professor für Theoretische Physik in Frankfurt lehrte.

An seinem Institut etablierte er im Laufe der Jahre eine große Bandbreite spektroskopischer Methoden. »Experimentell hat er unglaublich früh wichtige Techniken etabliert, unter anderem die Kernresonanzspektroskopie mit der Vision, dass sie für Biomoleküle von Interesse wäre. Er hatte die Bedeutung von Stickstoff für biologische Systeme erkannt und wollte die Struktur von Aminosäuren aufklären. Das war damals viel zu früh. Zu unserer Zeit sind wir so weit nicht gekommen«, sagt Spiess. Als Hans Sillescu 1961 mit seiner Doktorarbeit anfangen wollte, hatte die Deutsche Forschungsgemeinschaft Hartmann gerade ein Kernresonanzspektrometer bewilligt. »Ich lief als Doktorand mit einer Viertelmillion durch die Gegend, um eine Firma zu finden, die mir ein geeignetes Gerät liefern konnte. Wir hatten damals eine unglaubliche Freiheit, weil der große Meister mit einem zweiseitigen Antrag bei der DFG diese Mittel bekam«, erinnert er sich.



3



4

3 Hermann mit seiner Mutter.

4 Hermann mit seiner Mutter und dem älteren Vetter Hans.

Hartmann war auch der erste Professor, der an der Universität Frankfurt eine Zuse-Rechenmaschine anschaffte – noch vor den Physikern. »Die Zuse 23 füllte einen Raum. Daran durften nicht nur Theoretiker arbeiten, sondern auch wir Experimentatoren. 1967, als ich meine Doktorarbeit machte, war sie schon total veraltet. Ich habe sie nur noch zum Programmieren mit Lochstreifen benutzt. Das war pädagogisch unheimlich wertvoll. Die Alternative war, seine Lochkarten in Darmstadt abzugeben. Es gab einen Run pro Tag. Und wenn ein Tippfehler darin war, war wieder ein Tag weg«, erinnert sich Spiess.

Auch das erste Ionen-Zyklotron-Resonanz-Massenspektrometer in Deutschland stand an Hartmanns Institut. »Das war eine sehr fortschrittliche, ausgefeilte Methode, um chemische Reaktionen in der Gasphase zu verfolgen und zu beeinflussen«, erklärt Dieter Schuch, Hartmanns letzter Doktorand. Er wurde später Professor am Institut für Theoretische Physik der Goethe-Universität. »Das Gerät stand in einem Raum, in dem ein Gewirr von Strippen und Drähten herrschte. Es sah aus wie ein mausgraues Klavier. Der Magnet konnte über zwei Schienen bewegt werden.«

»Er hat die Chemie auf allen Ebenen betrieben«, so charakterisiert Hartmanns Sohn Olaf die Stärke seines Vaters. Talentierte Doktoranden ermutigte er früh zu selbstständigem wissenschaftlichen Arbeiten. Mit der Empfehlung »Schreib' mal einen Review-Artikel« ermutigte er seine Mitarbeiter, neue Arbeitsgebiete zu erschließen, überließ ihnen auch gleich die Betreuung von Diplomanden. So fügte er seinem Arbeitskreis immer neue »Zellen« hinzu.

In den 1960er Jahren platzte das Institut aus allen Nähten: »Mein Arbeitsplatz hatte die

Größe einer Schublade«, sagt Spiess. Deshalb kamen er und seine Kommilitonen auf die Idee, sich zum Zusammenschreiben der Doktorarbeit in Hartmanns kaum genutzter Privatbibliothek auszubreiten. »Die Sekretärin warnte uns rechtzeitig vor, wenn er mal in seine Bibliothek wollte. Aber die Enge hat auch die Zusammenarbeit gefördert. Nichts ist schlimmer als ein Institut, in dem auf dem Gang nur drei Leute sitzen«, schmunzelt er.

Ein begnadeter Lehrer

Hartmanns dreisemestrige Vorlesung zur Einführung in die theoretische und physikalische Chemie zog jahrzehntelang Chemie- und Physikstudenten an und führte sie schließlich seinem Arbeitskreis zu.⁴ Martin Trömel, der später Chemieprofessor an der Goethe-Universität wurde, berichtet: »Ich entsinne mich vieler Stunden, in denen wir Studenten den Gedankengängen zu folgen suchten, die uns in seinem Vortrag wunderbar klar und durchsichtig erschienen. Wenn ich das dann an Hand meiner Notizen nachvollziehen wollte, war es freilich oft nicht mehr so einfach, und manches habe ich erst viel später wirklich begriffen.«⁵

Hartmann brachte in seine Vorlesung nie ein Konzept mit. »Er entwickelte eine ganze Geschichte, das Tafelbild war strukturiert, und dann stimmte manchmal das Ergebnis nicht. Ein Teil der besseren Studenten wusste schon, wo er einen Vorzeichenfehler gemacht oder etwas vergessen hatte«, erinnert sich Spiess. Dann trat Hartmann einen Schritt zurück und versuchte, sich zu orientieren. »Wenn er einen kannte, fragte er: Haben Sie es schon gesehen? Das war beeindruckend. Man war nicht nur passiver Zuhörer, sondern Teil des Ganzen.«

Trotz seiner vielfältigen Verpflichtungen als Institutsdirektor engagierte sich Hartmann auch als Vorsitzender des Diplomprüfungsausschusses. Er wollte die jungen Leute kennenlernen und fördern. Wenn Studenten neben dem Chemiestudium ein halbes Physikstudium absolviert hatten, erließ er ihnen – nach Absprache mit dem Organiker Prof. Theodor Wieland – auch zeitraubende »Literaturpräparate«. Sie gehörten zu den Hürden des Studiums. »Ich habe bei Hartmann immer wieder erlebt, dass zuerst der Mensch kam, auch wenn er gelegentlich einiges auf seinen Ordinarienbuckel nehmen musste, was dem Buchstaben irgendwelcher Verordnungen vielleicht zuwiderlief«, erinnert sich Sillescu.

Die Studierenden wussten diesen Einsatz zu schätzen. Als Hartmann 1962 eine Berufung an die Technische Hochschule München ablehnte und 1965 einen Ruf an das Max Planck-Institut für Chemie in Mainz, dankten sie ihm mit Fackelzügen. Hartmann begründete seine Ent-

5 Visite ehrbarer Wissenschaftler in der DEHEMA anlässlich der Promotion Hermann Hartmanns.

6 Mit einem Fackelzug dankten die Studenten Hermann im November 1962, als er einen Ruf an die Technische Hochschule München ablehnte.





6

scheidung damit, dass die Förderung der Theoretischen Chemie »in erster Linie auch ein Unterrichtsproblem darstellt, das von der Universität aus besser in Angriff genommen werden kann.«⁷ Die Hessische Landesregierung richtete ihm daraufhin in der Gräferstraße ein Institut für Theoretische Chemie ein, das auf Hartmanns Wunsch allen Interessenten von anderen Hochschulen zur Verfügung stehen sollte.

»Hartmann konnte auch unkonventionell sein«, berichtet sein ehemaliger Assistent Karl Hensen. »Er wohnte in Glashütten, und wenn es abends spät wurde, übernachtete er manchmal in seinem Büro in der Theoretischen Chemie. Er kam dann morgens im Schlafanzug aus dem Nachbarbüro und wünschte mir ungezwungen einen guten Morgen.« Über Kollegen konnte er zuweilen hart urteilen: »Der ist so dumm, dass er brummt.« Insbesondere mochte Hartmann keine Angeberei.

»Er war so, wie ich mir als Kind den deutschen Professor vorgestellt hatte: Sein Wissen war breit gefächert. Man bekam von ihm profunde Antworten, egal ob man ihn zu Kunst, Musik, Kultur oder Politik befragte. Er kannte sich manchmal besser aus als die Experten«, so Schuch. »Wenn man ihn besuchte, wusste er immer etwas Interessantes zu erzählen und wusste es auf angenehme Art zu vermitteln. Auch als Prüfer war er bei den Studenten außerordentlich beliebt. Mit viel psychologischem Einfühlungsvermögen gelang es ihm, die Situation zu entspannen. Er begann ein allgemeines Gespräch und leitete allmählich zur Chemie

über. Oft merkten die Prüflinge nicht, dass die Prüfung schon angefangen hatte.«

»Ich diskutiere nicht« – 1968 und das Ende der alten »universitas«

Hartmann war ein Ordinarius der alten Schule. »Die Mitarbeiter, Doktoranden und Habilitanden redete er mit Meister an und sie nannten ihn Großer Meister«, berichtet Karl Hensen, der in den 1960er Jahren habilitierte. Die Studentenproteste von 1968 waren mit Hartmanns Vorstellung der *universitas* unvereinbar. Die Vehemenz der Proteste traf ihn umso mehr, berichtet Olaf Hartmann, als er in den Jahren 1967/68 als Vertrauensdozent ein offenes Ohr für die studentischen Anliegen gehabt hatte. »In dieser Zeit ist kein einziger Student zu mir gekommen«, habe sein Vater beklagt.

Während Hartmanns Vorlesung äußerten einige Studierende lautstark den Wunsch, über politische Themen zu »diskutieren«. Er kündigte an, die Vorlesung abubrechen, und machte dies auch wahr, als die Störenfriede keine Ruhe gaben. Wenig später erschien in seinem Vorzimmer eine Delegation von zehn Studierenden mit dem Wunsch, diesen Entschluss mit ihm zu diskutieren. Hartmann ließ durch seine Sekretärin Frau Moldenhauer ausrufen, er wolle nicht diskutieren, denn das sei im aktuellen Sprachgebrauch gleichzusetzen mit »sprechen über Dinge, von denen man nichts versteht«. Die Studierenden hätten daraufhin gebeten, mit ihm »reden« zu dürfen.

Hartmann empfing die Delegation und ließ seine Sekretärin Tee kochen. Erstaunt darüber,

Anmerkungen

Die Zitate ohne gesonderten Nachweis beziehen sich auf mündliche Mitteilungen von Hans Sillescu und Hans Wolfgang Spiess am 25.2.2014, von Karl Hensen am 6.3.2014 und 24.4.2014, von Olaf Hartmann und Dieter Schuch am 24.4.2014 sowie schriftliche Mitteilungen von Eugen Schwarz am 5.4.2014.

1 Karl Jug, aus dem Manuskript zu einem Buch mit dem voraussichtlichen Titel: »Zweihundert Jahre Entwicklung der Theoretischen Chemie im deutschsprachigen Raum (1800–2000)

2 Hermann Hartmann, Curriculum vitae, bis 1967, publiziert in: Leopoldina, Mitteilungen, Reihe 3, Jahrgang 13 (1967)

3 Hartmann, Curriculum vitae

4 Hans Sillescu: Hermann Hartmann zum 65. Geburtstag, in: Berichte der Bunsengesellschaft für Physikalische Chemie Bd. 83 (1979), S. 461

5 Martin Trömel: Hermann Hartmann und die Theoretische Chemie im 20. Jahrhundert, in: ders. Die Frankfurter Gelehrtenrepublik. Neue Folge (Hrsg. G. Böhme), Schulz-Kirchner Verlag, Idstein 2002, S. 199–214

6 Ebenda, S. 8

7 Hartmann, Curriculum vitae

8 Trömel, Hartmann

7 Hartmanns Schüler
Hans Sillescu als Student
und Hans Wolfgang Spiess,
Direktor des Max-Planck-
Instituts für Polymerforschung.



7

wie umgänglich er war, äußerten die Studenten nach zwei Stunden die Bitte, Hartmann möge die Vorlesung wieder aufnehmen. Daraufhin fragte er sie, warum sie nicht zuvor den Unruhestiftern Einhalt geboten hätten. »Er sagte ihnen: Auch bei den Nazis war die schweigende Masse das eigentlich Gefährliche. Dagegen muss man rigoros vorgehen«, schildert Hensen die Szene. Hartmann habe befürchtet, dass sich eine Politisierung der Hochschule, wie er sie bereits während des Nationalsozialismus erlebt hatte, wiederholen könnte. Dagegen habe er sich mit einer Leidenschaft gewandt, »die ich an ihm sonst nie erlebt habe«⁸, berichtet Trömel. Hartmann blieb bei seiner Entscheidung. »Er sagte zu König und mir: Das sind ja doch arme Schweine. Sie verlieren dadurch vielleicht ein Jahr ihres Studiums«, berichtet Hensen. Und so wurden alle Studierenden des ersten und zweiten Semesters zu einem Privatissimum bei Hartmann eingeladen.



Die Autorin

Dr. Anne Hardy, Jahrgang 1965, studierte Physik an der RWTH Aachen und schloss mit einer Diplomarbeit in Physikalischer Chemie ab. Sie promovierte in Wissenschaftsgeschichte an der TU Darmstadt.

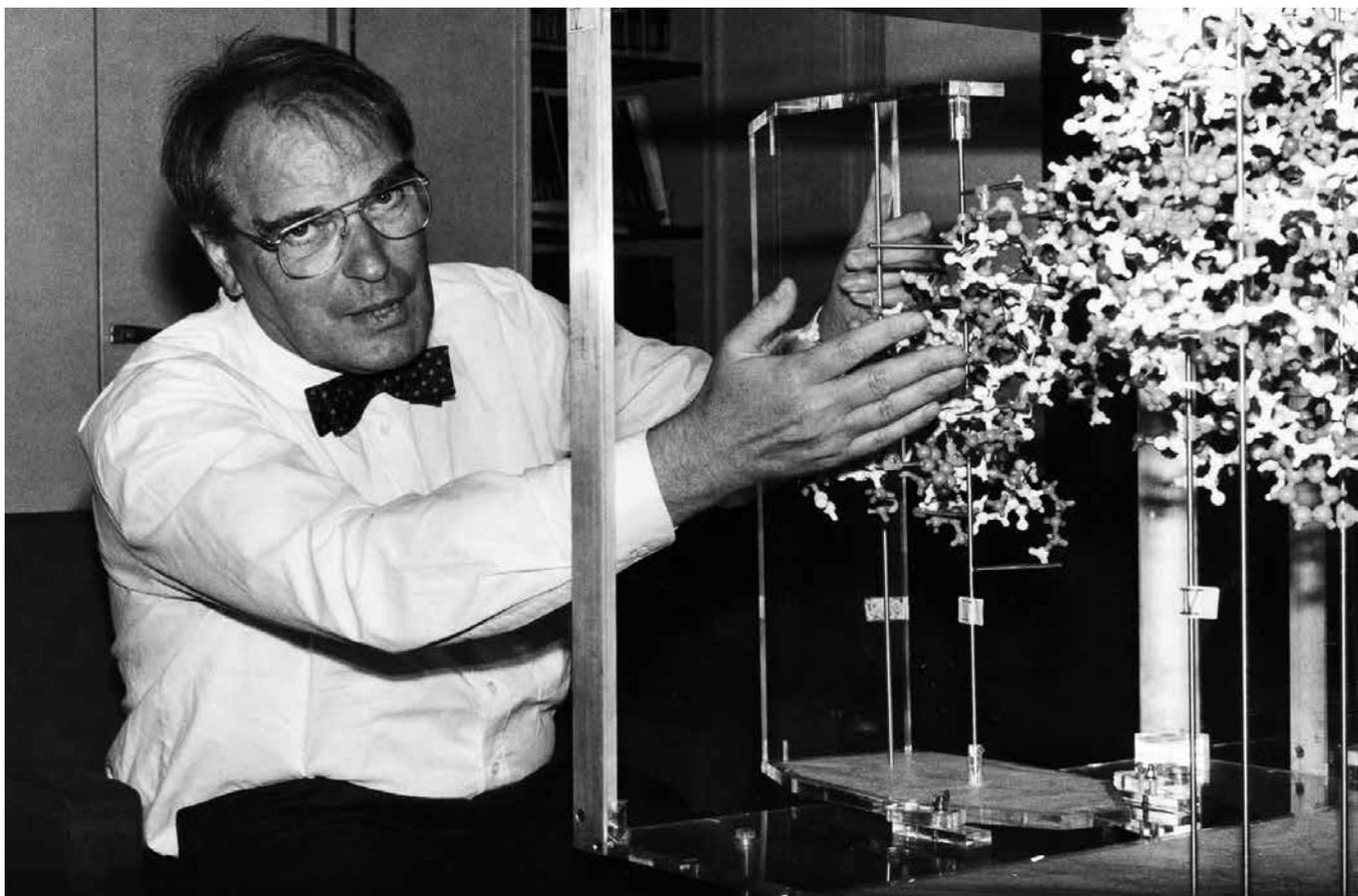
hardy@pww.uni-frankfurt.de

Durch die Hochschulreform von 1971 verlor Hartmann seinen Posten als Institutsdirektor auf Lebenszeit und musste sich einer demokratischen Wahl stellen. »Zu Anfang weigerte er sich strikt. Er sagte: ›Ich muss mich nicht zum Direktor wählen lassen, ich bin das‹. Schließlich ließ er sich von seinen engsten Mitarbeitern überzeugen«, berichtet Hensen. Der Tag der Wahl kam, und Hartmann erhielt keine Mehrheit. »Das hat ihn sehr getroffen«. Mit dem, was von der Universität nach der Hochschulreform übrig blieb, wollte er fortan nichts mehr zu tun haben. »Die Gesamtentwicklung der Demokratisierung der Hochschulen passte nicht in sein Weltbild. Für ihn war das der Verlust der alten *universitas*, wie er sie kannte. Er hat sich mit Adorno getroffen. Er sprach fließend griechisch. Es passte nicht mehr in den Zeitgeist nach der Hochschulreform. Er hat es wohl bedauert, dass er den Ruf nach Mainz abgelehnt hat«, sagt Spiess.

Hartmann lehrte an der Goethe-Universität bis zu seiner Emeritierung 1982, zog sich aber vom regulären Universitätsbetrieb zurück, indem er mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Mainz 1973 an seinem Wohnort in Glashütten eine Arbeitsstelle für Theoretische Chemie errichtete.

»Wir denken lieber«

Als Hartmann 1962 gefragt wurde, ob er an seinem Institut Computer habe, antwortete er: »Ja, haben wir auch, aber wir denken lieber«, erinnert sich Hensen. Er stand der numerischen Lösung von Problemen mithilfe von Computern kritisch gegenüber. »Am number crunching war er nicht interessiert. Er wollte verstehen anhand einfacher Modelle. Da ist die Entwicklung der theoretischen Chemie über ihn hinweg gegangen«, urteilt Spiess. Die große Leistung Hermann Hartmanns sieht er vor allem darin: »Er war ein Mann der ersten Stunde. Er hat die physikalische Chemie im wahrsten Sinne des Wortes aufgefasst als Bindeglied zwischen Physik und Chemie.« ●



Startrampe für Nanokosmologen

Heinz Rüterjans etablierte in Frankfurt die biomolekulare Magnetresonanz

von Joachim Pietzsch

Frankfurt ist eine weltweit sichtbare Hochburg der biophysikalischen Chemie. Jenseits der Fachwelt ruft diese Aussage aber eher Achselzucken hervor. Dabei könnte sich die Disziplin mit Fug und Recht »Nanokosmologie« nennen und damit einiges Aufsehen erregen.

Mit physikalischen und chemischen Methoden dringen Forscher – einer Raumfahrt ins Innere des Körpers vergleichbar – immer tiefer in die kleinsten Dimensionen des Lebens vor, die viel weiter von unseren alltäglichen Größenordnungen entfernt sind als der Mond, und zeichnen dort das Zusammen-

spiel der Moleküle immer deutlicher nach. Auf dieser Entdeckungsreise ist die Magnetresonanzspektroskopie ein unverzichtbares Gefährt. Im Gegensatz zur Röntgenkristallografie, die künstlich erstarrte Strukturen entschlüsselt, vermag diese Technik die Form von Molekülen in ihrer natürlichen Umgebung zu erfassen und damit deren Dynamik zu verstehen. Wenig wahrgenommen von der Öffentlichkeit versteckt sie sich als »NMR« (für »Nuclear Magnetic Resonance«) im Jargon der Grundlagenforschung, während sie in ihrer medizinischen Anwendung als Kernspintomografie einen hohen Bekanntheitsgrad genießt.

Heinz Rüterjans, der 1978 auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Biophysikalische

1 Prof. Heinz Rüterjans 1993 mit einem Modell des Verdauungs-Moleküls Trypsin mit Trypsin-Inhibitor.

2 Arbeitsgruppen,
die heute am Zentrum für
Biomolekulare Magnetische
Resonanz arbeiten.
Die modernen Spektrometer
stehen Wissenschaftlern aus
ganz Europa zur Verfügung.



Chemie an der Goethe-Universität berufen wurde und ihn bis zu seiner Emeritierung 2003 ein Vierteljahrhundert lang innehatte, verhalf nicht nur der NMR in Frankfurt zu einem grandiosen Aufschwung, der die Goethe-Universität zu einem ihrer Weltzentren werden ließ. Er war auch maßgeblich daran beteiligt, den Studiengang Biochemie zu gründen und das Biozentrum auf dem Campus Riedberg ins Leben zu rufen.

Die Stadt hatte ein schlechtes Image, aber die Uni lockte ihn

Dabei hatte ihm eigentlich nichts ferner gelegen, als nach Frankfurt zu gehen. Als Professor für biophysikalische Chemie in Münster hatte er sich in den 1970er Jahren zu einem herausragenden Spezialisten für die Analyse von Biomolekülen mithilfe der Magnetresonanz entwickelt. Er war ein Pionier auf einem Zukunftsfeld, das es erst zu erschließen galt, und konnte dementsprechend zwischen verschiedenen Angeboten renommierter Universitäten wählen. Das Image von Frankfurt aber war damals auf einem Tiefpunkt. »Meine Frau und ich hatten ausgemacht, dass diese Stadt überhaupt nicht in Frage kam.« Dass ihm die dortige Universität jedoch eine einmalige Chance böte, Neues aufzubauen, und es sich deshalb lohne, nach Frankfurt zu wechseln, davon überzeugten ihn sowohl sein Münsteraner Chef Ewald Wicke als auch Frankfurter Kollegen, die seine wissenschaftliche Leistung und seine interdisziplinäre Kollegialität schätzten, darunter Hugo Fasold, mit dem er später den Studiengang Biochemie schuf.

Natürlich wusste Rüterjans auch vom spezifischen Genius Loci Frankfurts für sein Fachgebiet. Hatten doch hier Otto Stern und Walther Gerlach im Februar 1922 ihr berühmtes Experiment ausgeführt, bei dem sie einen Strahl von Silberatomen in einem nicht homogenen Magnetfeld in zwei Teile trennten. Dadurch wiesen sie nach, dass Atome einen eigenen Magnetimpuls haben, und entdeckten vor allem, dass dieser nur bestimmte Richtungen einnehmen kann, wenn die Atome dem Einfluss eines äußeren Magnetfeldes ausgesetzt sind. Ihre magnetischen Momente oder Spins sind dann im Raum quantisiert und liegen meist nur in zwei Zuständen vor, deren Energiegehalt sich umso mehr voneinander unterscheidet, je stärker das äußere Magnetfeld ist. Auf dieser in Frankfurt gewonnenen Erkenntnis aufbauend, entwickelten Isaac Rabi, Felix Bloch und Edward Purcell in den USA bis Ende der 1940er Jahre das Grundprinzip der NMR-Spektroskopie, das sich zunächst auf die Aufzeichnung des magnetischen Spins von Wasserstoffkernen konzentrierte.

Magnetfelder bändigen Wasserstoffkerne

In wässriger Lösung richten sich diese Spins normalerweise zufällig in beliebige Richtungen aus. In einem Magnetfeld jedoch drehen sie sich wie ein Kreisel um dessen Achse, so wie der Nordpol eines kleinen Stabmagneten den Südpol des ihn umgebenden Feldes sucht – oder umgekehrt, denn nach den Quantengesetzen kann jeder Wasserstoffkern nur eine von zwei Richtungen zum Magnetfeld wählen. Die Fre-

quenz des Kreisels ist proportional zur Stärke des äußeren Magnetfelds. Durchpulst man die Flüssigkeit nun mit Radiostrahlen, deren Frequenz der Rotation der beiden Spins entspricht, dann springen diese von einer Energiestufe zur anderen. Die Energie, die die Radiostrahlen dabei verbrauchen, wird gemessen. Sie ergibt das NMR-Signal für das jeweilige Wasserstoffatom. Diese Resonanz ist für jedes Wasserstoffatom eines Moleküls verschieden, denn sie hängt von seinen Wechselwirkungen und elektromagnetischen Kopplungen mit den Atomen seiner Umgebung ab. Mit speziellen Techniken lassen sich diese Unterschiede messen und zur Strukturbestimmung heranziehen. Auch Bewegungsvorgänge des Moleküls kann die NMR-Spektroskopie erfassen.

Kindertage der NMR in den USA

Als Heinz Rüterjans Chemie studierte, war dieses Wissen noch kaum in die Lehrbücher eingedrungen. Erst als Postdoktorand bei Harold Scheraga an der Cornell University begann Rüterjans Mitte der 1960er Jahre, die Kernresonanzmethode einzusetzen, um die Vorgänge im aktiven Zentrum des Enzyms Ribonuclease zu studieren, dessen Struktur damals noch nicht aufgeklärt war. Zurück aus den USA, hielt er 1966 seinen ersten Vortrag in Deutschland vor der Gesellschaft für biologische Chemie in Frankfurt und beeindruckte im Altbau der Chemie sein Publikum mit seinen Forschungsergebnissen. »NMR-Studien an biologischen Makromolekülen waren damals etwas völlig Neues.« Bei Scheraga hatte Rüterjans mit einem 60-Megahertz-Gerät gearbeitet, dessen Magnetfeld zu schwach war, um ausreichend differenzierte Signale zu erhalten. Er wusste, dass er NMR-Spektrometer mit einer wesentlich höheren Auflösung brauchte, um seine Forschung fortzusetzen.

Tatsächlich gelang es ihm später in Münster, das erste NMR-Spektrometer in Deutschland aufzustellen, das einen supraleitenden Magneten enthielt, der eine Auflösung von 270 Megahertz ermöglichte. Es war gleichzeitig das erste Gerät mit automatisch integrierter Fourier-Transformation, einer mathematischen Operation, die eine zeitabhängige in eine frequenzabhängige Funktion verwandelt, was die Resonanzen aus extrem kurz gesetzten Radioimpulsen in ein lesbares Spektrum übersetzt und so die NMR-Sensitivität erheblich erhöht. Damit profitierte Rüterjans von einer Erfindung seines Züricher Kollegen Richard Ernst, der unter anderem dafür 1991 den Nobelpreis für Chemie erhielt.

Das Spektrometer passte nicht durch die Fenster

Für die Goethe-Universität war es ein Glücksfall, dass Rüterjans das moderne Spektrometer mitnehmen durfte, als er 1978 mit seiner

Arbeitsgruppe von Münster an den Main zog. Fünf Tonnen wogen die Geräte, und um sie in das Gebäude der Sofort-Chemie in Niederrad zu wuchten, mussten dessen Fenster teilweise eingerissen werden. Im Lauf der Jahre wurden dort auf dem Klinikumsgelände unter Rüterjans' Ägide weitere Deutschlandpremierer der NMR-Leistungsfähigkeit gefeiert, erst 500, dann 600 Megahertz, sensible Riesen, die so empfindlich waren, dass sie anzeigten, »wie der Zug nach Basel nach dem Überqueren des Mains von der Brücke »hüpfte«, wie sich ein Rüterjans-Mitarbeiter erinnert. Denn 200 Meter entfernt zogen die Bahngleise vorbei und jeder Zug brachte die Spektrallinien zum Zittern.

Gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt hatte sich Rüterjans darangemacht, das erste 500-Megahertz-Spektrometer bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu beantragen. Sein kooperatives Naturell gereichte ihm dabei zum Vorteil, band er doch zehn verschiedene Arbeitsgruppen der Goethe-Universität und benachbarter Universitäten ein, um die Bewilligungschancen zu erhöhen. Kein leichtes Unterfangen, denn am Fachbereich Chemie gab es Widerstände gegen den Neankömmling, der dem konkurrierenden Fachbereich Biochemie, Pharmazie und Lebensmittelchemie angehörte. Rüterjans konnte aber Horst Kessler, der sich an seinem Lehrstuhl für organische Chemie NMR-Analysen bereits erfolgreich etabliert hatte, bald als Mit Antragsteller gewinnen. Kesslers Gruppe, darunter seine Doktoranden Christian Griesinger (der 1990 sein Nachfolger wurde), und Harald Schwalbe (der 2001 Griesingers Nachfolger wurde), stand ein Fünftel der Messzeit am Spektrometer zur Verfügung. Freilich blieb diese Zeit ein äußerst knappes Gut, das gerecht zu verteilen Rüterjans weitgehend seinem »Innenminister« Helmut »Knut« Hanssum überließ.

3 Frank Löhre bei
Wartungsarbeiten am
500 MHz Spektrometer.



Väter des Biozentrums

So wuchsen die einst getrennten Fachbereiche, die heute längst vereint sind, nicht zuletzt durch die gemeinsame Nutzung einer teuren Methode allmählich zusammen. Dabei wurde ihnen im Lauf der 1980er Jahre immer bewusster, dass sie auch räumlich näher zusammenrücken müssten. Die Pläne für ein Biozentrum neben den chemischen Instituten auf dem Riedberg nahmen Gestalt an. Der Biochemiker Hugo Fasold, damals zeitweilig Vizepräsident der Goethe-Universität, und Heinz Rüterjans gehörten zu den treibenden Kräften für deren Verwirklichung. Sie fanden die Unterstützung von Universitätspräsident Klaus Ring, selbst ein Biologe, der im Bau des Biozentrums eine Schlüsselinvestition in die Weiterentwicklung der Universität Frankfurt sah.

Wie sinnvoll es sei, in Frankfurt eine fächerübergreifende Kooperation der Naturwissenschaften in Forschung und Lehre baulich zu begründen, erkannte auch die Landesregierung und schrieb im Frühjahr 1987 einen Architekturwettbewerb aus, aus dem die Wiener Architekten Holzbauer und Mayr als erste Preisträger hervorgingen. Im selben Jahr erhielt Heinz Rüterjans einen Ruf auf einen NMR-Lehrstuhl an der Freien Universität Berlin. In den Bleibeverhandlungen bestand er im Einklang mit seinem Kollegen Fasold darauf, baldmöglichst einen Studiengang Biochemie in Frankfurt einzurichten.

Am 7. November 1989 erfolgte der erste Spatenstich für das Biozentrum, am 14. Januar 1994 wurde es offiziell eröffnet – ein langgestreckter Bau, der sich dem bestehenden Chemie-Ensemble anschmiegt und mit drei Querhäusern wie mit Fingern ins Land zeigt. Ein Zentrum, dessen gläsern überdachte Eingangsgalerie »Kommunikation unumgänglich werden« lässt, wie es Klaus Ring formulierte, und damit »weit entfernt von der Gesichtslosigkeit anderer Universi-

tätsgebäude in Deutschland (ist), die man lieber verlässt als betritt«. Heinz Rüterjans zog mit dem Institut für biophysikalische Chemie in das erste Obergeschoss. Die NMR-Spektrometer fanden in einem eigens errichteten Anbau mit besonders festem Fundament Platz. »Der Umzug ins Biozentrum war ein ganz gewaltiger Sprung«, erinnert sich Rüterjans. »Der Austausch zwischen den Disziplinen erreichte eine Intensität, die vorher nicht möglich schien.«

Von den neuen Möglichkeiten beflügelt, knüpfte Rüterjans, unterstützt von seinem Kollegen Griesinger und gefördert von der Europäischen Union, ein immer dichteres Netz europäischer Zentren für biomolekulare NMR. Birmingham, Florenz, Frankfurt, Lyon und Utrecht sind nur seine wichtigsten Knotenpunkte. »Zeitweise haben bei mir gleichzeitig Wissenschaftler aus zehn Nationen gearbeitet.« Mit der Anschaffung immer größerer Geräte und der Einrichtung einer Professur für Festkörperspektroskopie stießen die NMR-Räume auf dem Riedberg an ihre Grenzen. Eine Erweiterung wurde notwendig.

Krönender Abschluss einer Karriere

Im Schulterschluss mit Universitätspräsident Werner Meißner warb Rüterjans dafür millionenschwere Unterstützung von der Landesregierung ein. Dabei beeindruckte ihn vor allem das engagierte Entgegenkommen von Wissenschaftsministerin Ruth Wagner. Der krönende Abschluss seiner Karriere war 2002 die Gründung des Zentrums für biomolekulare magnetische Resonanz (BMRZ) auf dem Campus Riedberg, das heute über 16 NMR-Spektrometer verfügt. »Das NMR-Zentrum in Frankfurt gäbe es nicht ohne Heinz Rüterjans. Er hat die Weichen gestellt«, bekräftigte sein Schüler Thomas Peters bei seiner Verabschiedung 2003.

Auf diesen Weichen fahren die Forscher des Fachbereichs 14 immer neuen Entdeckungen entgegen. Gerade hat der Wissenschaftsrat ihnen rund 24 Millionen Euro für die Anschaffung des ersten 1,2-Gigahertz-Spektrometers in Deutschland bewilligt. »Konnten wir uns bisher die Faltung und Fehlfaltung von Proteinen im Sekundentakt anschauen, so werden wir mit dem neuen Spektrometer um einen Faktor zehn schneller sein. Damit kommen wir in biologisch relevante Zeitskalen, was auch dazu beiträgt, die Entstehung von Krankheiten wie Alzheimer besser zu verstehen«, erklärt der Hauptantragsteller Harald Schwalbe. »Wir werden mithilfe dieses Spektrometers auch sehr kurzlebige Zwischenprodukte biochemischer Reaktionen strukturell charakterisieren können«, ergänzt BMRZ-Leiter Clemens Glaubitz. Aus der Frankfurter Schule der Nanokosmologie, so steht zu erwarten, wird noch viel Neues zu hören sein. ●



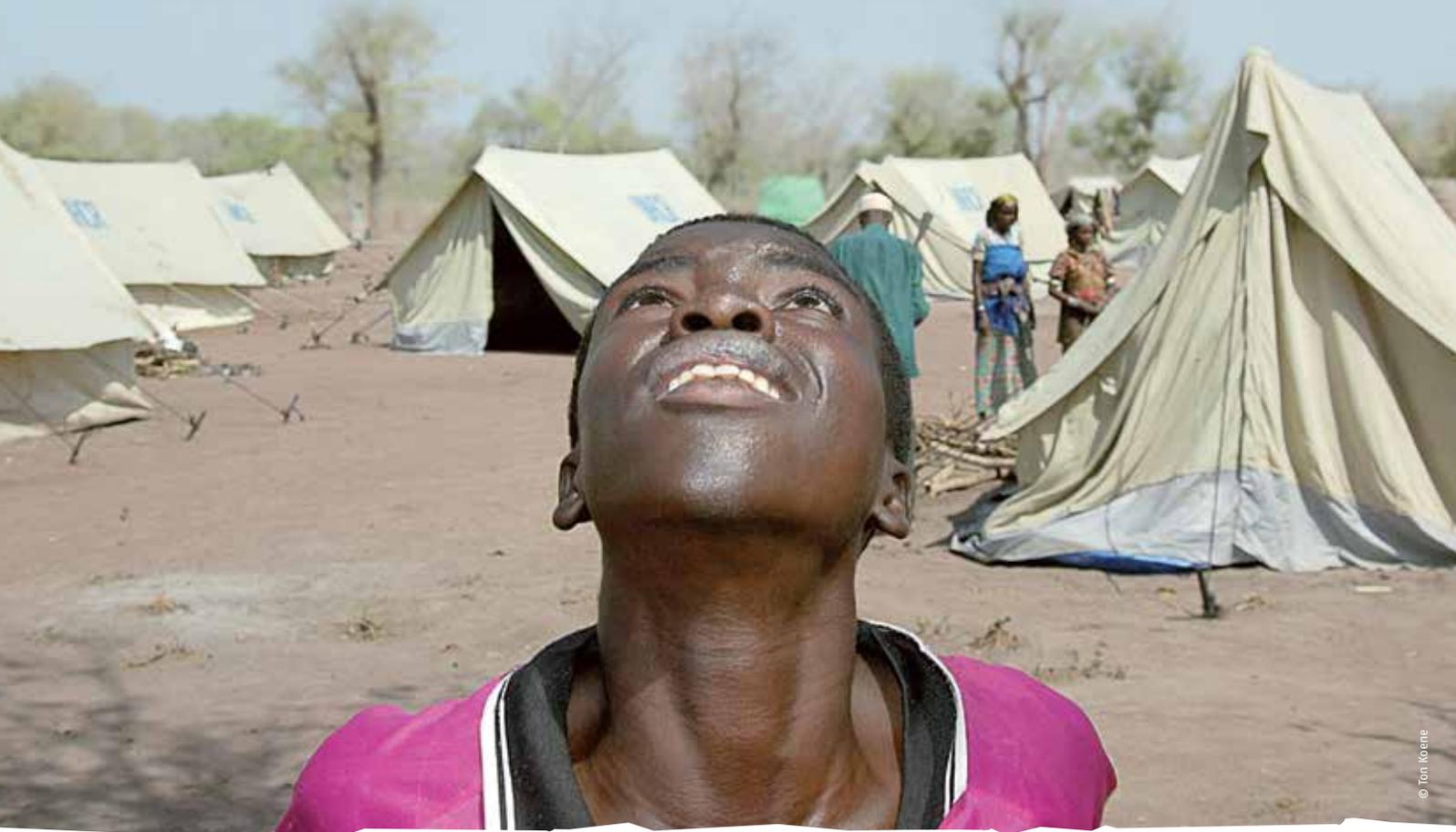
Der Autor

Joachim Pietzsch, 55, lebt und arbeitet als freier Wissenschaftsjournalist in Frankfurt am Main.

www.wissenswort.com



WERDEN SIE TEAMPLAYER.



© Tom Koene

Mit **ÄRZTE OHNE GRENZEN** helfen Sie Menschen in Not. Schnell, unkompliziert und in rund 60 Ländern weltweit. Unsere Teams arbeiten oft in Konfliktgebieten – selbst unter schwierigsten Bedingungen. Ein Einsatz, der sich lohnt:

www.aerzte-ohne-grenzen.de/mitarbeiten

Bitte schicken Sie mir unverbindlich Informationen

- zur Mitarbeit im Projekt
- über **ÄRZTE OHNE GRENZEN**
- zu Spendenmöglichkeiten

Name

Anschrift

E-Mail

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Am Köllnischen Park 1
10179 Berlin

Spendenkonto 97 0 97
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 370 205 00



1105601



Neben dem Periodensystem hängt der genetische Code

Gerhard Quinkert schuf das Frankfurter Modell der Chemischen Biologie

von Beate Meichsner

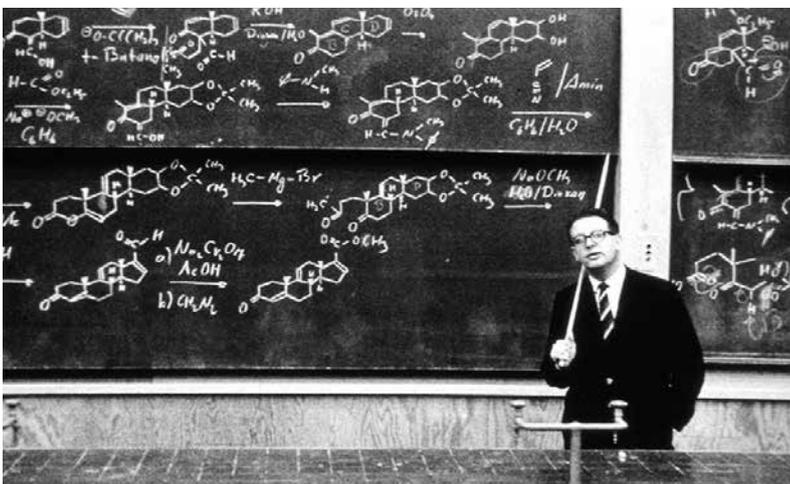
Mit dem Namen Gerhard Quinkert verbindet man in Frankfurt vor allem die Öffnung der Chemie für die Biologie. Das war damals ein außergewöhnlicher Schritt, der dank einer gezielten Berufungspolitik realisiert wurde. Der Organische Chemiker hat das »Frankfurter Modell« Ende der 1970er Jahre entwickelt.

Die konsequente Öffnung der Chemie für die Biologie war Prof. Gerhard Quinkert auch in seinen Vorlesungen ein großes Anliegen.

Quinkerts Modell sah vor, neben einer starken organischen Synthesechemie, die durch seine Professur und die seiner Nachfolger (Johann Mulzer und Michael Göbel) vertreten sein würde, molekularbiologische, strukturbiochemische und moleküldynamische Methoden zu etablieren. Auf diese Weise wollte

er spezifisch chemische Antworten auf biologische Fragestellungen erarbeiten.

So wurden als Vertreter dieser neuen Methoden die NMR-Spektroskopiker Horst Kessler, Christian Griesinger und Harald Schwalbe berufen, der Bioorganiker Joachim Engels und der Kristallograf und Kraftfeldentwickler Ernst Egert. Mit seiner strategischen Ausrichtung hat das Institut bis heute eine Vorreiterrolle in Sachen Berufungspolitik. 1995 startete in der ersten Runde ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördertes Graduiertenkolleg zum Thema »Chemische und Biologische Synthese von Naturstoffen«. Das Forschungskonzept – Organische Synthese und Strukturbiologie mit physikalischen Methoden sowie Chemieinformatik zu verknüpfen – ist bis heute über die vorhandenen Professuren verankert und spielt auch bei Neuberufungen eine wesentliche Rolle. Auch die Rolf-Sammet-Gastprofessuren, von Quinkert vor mehr als einem Vierteljahrhundert initiiert, präsentieren jedes Jahr aufs Neue aktuelle Themen der Chemie an der Nahtstelle zur Biologie.



Das Freitagseminar

EIN HÖHEPUNKT DES CHEMIESTUDIUMS

Legendär waren die Freitagseminare von Prof. Quinkert. Großer Auftritt. Wissenschaft und Wissenschaftsgeschichte und -politik. Die Herausforderung bestand darin, dass Quinkert eine Aufgabe an die Tafel malte und die Studenten bat, diese zu lösen: zum Beispiel: Wie würden Sie dieses komplexe Molekül synthetisieren?

Quinkert ließ uns auf dieser Basis allein. Mehr suggestive Fragen gab es nicht. Und das größte Lob, das er verteilte, war, wenn wir mit

Antworten kamen, nach denen er uns nicht gefragt hatte.

Quinkert hatte ein sehr genaues Gespür dafür, was wir würden hinbekommen können. Dabei war er im Lob überschwänglich, aber man wollte auch nicht in den Blickwinkel seiner Kritik kommen, das konnte sehr ungemütlich werden. Aber dieses Freitagseminar, von 16 bis 18 Uhr, jede Woche, insbesondere in der Vorlesungsfreien Zeit, war ein Höhepunkt des Chemiestudiums.«



Prof. Harald Schwalbe studierte von 1985 bis 1990 Chemie an der Goethe-Universität. Er besuchte während seiner Studienzeit das Freitagseminar von Prof. Quinkert.

Gerhard Quinkert, von 1970 bis 1995 Direktor des Instituts für Organische Chemie der Goethe-Universität, hat auch nach seiner Emeritierung den »biologischen« Weg der Frankfurter Chemie konsequent weiterbegleitet. Mit Stolz verweist er darauf, dass heutzutage in den Chemiehörsälen der Frankfurter Universität das Periodensystem und der genetische Code gleichberechtigt nebeneinanderhängen. Nicht ohne anzudeuten, dass heute ein phylogenetischer Stammbaum eigentlich verpflichtend dazukommen müsste, um den Aspekt der Evolution in der Biologie als wesentlich andere Modellbildung im Vergleich zur Physik zu betonen. Aus seiner Sicht – und diese Sicht ist mittlerweile Allgemeingut – gehören Chemie und Biologie zusammen.

Besser als die natürlichen Vorbilder

Chemische Biologie bedeutet, biologische Fragestellungen mit chemischen Methoden zu lösen. Hier hat die Synthesechemie eine wichtige Aufgabe. Ihr Ziel ist nicht nur, kleine natürliche Moleküle zu synthetisieren, die in lebenden Zellen wirken, sondern auch völlig neue Substanzen, die besser wirken als ihre natürlichen Vorbilder. Photochemie war eine der Spezialitäten von Quinkert. Interessanterweise spielt die Nutzung von Licht heute erneut eine herausragende Rolle im Institut, vertreten durch die Gruppen von Alexander Heckel und Harald Schwalbe: Sie verwenden Licht als gezieltes exogenes Schaltsignal. Und zur Synthese werden inzwischen ganze Zellen und ihre gentechnisch veränderten Varianten herangezogen, aber auch isolierte zelluläre Maschinen wie die Ribosomen. Um nicht natürliche Bausteine in

Proteine oder Polyketide einbauen zu müssen, verwendet die Arbeitsgruppe von Martin Grinninger Fettsäuresynthetasen. Natürlich gibt es viele Überlappungen der Chemischen Biologie mit der Biochemie. So wie man biologische Zusammenhänge in der Sprache der Chemie verstehen lernt, dienen die Methoden der Chemie heute als Werkzeuge, um diese Zusammenhänge zu verändern – insbesondere im medizinischen Kontext.

Heutzutage befassen sich die Frankfurter Forscher am Institut für Organische Chemie und Chemische Biologie mit der chemischen und biologischen Synthese von Molekülen. Sie bestimmen die Struktur von Biomakromolekülen mit NMR-Spektroskopie und Röntgenstrukturanalyse sowie der chemischen Informatik und untersuchen die Funktion von biologisch aktiven Molekülen. Ihr Ziel ist es, auf der Grundlage von Experimenten und theoretischen Konzepten diejenigen Merkmale von Molekülen zu identifizieren, die biologisch aktiv sind.

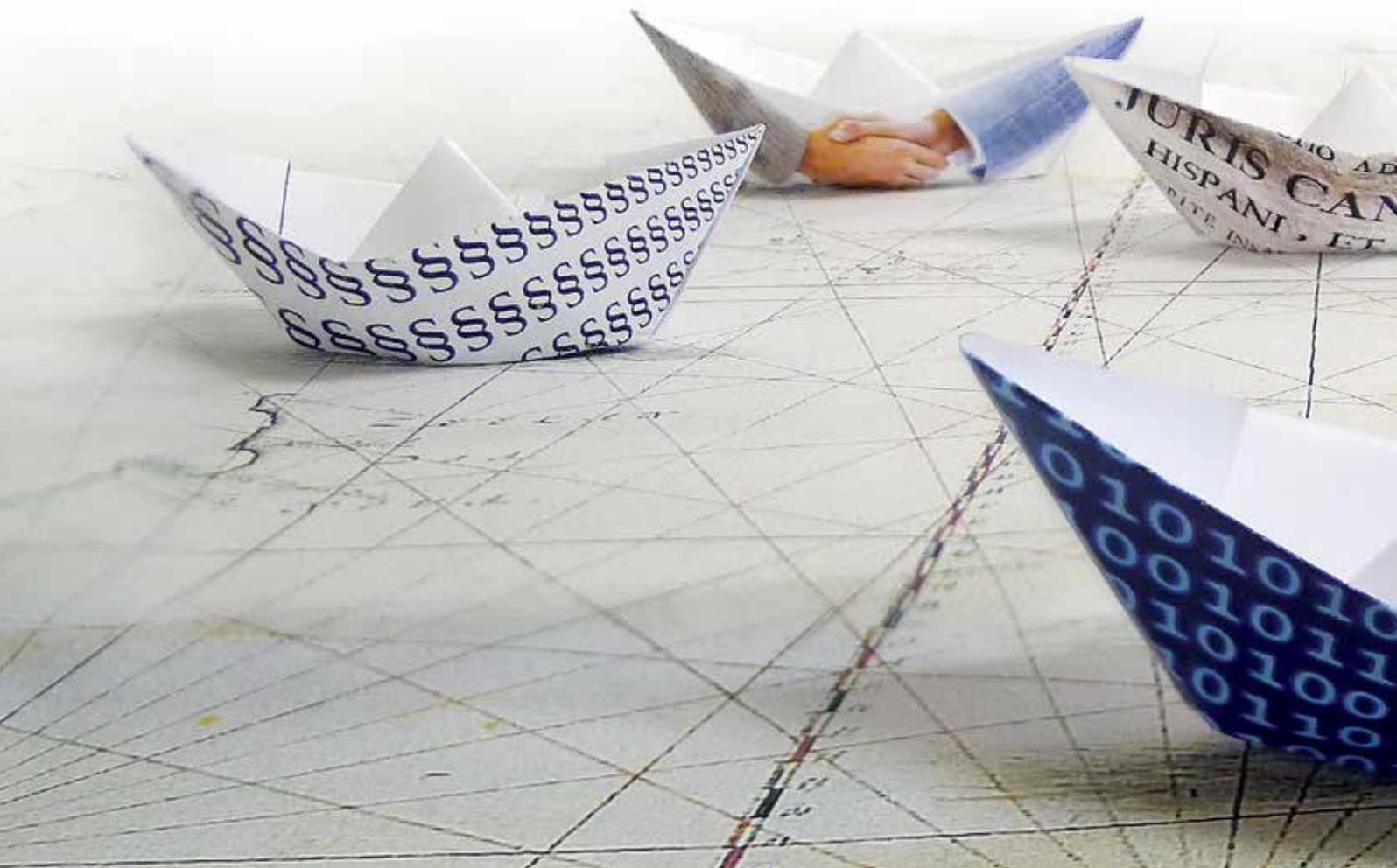
Den Grundstock zu all dem hat Gerhard Quinkert gelegt, als er gegen manchen Widerstand seine Idee von den zwei Fächern, die zusammengehören, in die Tat umgesetzt hat. ●



Die Autorin

Dr. Beate Meichsner, 59, studierte Chemie an den Universitäten in Köln und München. Die freie Wissenschaftsjournalistin ist mit dem Ehepaar Quinkert seit vielen Jahren befreundet.

beate.meichsner@t-online.de



Auf dem Weg zu einer globalen Jurisprudenz?

Rechtswissenschaft zwischen Nationalstaat und Weltgesellschaft

von Thomas Duve

Die Welt des Rechts lässt sich heute nicht mehr so leicht in nationale oder internationale Sphären ordnen. Wo Lawmaker als private Akteure in einer globalisierten Ökonomie die Normen häufig nachhaltiger bestimmen als staatliches Recht, da ändern sich auch die Anforderungen an die Rechtswissenschaft.



Illustration: Elmar Lixenfeld

Die Rechtswissenschaft als Teil des Wissenschafts- wie auch des Rechtssystems ist durch die fortschreitende Globalisierung, Digitalisierung und Ökonomisierung gleich in zweierlei Hinsicht betroffen: einmal durch die Herausbildung globaler Wissensstrukturen, aber auch durch die Veränderungen ihres Gegenstands, der juristischen Steuerungs- und Entscheidungssysteme.¹ Die damit verbundene Tendenz zur Internationalisierung und Transnationalisierung steht im Fall der Rechtswissenschaft – anders etwa als bei den Naturwissenschaften – in einer nicht unerheblichen Spannung zu Forschungsgegenstand und einer der wichtigen Aufgaben der Rechtswissenschaft selbst: Denn diese richtet sich auf das trotz aller europäischen oder internationalen Impulse auch heute noch überwiegend nationalstaatlich gesetzte Recht. Die Rechtswissenschaft muss dem nationalen Rechtssystem neben einer leistungsfähigen juristischen Dogmatik auch gut ausgebildete Juristinnen und Juristen zuführen, als Ministerialbeamte, Wissenschaftlerinnen oder Richter. Sie trägt damit – idealiter – zur Gewährleistung von Rechtssicherheit bei, erfüllt

also eine wesentliche Leistung für das Funktionssystem »Recht«. Und sie strukturiert, beobachtet und kritisiert dieses Recht – nicht zuletzt darin liegt ihr Anspruch auf Wissenschaftlichkeit begründet.

Es war neben ihrer intellektuellen Leistungsfähigkeit dieses gestalterische Potenzial, das der deutschen Rechtswissenschaft im 19. und bis weit in das 20. Jahrhundert hinein international eine Sonderstellung verliehen hat. Ihre Diskussionen und Ergebnisse wurden in vielen Nationalkulturen in und jenseits Europas beobachtet und in die jeweiligen Normensysteme übersetzt. Von Asien bis Amerika rezipierte man – meist sprachlich und stets kulturell übersetzte – Texte von Autoren deutscher Sprache, man las Gesetze und Verfassungen aus der Werkstatt der deutschen Rechtswissenschaft. Viele nationale Rechtsordnungen, aber auch das europäische und das internationale Recht zeugen noch heute von diesem Einfluss. Aber: unsere Sprache, unser immer feingliedrigeres Systemdenken und zum Teil auch unser aus dieser Zeit des Glanzes stammendes Selbstverständnis haben inzwischen die internationale

1 »Coram iudice et in alto mari sumus in manu Dei.« (»Vor dem Richter und auf hoher See sind wir in Gottes Hand.«): vom Navigieren in fluiden Rechtsräumen.



2

2 Transnationales Recht vor der Zeit nationaler Rechtsordnungen. Vorwort eines Texts zu »Gerechtigkeit und Recht« in der »lingua franca« der Frühen Neuzeit: Latein (Pedro de Aragon, »De Iustitia et Iure«, Venedig, 1608).

Rezeption der deutschen Rechtswissenschaft deutlich beeinträchtigt.

Ein neuer Markt: Wenn private »Lawmaker« und »Legal Entrepreneurs« aktiv werden

Die Welt des Rechts lässt sich heute nicht mehr so leicht in nationale, regional integrierte oder internationale Sphären ordnen. Die großen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte – Globalisierung, Ökonomisierung, Digitalisierung – haben einen Prozess der »Entstaatlichung« von Recht und Justiz beschleunigt, zu einer umfangreichen Verlagerung der Rechtserzeugung und Rechtsdurchsetzung auf private Akteure geführt sowie zum Anwachsen neuer Formen von Normativität, an denen die Staaten nicht mehr oder nur noch gering beteiligt sind. Die Produkte solcher nicht-staatlichen Regelungskollektive beeinflussen schon jetzt nationalstaatliches Recht, lösen Veränderungen aus und betreffen in vielen Fällen die Menschen unmittelbar. In einigen Lebensbereichen werden inzwischen die früher auf der Grundlage nationalen Rechts entworfenen Vereinbarungen von neuen Regelwerken verdrängt, oft auf aus dem angloamerikanischen Recht stammenden Praktiken beruhend, auf Modellvereinbarungen oder auf der Normsetzung und Rechtsprechung transnationaler »(Judicial) Lawmaker«. Eine große Masse neuer nicht-staatlicher Normen und Entscheidungsinstitutionen ist herangewachsen – besonders sichtbar im Umfeld des Internets, im Bereich der Wirtschaft und im Sport.²

Die Bedeutung dieses die Grenzen nationaler oder auch supranationaler Institutionen überschreitenden Rechts ist keineswegs auf Europa,

die Industrienationen oder Räume intensiver rechtlicher Kooperation beschränkt. Im Gegenteil: Durch Einbindung der sogenannten Entwicklungs- und Schwellenländer in die Weltwirtschaft, als Produktionsstätten oder Rohstofflieferanten, wurde die dort lebende Bevölkerung vielfach Regeln und Praktiken unterworfen, die weder lokal noch staatlich noch international legitimiert, sondern allein von nicht-staatlichen Akteuren entworfen worden sind. Die angesichts von Korruption, Bürokratie und Arbeitslosigkeit in vielen Staaten durchaus mit Hoffnungen begonnenen Prozesse der Deregulierung und Öffnung für ausländische Investitionen haben sich nicht selten als kontraproduktiv erwiesen: Die im staatlichen Rechtssystem potenziell verfügbaren Sicherungen gegen die Akkumulation von Marktmacht, Kontrollmechanismen und Rechtsschutzinstanzen laufen in dem größeren Raum nicht-staatlichen Handelns leer, mit zum Teil gravierenden Folgen für die Menschen.

In den letzten Jahrzehnten hat sich so auch ein regelrechter Markt für dieses neben den staatlichen Strukturen praktizierte »Recht« mit seinen entsprechenden kommunikativen und institutionellen Netzwerken gebildet. Zum Teil konnte man dabei auf schon seit den späten 1960er und 1970er Jahren intensivierten Versuche aufbauen, mit dem Recht europäischer oder nordatlantischer Provenienz eine nach dem westlichen Vorbild entworfene Modernisierung zu exportieren (Theorien des »Legal Transplant«; »Law and Development«). Inzwischen sind viele dieser modernisierungstheoretisch inspirierten Hoffnungen gescheitert, und nicht selten dominieren inzwischen große Anwaltsfirmen und Beratungsunternehmen, aber auch eine stetig wachsende Vielfalt von ganz unterschiedlichen »Legal Entrepreneurs« das Feld. Nicht zuletzt US-amerikanische Hochschulen haben diesen Markt für sich entdeckt, auch die großen Verlage tummeln sich zusehends auf ihm – und produzieren für ihn. Das bleibt nicht ohne Rückwirkungen auf die Wissenschaft selbst, die sich sprachlich und konzeptionell anglistert. Nicht wenige Beobachter sind beunruhigt über die Herausbildung dieser sich selbst stabilisierenden und kaum kontrollierten Regelsysteme. Globalisierung, Ökonomisierung und Digitalisierung haben also nicht nur viele Rechtsfragen aufgeworfen, sondern auch die Welt des Rechts – und die Art, wie wir unser Wissen vom Recht erzeugen – selbst verändert.

Vom Navigieren in fluiden Rechtsräumen – Grenzen und Notwendigkeit einer »Transnationalen Rechtswissenschaft«

Seit mehr als 50 Jahren steht mit »Transnational Law« ein Begriff zur Bezeichnung für nicht-

staatliches Recht und nicht-staatliche Verfahren zur Verfügung, die sich über mehr als eine Jurisdiktion erstrecken. Die starke Präsenz dieses »Transnational« oder »Global Law« vor allem seit den 1990er Jahren, die Erschließung von Ausbildungs-, Rechtsberatungs- oder Publikationsmärkten bedeutet freilich noch lange nicht die Entstehung einer »Transnationalen Rechtswissenschaft«. Denn allein die Beschäftigung mit einem Gegenstand konstituiert noch keine Wissenschaft. Ein Blick auf das Europarecht und seine Geschichte mag das verdeutlichen: Auch hier hatten zunächst Enthusiasten und politische Akteure das Feld besetzt, während die nationalen Rechtswissenschaften das europäische Recht lange Zeit in ihre eigenen Bezugssysteme übersetzt und damit nationalisiert oder um die Präsenz ihrer eigenen Traditionen auf europäischer Ebene und die damit verbundene Deutungshoheit über das Recht gekämpft haben. Noch heute heißt es, dass eine über die Summe nationaler Diskurse hinausgehende europäische Europarechtswissenschaft, die nicht nur über dieselben Gegenstände spricht, sondern ihre Grundbegriffe und Methoden europäisiert, noch am Anfang stehe.³

Die institutionellen und intellektuellen Herausforderungen einer »Transnationalen Rechtswissenschaft« dürften nun um noch einiges größer sein. Denn können wir im Fall Europas auf ein teilweise jahrhundertlanges Kommunikationsgeschehen blicken, auf intensive Verflechtungen, auf die Herausbildung einer in vielerlei Hinsicht ähnlichen Grammatik und eines Vokabulars des Rechts, nicht zuletzt auch auf identitätsstiftende Prozesse der »Europäisierung Europas«, so ist dies im Weltmaßstab natürlich nicht der Fall. Und verfügen wir im Fall Europas über einen festen institutionellen Rahmen, ein Umfeld politischer, wirtschaftlicher und rechtlicher Integration und arbeiten auf einen europäischen Forschungsraum hin, in dem sich gemeinsame Themen, Methoden, Praktiken und Infrastrukturen herausbilden, so fehlt alles dies im Fall einer »Transnationalen Rechtswissenschaft«.

Sind die Ausgangsbedingungen damit schwieriger, so sind es auch die Aufgaben selbst: Denn in intellektueller Hinsicht braucht eine »Transnationale Rechtswissenschaft« die Bereitschaft und das Können, sich von eigenen Kategorien, Methoden und Prinzipien zu emanzipieren, um neue Verfahren und Erkenntnisse zur Problemlösung zu gewinnen. Sie muss in wohl noch höherem Maße als im europäischen Kontext offen sein für andere Vorstellungen von Normativität, für andere Binnenstrukturen von Recht und Rechtswissenschaft und unter Umständen weit auseinanderliegende Rechtskulturen und Traditionen miteinander in ein

Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte

50 JAHRE FORSCHUNG ZUR TRANSNATIONALEN RECHTSGESCHICHTE

Das Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt ist eines von 83 Instituten der Max-Planck-Gesellschaft. Seit seiner Gründung im Jahr 1964 erforschen hier Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Grundlagen zur Geschichte des Rechts in und jenseits von Europa. Während der Gründungsdirektor Helmut Coing die Anfangsjahre maßgeblich mit seinen Arbeiten zur Privatrechtsgeschichte in Europa prägte, ergänzten Walter Wilhelm, Dieter Simon, Michael Stolleis und Marie Theres Fögen dieses Forschungsfeld sukzessive um die Geschichte des Öffentlichen Rechts, des Völkerrechts, des Strafrechts, des Rechts des modernen Osteuropas und der europäischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Heute akzentuiert Thomas Duve den transnationalen Ansatz der europäischen Rechtsgeschichte mit globalhistorischen Perspektiven und Forschungen zur Rechtsgeschichte in Lateinamerika. Die Forschungsschwerpunkte des Instituts sind Multinormativität, Translation, Rechtsräume und Konfliktregulierung.

Der interdisziplinäre Forschungsansatz, die institutseigene Spezialbibliothek mit inzwischen über 420.000 Medieneinheiten, die Publikationen und die interinstitutionelle wie internationale Vernetzung bieten weltweit einmalige Arbeitsbedingungen. Sie haben das Institut über die Jahre zu einem Referenzpunkt der weltweiten »scientific community« werden lassen, die über die Vergangenheit und Gegenwart unserer nationalen und transnationalen Rechtsordnungen forscht. Im Jahr 2013 hat das Max-Planck-Institut einen eigenen Neubau auf dem Gelände des Campus Westend bezogen.

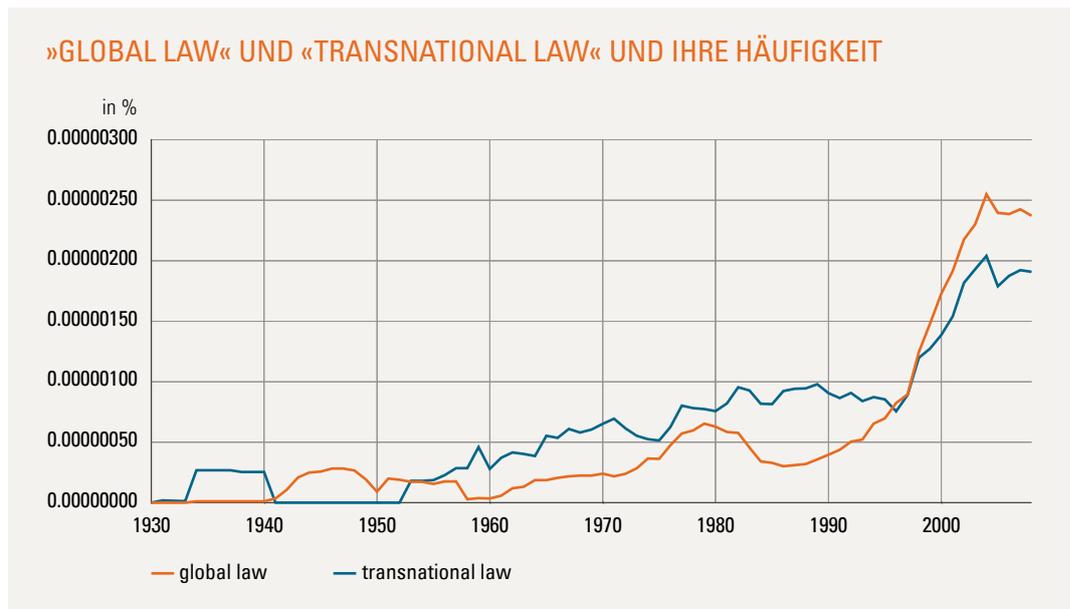
Die Zusammenarbeit mit der Goethe-Universität und der Wissenschaftsregion Rhein-Main spielt eine wichtige Rolle. Mit fünf Professuren messen Universität und Fachbereich der Rechtsgeschichte eine auch im internationalen Maßstab herausragende Bedeutung zu. Durch Kooperationen etwa im Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«, dem LOEWE-Schwerpunkt »Außergerichtliche und Gerichtliche Konfliktlösung« (2012–2014) oder das von Universität und Max-Planck-Institut an der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur durchgeführte Langzeitvorhaben »Die Schule von Salamanca« (seit 2013) tragen Universität und Max-Planck-Institut dazu bei, den Standort Frankfurt am Main als Ort der Normativitätswissenschaft zu profilieren.

Informationen im Internet: www.rg.mpg.de



3 »global law« und »transnational law« – zwei Begriffe machen Karriere: Die Häufigkeit der Wortverwendung »transnational law« und »global law« im englischen Corpus des Google Ngram Viewer, 1930–2008.

4 Translation ist immer auch Veränderung. Deutsche, lateinische und chinesische Notizen eines chinesischen Wissenschaftlers bei einer internationalen Tagung am Max Planck Institut für europäische Rechtsgeschichte.



3

Gespräch bringen. Sie ist nicht zuletzt eine theoretische Aufgabe: Denn kann man überhaupt eine Rechtslehre entwerfen, die hinreichend allgemein ist, nicht von kulturellen Vorannahmen ausgeht, sich normativen Vorstellungen auf der ganzen Welt öffnet – und dann doch noch irgendwie aussagekräftig bleibt? Und haben wir überhaupt eine gemeinsame Basis, wenn wir mit Kolleginnen und Kollegen aus anderen Rechtskulturen (wie auch immer wir diese definieren) über »Wissenschaftlichkeit« sprechen? Welchen Rechtsbegriff legen wir zugrunde, wie

stellen wir das, was wir nur in Verbindung mit dem Staat denken können, in einen Zusammenhang zu Normativitäten, die ohne das auskommen, was wir als Staat bezeichnen?

Viele solcher Fragen werden seit einiger Zeit auch von Rechtswissenschaftlerinnen und Rechtswissenschaftlern intensiv diskutiert, meist im englischen Sprachraum, oft unter dem Stichwort »General Jurisprudence«, einer Allgemeinen Rechtslehre unter den Bedingungen der Globalisierung. Diese Diskussionen wie auch der breitere kulturwissenschaftliche Globalisierungsdiskurs zeigen, wie sehr eine solche »Global Jurisprudence« oder auch »Transnationale Rechtswissenschaft« der disziplinären Öffnung über die Rechtswissenschaft und ihre engeren Äquivalente hinaus bedarf: Nur im Verbund von Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften und Regionalstudien dürften wir nämlich in der Lage sein, in der Welt von Multinormativität, von konstanten Translationsprozessen und fluiden Rechtsräumen zu navigieren, ohne unterzugehen.



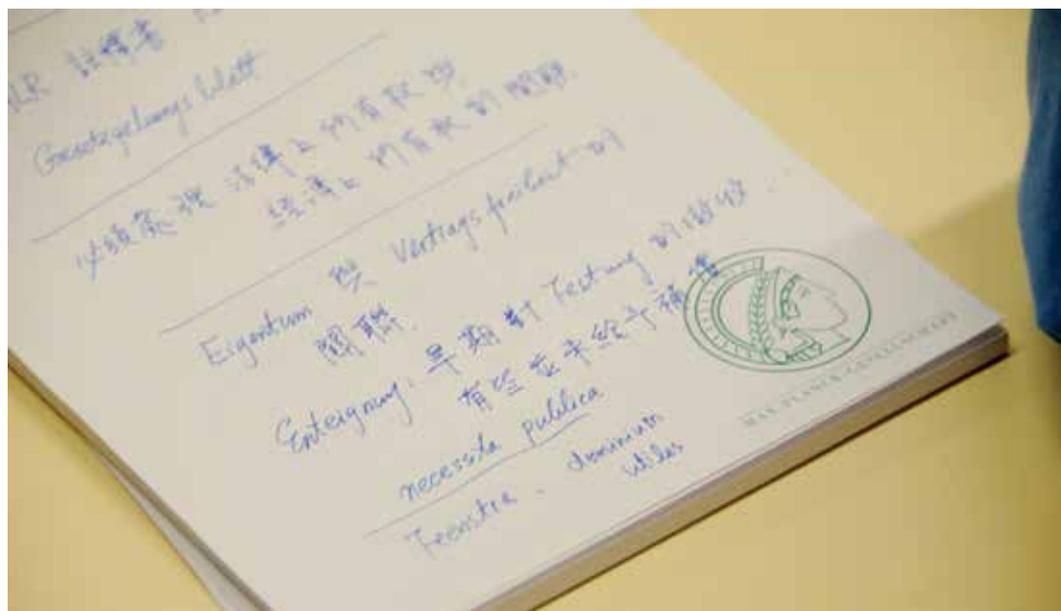
Der Autor

Prof. Dr. Thomas Duve, 47, ist seit 2010 Geschäftsführender Direktor des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte und Professor für vergleichende Rechtsgeschichte am Fachbereich Rechtswissenschaft der Goethe-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Rechtsgeschichte der Frühen Neuzeit und der Moderne, mit einem besonderen Interesse an den Austauschprozessen zwischen Europa und Lateinamerika.

sekduve@rg.mpg.de

Freiräume der Reflexion über Recht und andere Formen Normativität

Es dürften nicht zuletzt die rechtswissenschaftlichen Grundlagendisziplinen sein, die heute in einer besonderen Verantwortung stehen: Rechtssoziologie, Rechtstheorie, Rechtsethnologie und Rechtsgeschichte. Ihnen mag zugutekommen, dass sie selbst gerade einen Prozess der Transnationalisierung durchlaufen, und sie dürften sich wegen der für ihre Methode grundlegenden Distanzierungstechnik besonders dafür eignen, einen Raum der Reflexion über Recht und andere Formen der Normativität zu eröffnen. Sie sind allerdings gerade wegen dieser Transnationalisierung, wegen der durch die Ver-



4

änderungen im Wissenschaftssystem forcierten Öffnung für interdisziplinäre Zusammenarbeit, der damit verbundenen Erosion disziplinärer »Kanones« und ihrer gleichzeitigen institutionellen Ausdünnung an den deutschen Universitäten zum Teil in einer prekären Lage. Diese dürfte sich wohl kaum anders als durch die auch vom Wissenschaftsrat in seinen grundlegenden Empfehlungen für die Rechtswissenschaften aus dem Jahr 2012 empfohlene Stärkung der Integration von Grundlagen und sogenannten dogmatischen Fächern beheben lassen.⁴

Mit etwas Mut öffnet sich gerade im Bereich der »Transnationalen Rechtswissenschaft« den Fachbereichen und den mit diesen kooperierenden außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie den Max-Planck-Instituten ein faszinierendes Feld der gemeinsamen Forschung und der forschungsnahen Lehre, gerade im Bereich der Graduiertenförderung. Ihr besonderes Profil könnte in einer informierten und dennoch kritischen Distanz und Beobachtung dessen liegen, was in der Welt des Rechts geschieht – nicht so sehr im Abarbeiten der Beratungsbedürfnisse der ökonomischen Akteure. Ein stärkeres Engagement und Profil in diesem Bereich könnte zugleich einen Beitrag zur funktionalen Differenzierung auf dem Feld der Juristenausbildung leisten, sowohl innerhalb der nationalen wie internationalen Universitätslandschaft als auch im Blick auf den politisch geförderten, in den letzten Jahren dynamisch steigenden Anteil der Fachhochschulen an der Juristenausbildung.

Frankfurt – ein wichtiger Ort auf der Weltkarte der Normativitätsforschung

Auch Reflexion, die hier skizzierte Forschung und die mit ihr einhergehende Lehre, brau-

chen nicht nur einen intellektuellen und institutionellen (Frei-)Raum, sondern auch einen ganz konkreten Ort. Frankfurt ist – das wird man auch ohne übertriebene Selbstanpreisung, eine der unangenehmsten Folgen der Ökonomisierung des Wissenschaftsbetriebs, sagen dürfen – bereits heute ein solcher. Schon für die Gründung der Universität war das Nachdenken über Staat und Gesellschaft ein wichtiger Impuls, und heute steht der Name der Stadt weltweit für kritische und konstruktive Beobachtung der Grundlagen unserer normativen Ordnungen. Die kleine Disziplin der Rechtsgeschichte hat mit dem Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt ein Zentrum, das vor genau 50 Jahren mit einem europäischen – also transnationalen – Programm antrat und sich nun verstärkt globalen Perspektiven auf die Rechtsgeschichte widmet.

Universitäre und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, die Bedeutung der Grundlagenfächer im Fachbereich Rechtswissenschaft, aber auch für die deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften folgenreiche Tagungen wie die im Forschungskolleg Humanwissenschaft der Goethe-Universität oder der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg abgehaltenen, zahlreichen Forscher- und Graduiertenkollegs, die Stärke der Historischen Geisteswissenschaften, seit 2007 schließlich der Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« – diese und manche anderen Institutionen und weltweit ausstrahlende Personen haben Frankfurt bereits heute zu einem wichtigen Ort der Normativitätsforschung auf der Weltkarte werden lassen. Wir werden ihn in Zukunft sicher noch mehr brauchen, als dies heute der Fall ist. ●

Anmerkungen

1 Zum Folgenden insgesamt: Thomas Duve, Internationalisierung und Transnationalisierung der Rechtswissenschaft – aus deutscher Perspektive, LOEWE-Schwerpunkt »Außergerichtliche und gerichtliche Konfliktlösung« Arbeitspapier 6 (2013), URL: <http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn:nbn:de:hebis:30:3-277904>; ders., German Legal History: National Traditions and Transnational Perspectives, in: Rechtsgeschichte – Legal History Rg 22 (2014) 16-48, URL: http://rg.rg.mpg.de/article_id/927; ders., Rechtsgeschichte – Traditionen und Perspektiven, Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft (KritV) 2014, 96–132

2 Vgl. dazu die Beiträge in Stefan Kadelbach, Klaus Günther (Hrsg.), Recht ohne Staat? Zur Normativität nichtstaatlicher Rechtsetzung, Frankfurt am Main 2011, insbes. die Einleitung der Herausgeber, 9 ff.

3 Bogdandy, Armin von, Deutsche Rechtswissenschaft im europäischen Rechtsraum, in: Juristenzeitung 3/2011, 1–6; Wahl, Rainer, Die Rechtsbildung in Europa als Entwicklungslabor, in: Juristenzeitung 18/2011, 886–870

4 Wissenschaftsrat, Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland. Situation, Analysen, Empfehlungen, Drs. 2558-12 vom 9.11.2012, online: <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2558-12.pdf>



Thomas Piketty
Le capital
au XXI^e siècle

Reitscherer Wachstumstheorie
MAS-COLELL, WHINSTON AND GREEN
MICROECONOMIC THEORY
Endogenous Growth Theory

CASPARIS KLOCHER
JURISCONSULUS ET SACRI CAESARIS
MAGISTRUS
TRACTATUS
JURIDICO-POLITICO-POLEMICUS
DE
ERARIO
CENSUS PER L'ONESTA MEDIA
LIBRI DUS
CHRISTOPHORI PELLEI
JURISCONSULI ET CENSURATORIS
PUBLICI

Small red book

Rückbesinnung nach vorn: Wo geht's lang in der Volkswirtschaftslehre?

Ein Fach im Wandel: Zwischen Theoriegeschichte und Ökonometrie

von *Bertram Schefold*

»Ökonomische Modelle und Geschichtswissenschaften gehören zusammen«, konstatiert der französische Wissenschaftler Thomas Piketty, dessen Thesen weltweit diskutiert werden, und ergänzt in einem Interview in der »Süddeutschen Zeitung« provokant: »Forscher arbeiten mit hochentwickelten Modellen und anspruchsvoller Mathematik, um Kleinigkeiten zu erklären. Manchmal zeigen diese Modelle auch gar nichts.« Der Frankfurter Ökonom Bertram Schefold nimmt die Entwicklung seines Fachs – insbesondere in Frankfurt – unter die Lupe.

Wer forscht, denkt gern, die Wissenschaft sei kumulativ; sie enthalte in ihrer gegenwärtigen Form die wahren Ergebnisse der Arbeiten der früheren Generationen und habe deren Irrtümer abgeschüttelt. Wer forscht, fühlt sich an der Spitze seiner Teildisziplin; der Blick von oben scheint die besondere Bedeutung der eigenen Fragestellung zu bestätigen. Freilich dachten frühere Generationen auch schon so; deren Wahrheiten – heute vergessen – können morgen wiederkehren und gegenwärtige verdrängen. Deshalb das andere Bild der Wissenschaftsentwicklung: Jede Generation sollte versuchen, die alten Gedanken wiederzufinden und ihnen eine neue Gestalt zu geben. Es gelingt nicht immer; damit gibt es nicht nur Erkenntnisgewinne, sondern auch Verluste, und auch in Frankfurt ist nicht alles, was man hier einmal wusste, noch präsent.

Echte und bleibende Fortschritte der Wissenschaft wollen wir nicht leugnen, wir sehen sie besonders in Verbindung mit der Entwicklung der mathematischen und der naturwissenschaftlichen Methoden, die seit den Anfängen im 18. Jahrhundert einen Teil der wirtschaftswissenschaftlichen Methodik ausmachen. Eine Geschichte der ökonomischen Lehrmeinungen oder eine »Dogmengeschichte«, wie man das früher gern nannte, soll positivistisch heißen, wenn sie primär auf die Feststellung solcher

Fortschritte gerichtet ist. Aber Lehrmeinungen haben ihre besondere Bedeutung relativ zu dem Zeitalter, in dem sie sich verbreiten.

Eine Theoriegeschichte, die den Wechselbezügen zwischen dem Wirtschaftsdenken und anderen geistigen Strömungen oder realen Entwicklungen nachgeht und eine gewisse zeitliche Bedingtheit wissenschaftlicher Wahrheit anerkennt, heißt relativistisch. Ein Spezialfall ist der Materialismus, der die wirtschaftlichen Vorstellungen auf die wirtschaftsgeschichtlichen Gegebenheiten zurückführt. Er kann in der Marx'schen Ideologiekritik bestehen, kann aber auch mit einer liberalen Interpretation der Determinanten der Wirtschaftsentwicklung verbunden sein. Zum Beispiel: Wer »Globalisierung« sagt, meint meist eine durch Marktkräfte vorangebrachte technische Entwicklung, welche die Formen des menschlichen Verkehrs und unsere Wahrnehmung beeinflusst. Max Weber (1864–1920) erscheint in seinen Deutungen der Geschichte sozusagen zu zwei Dritteln als Determinist, zu einem Drittel als Idealist, indem er durch Analysen der Wirtschaftsethik beweisen wollte, der moderne Kapitalismus sei durch eine kontingente religiöse Entwicklung im Westen wesentlich mit verursacht, im Osten aber durch andere religiöse Konstellationen lange verhindert worden.

1 Ausgewählte Beispiele zur ökonomischen Dogmengeschichte aus der Bibliothek des Autors: Aufgeschlagen ist das Hauptwerk Kaspar Klocks, »TRACTATUS DE AERARIO«, das mit weiteren Werken Klocks zusammengebunden ist (1651 und 1671). Klock gilt als Vertreter des älteren deutschen Kameralismus. Bei dem kleinen Bändchen davor handelt es sich um das Werk »MANUALE DI ECONOMIA POLITICA« von Vilfredo Pareto (1906, Neoklassik), der damit einen Meilenstein in der Entwicklung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie gesetzt hat.



Politische Ökonomie ist eigentlich derjenige Spezialfall des Relativismus, der die Staatsformen für Ausprägungen und Determinanten – es besteht ja eine Wechselwirkung – des Wirtschaftsdenkens hält. Die staatlichen Tätigkeiten, die Modalitäten der Einnahmen und Ausgaben, die Organisation des Geldwesens und anderer Teilbereiche des Wirtschaftens stehen mit den kulturellen Formen und den politischen Interessen in enger Verbindung. Diese wurde im 19. Jahrhundert am deutlichsten, als die soziale und die wirtschaftliche Klassenbildung sich besonders eng verzahnten und die klassische Nationalökonomie die resultierenden Konflikte betonte, die neoklassische einen möglichen Ausgleich durch Gleichgewichte an den Märkten unter Vollbeschäftigung suchte.

Ein Ordinariensystem, das Vielfalt zum Prinzip erhob

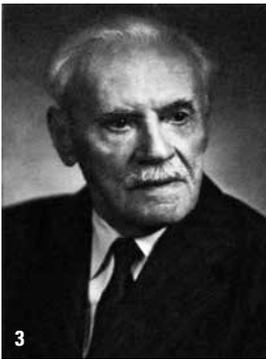
Die Ökonomen der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, der Frankfurter und dann der Goethe-Universität waren und sind Erben der grundlegenden Schulbildung in den Wirtschaftswissenschaften, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hatten. Gleichzeitig haben sie sich relativ zu diesen Schulen in erstaunlich verschiedenartiger und individueller Weise positioniert. Das alte deutsche Ordinariensystem, das so divergente Entfaltung erlaubte, wird heute kaum mehr verstanden. Das Deutsche Reich besaß mehr Universitäten in dichter Vernetzung als andere Länder Europas. In den vielen kleinen Universitäten gab es in jeder Teildisziplin zumeist nur einen Hauptvertreter, der mit den Kollegen seines Spezialfachs an anderen Universitäten die speziellen und mit den Fakultätskollegen der eigenen Universität allgemeinere Diskussionen führte.

Solange auch die Studentenzahlen klein genug blieben, wurde bei einfachster Organisation der Lehre ohne Zwischenprüfungen, Klausuren und dergleichen direkt auf die Promotion hin studiert. Vom ersten Semester an wurde zu selbstständiger Arbeit in Bibliotheken angeregt. Die Studierenden sollten sich in den Proseminaren und Seminaren emporarbeiten, und wenn sie durch in den Seminarvorträgen bewährtes Selbststudium und das Hören einiger Vorlesungen eine genügende Wissensgrundlage erlangt hatten, suchten sie sich das Thema einer Dissertation. Einige Honorarprofessoren und viele Privatdozenten ergänzten jeweils den Unterricht der die zentralen Felder abdeckenden Ordinarien. So konnte jede Universität mit mäßigen Mitteln eine erstaunliche Vielfalt des Wissens vermitteln. Die Verwaltung war sehr einfach. Ich erinnere mich, wie noch 1960 in Basel ein Ordinarius seinen Etat hatte und das ihm zugewiesene Geld auf einem Postscheckkonto ver-

waltete, um daraus den Bedarf des Instituts zu bestreiten. Die Kontrolle der oberen Instanzen beschränkte sich darauf, das Heft, in dem Buch gehalten wurde, alle zwei Jahre zu kontrollieren. So wurden wissenschaftliche Einzelleistungen und persönliche Profilierungen möglich, die in die Universität, in die Stadt und ins Fach ausstrahlten.

Zunächst ein Blick auf die Entwicklung in Frankfurt: Die wesentlichen, teils formalen, teils inhaltlichen Zäsuren sind dabei 1901, als die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften (die 1906 ins Jügelhaus zog) die Tore öffnete, 1914, als die Universität gegründet wurde, 1932, als sie Goethe-Universität genannt wurde. Die zwölf Jahre des Nationalsozialismus zogen die erzwungene Emigration oder den inneren Rückzug gerade der Besten nach sich. 1970 erfolgte die Auflösung der alten Fakultät der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Die Verbindung zwischen Wirtschaftswissenschaften, Gesellschaftswissenschaft und Politologie wurde damit zwangsläufig schwächer. Neue Veränderungen um 2000 wurden teils durch Vorgaben von außen wie den Bologna-Prozess, teils durch einen noch zu erläuternden Wandel im Fach selbst herbeigeführt, der lokal und weltweit zu beobachten ist.

Zu den herausragenden Wissenschaftlern, die Hitlers Terrorregime zur Flucht zwang, gehörte Adolf Löwe (1893–1995), in der Emigration Adolph Lowe. Obwohl ein als religiöser Sozialist über das Fach hinausgreifender Gelehrter, verkörperte er den Typus des Theoretikers seiner Generation. Er hatte in Kiel mit seinen Schülern grundlegende Ideen zu dem, was später Input-Output-Analyse wurde, und zum Zusammenhang von Wirtschaftswachstum, technischem Fortschritt und Arbeitslosigkeit erarbeitet. Er kam 1931 nach Frankfurt und musste 1933 wegen seiner politischen Überzeugungen und seiner jüdischen Herkunft als einer der Ersten gehen. Über England emigrierte er in die Vereinigten Staaten und wurde an der New School for Social Research berühmt. Er arbeitete an sogenannten Traversen-Analysen, wie sie auch John Hicks (1904–1989), einer der einflussreichsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts, erforschte. In der Theoriegeschichte machte sich Lowe zuerst als Konjunkturforscher einen Namen. In den 1920er Jahren schrieb er den viel zitierten Aufsatz »Wie ist Konjunkturforschung überhaupt möglich« und trat als Kritiker der Schumpeter'schen Konjunkturtheorie hervor; er warf ihr vor, die Länge des Konjunkturzyklus nicht bestimmen zu können. Später hat dann Joseph Schumpeter (1883–1950) in seiner in Amerika geschriebenen Arbeit drei Zyklen unterschiedlicher Länge bestimmt, deren Unterscheidung auf Lowes Anregung zurück-



geht. Lowe ist ein Name, der in einer positivistischen Theoriegeschichte erscheinen könnte.

Der Österreicher Karl Pribram (1877–1973), der auch das Schicksal der Emigration erlitt, hat ein in Frankfurt begonnenes Werk über Ökonomische Theoriegeschichte in jahrzehntelanger Arbeit in den Vereinigten Staaten beendet. Seine »History of Economic Reasoning« gilt als eines der bedeutendsten Werke der Ökonomischen Theoriegeschichte und kann sich nach Umfang und Inhalt mit Schumpeters »History of Economic Analysis« messen.

Die 1920er Jahre:

Als Ökonomie auf Geschichte traf

Es war für die 1920er Jahre charakteristisch, dass nicht nur reine Theorie betrieben wurde, sondern dass die Ökonomie die Tradition der Historischen Schule fortsetzte und Theorie und Geschichte relativistisch miteinander zu verbinden suchte. Ein ganz ungewöhnliches Beispiel ist die These des Frankfurter Privatdozenten Bernhard Laum (1884–1974), der, von der Alten Geschichte herkommend, später ein Professor der Nationalökonomie in Marburg, die Vermutung aufstellte, das Geld sei nicht ursprünglich aus dem Tauschhandel entstanden, sondern sei auf einen bestimmten religiösen Zusammenhang zurückzuführen. Die meisten leiten das Geld aus einem als ursprünglich angenommenen Tauschbedürfnis ab. Das behauptete der Gründer der Österreichischen Schule der Nationalökonomie, Carl Menger (1840–1921), während in Deutschland in der Folge der Historischen Schule Georg Friedrich Knapp (1842–1926) das Geld mit der Saldierung von Schuldverhältnissen und mit dem Staat als regelnder Instanz in Verbindung brachte. Laum hatte Homer und die griechischen Quellen als Althistoriker studiert. Ihm fiel auf, welche Faszination die Reichtümer in der homerischen Adelsgesellschaft ausübten, wie sie getauscht werden –, und zwar nicht als Waren, sondern als Geschenke und Ehrengaben, und wie es ein Bedürfnis gibt, den Wert des Dargebrachten vergleichend zu preisen. In einer komplexen Argumentation suchte Laum zu zeigen, dass die Mittel des monetären Tauschs zuerst eine andere Funktion im Rahmen des Opferrituals gehabt haben mussten.

Von der Kaufkraft und der Kaufmacht des Geldes

Laum meinte, einen ähnlichen Ursprung des Geldes aus der religiösen Sphäre auch bei anderen Kulturen feststellen zu können. Der als Ökonom bedeutendere Wilhelm Gerloff (1880–1954), Finanzwissenschaftler in Frankfurt, zeitweilig Rektor der Universität, war ein standhafter liberaler Gegner des Nationalsozialismus und

zog sich im Konflikt mit den Machthabern 1933 aus dem Amt zurück. Er führte Laums Untersuchungen, gestützt auf ethnologische Berichte über die verschiedensten Kulturen, in Arbeiten weiter, die er in innerer Emigration während der nationalsozialistischen Herrschaft verfasste, und, nachdem er nach dem Krieg wieder ins Amt eingesetzt worden war, im Alter ergänzte. In seinen Händen wurden die Begriffe der Geldentstehungslehre zu Kategorien, die auf das moderne Geld angewandt werden konnten. Er sprach nicht nur von einer Kaufkraft des Geldes, sondern auch von einer Kaufmacht. Nach seiner liberalen Vorstellung ist das Geld ein Mittel individueller Entfaltung, das allen gleichmäßig zur Verfügung stehen sollte, aber die Verfügungsmacht über Geld wurde oft willkürlich beschränkt, wenn beispielsweise der Landkauf dem Adel vorbehalten blieb. Diese beiden Beispiele, die Werke des Privatdozenten Laum und die des vormaligen Universitätsrektors Gerloff, sind in einer Dissertation von Felix Brandl jüngst im Rahmen einer relativistischen Theoriegeschichte, die Entwicklung der Frankfurter Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften einbeziehend, dargestellt worden.

Als die Ökonomie noch politisch war ...

Unter den Ökonomen, die vor allem politische Ökonomie betrieben, wäre zuerst Franz Oppenheimer (1884–1943) zu nennen, der zu Beginn der 1920er Jahre mit seiner intellektuellen Wucht und seiner phänomenalen Produktivität die Fakultät dominierte. Er vertrat die These, die Arbeiter seien wirtschaftlich und politisch wegen der sogenannten Bodensperre schwach. Grund und Boden befänden sich überwiegend in den Händen der Adelsschicht und deren Nachkommen, so dass es den Arbeitern nicht möglich sei, durch Bebauung eigenen Bodens einen Unterhalt selbstständig zu erarbeiten, der dann eine Minimalgrenze für die Entlohnung der Fabrikarbeiter darstellen würde. Oppenheimers genossenschaftlichem Sozialismus stand der Liberalismus anderer Vertreter der Nationalökonomie in Frankfurt gegenüber, unter denen Ludwig Pohle (1869–1926), schon 1901 Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften und später erster Dekan der Fakultät, als ein mit Schumpeter wetteifernder Entwicklungsökonom herausragte.

Die hier nur mithilfe weniger Beispiele angedeutete Tradition der Frankfurter Nationalökonomie konnte nach dem Zweiten Weltkrieg sehr erfolgreich wiederbelebt werden, indem Fritz Neumark (1900–1991), ein Schüler Gerloffs, der vor 1933 Privatdozent gewesen war, sich bereitfand, aus der Emigration in die Türkei nach Frankfurt zurückzukehren, und hier zum einflussreichsten Finanzwirt-



2 Adolf Lowe (1893–1995): Der religiöse Sozialist zählt zu den großen Theoretikern seiner Zeit.

3 Karl Pribram (1877–1973) beschäftigte sich intensiv mit ökonomischer Theoriegeschichte.

4 Wilhelm Gerloff (1880–1954) prägte die Finanzwissenschaft. Zweimal war er Rektor der Universität Frankfurt: von Oktober 1926 bis Oktober 1927 und von Oktober 1932 bis April 1933. Er war ein erklärter Gegner der Nationalsozialisten und wurde nach deren Machtergreifung abgesetzt.

5 Franz Oppenheimer (1884–1943) war theoretischer Nationalökonom und erster Soziologie-Professor an einer deutschen Universität.

6 Fritz Neumark (1900–1991) gehört zu den einflussreichsten Finanzwissenschaftlern in den Aufbaujahren der Bundesrepublik.

7 Heinz Sauer mann (1905–1981) hat die experimentelle Wirtschaftsforschung begründet.

8 Ludwig Pohle (1869–1926) setzte sich als Liberaler für die Überwindung des Kathedersozialismus ein.

schaftler der jungen Bundesrepublik wurde. Mit Heinz Sauer mann (1905–1981), der von der Soziologie zur Nationalökonomie gekommen war und die experimentelle Wirtschaftsforschung begründete, ein heute weltweit betriebenes Fach, entstand ein fruchtbares Umfeld, aus dem zahlreiche Ökonomen der Bundesrepublik hervorgingen, die anderswo Lehrstühle erhielten.



9 Der französische Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty (geb. 1971) hat mit seinem im September auch in deutscher Sprache erschienenen Buch »Das Kapital im 21. Jahrhundert« weltweite Aufmerksamkeit erzeugt. Er ist Professor an der Paris School of Economics und der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS).

Veränderte Dimensionen: Vom großen Ganzen zum kleinteilig Berechenbaren

Theorie und Politik waren in Frankfurt nie so scharf getrennt, wie dies in anderen ökonomischen Fakultäten nach der deutschen Tradition üblich war. Als mit der Studentenrevolte und der Universitätsreform die Fakultät in einen Fachbereich Wirtschaftswissenschaften und einen Fachbereich Gesellschaftswissenschaften geteilt wurde, begannen die Frankfurter Volkswirte, Schwerpunkte zu bilden, um innerhalb jedes thematischen Schwerpunkts theoretische und politische Arbeit miteinander zu verbinden. Damit wurde bereits die sogenannte Allgemeine Volkswirtschaftslehre, die Theorie der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, geschwächt, mit der man sich in Frankfurt in den 1950er und 1960er Jahren erfolgreich profiliert hatte. Dafür wurden nun in Schwerpunkten wie »Konjunktur, Wachstum und Verteilung« oder »Entwicklung, Umwelt und quantitative Wirtschaftsforschung« und in Wahlfächern wie damals »Sozialistische Wirtschaftssysteme« Theorie und Politik verbunden.

Bei den Betriebswirten blieb das System der Aufteilung des Fachgebiets in Teile, die je von

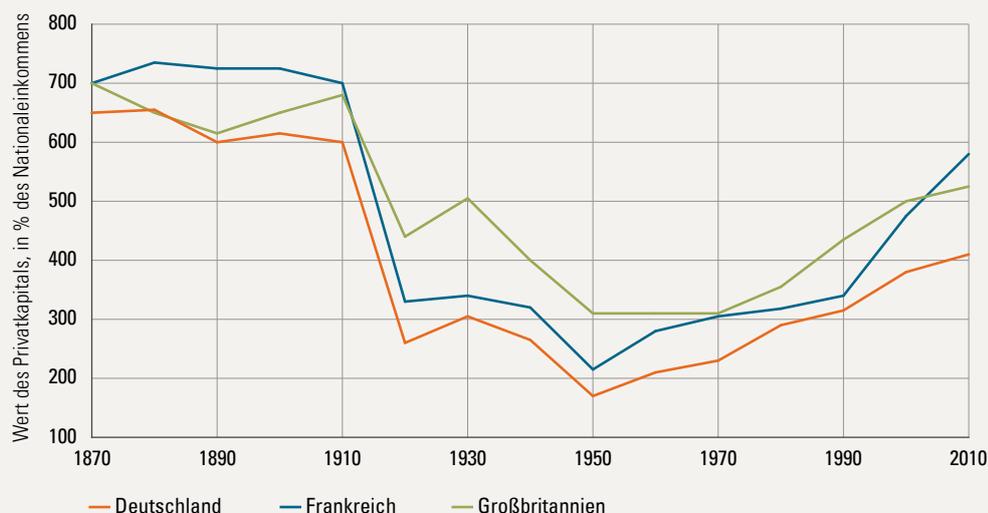
einem Ordinarius betreut wurden, bis Ende der 1990er Jahre unangetastet. Dann setzte ein Schub von Reformen ein, teils innerhalb des Fachbereichs selbst angestoßen, teils vorangetrieben durch die Notwendigkeit, sich an den Bologna-Prozess anzuschließen. Für die Volkswirte bedeutete diese neue Schwerpunktbildung den Verzicht auf Fächer wie Sozialpolitik, die auch in der Zeit der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften konstitutiv gewesen waren, eine engere Verzahnung mit der Betriebswirtschaftslehre und eine Erweiterung der monetären und makroökonomischen Forschung, der in Frankfurt besondere Bedeutung zukommt.

Seither ist für eine Weile die traditionelle politische Ökonomie ebenso zurückgetreten wie die reine Theoriebildung. Es ist eine weltweite Tendenz zu beobachten, weniger Monografien zu schreiben und vermehrt die Ergebnisse empirisch gestützter Arbeit, deren Potenzial mit den computergestützten Techniken enorm gewachsen ist, in Zeitschriften zu veröffentlichen. Damit hat sich auch die Ausrichtung der meisten Ökonomen grundsätzlich verändert: Die Ideengeschichte wurde in den Hintergrund gedrängt, es wird seltener versucht, große theoretische Synthesen zum Verständnis des Gesamtzusammenhangs der Wirtschaft zu erarbeiten. Die Mehrheit der Ökonomen wendet sich stattdessen intensiv den einzelnen Sachproblemen zu, wobei die Fragestellungen oft über die traditionelle Abgrenzung des ökonomischen Bereichs hinausgreifen. So werden beispielsweise mit den Mitteln der ökonomischen Methodik auch juristische Probleme untersucht, und selbst die Wirtschaftsgeschichte bedient sich zunehmend ökonometrischer Modelle. Die veränderte methodische Orientierung geht mit einer Gruppierung in Abteilungen einher, in der die Diskussionen zwischen Fachkollegen auf eng benachbarten Gebieten geführt werden. Dazu gehört beispielsweise die Untersuchung unvollkommener Konkurrenz mit Mitteln der Spieltheorie in volks- und betriebswirtschaftlicher Perspektive innerhalb derselben Abteilung.

Und wohin steuert die Volkswirtschaftslehre in der Zukunft?

Allerdings hat sich seit der Wirtschafts- und Finanzkrise nun doch wieder das Bedürfnis geregt, politische Ökonomie zur Lösung aktueller Probleme zu betreiben. So ist die Frage der zunehmenden Ungleichheit der Vermögens- und Einkommensverteilung heute wieder virulenter. Das ist übrigens in Frankfurt ein Thema, das bereits im Mittelpunkt des durch Umwidmung der Professuren (zuletzt 2007) abgeschafften Fachs Sozialpolitik und des weltweit angesehenen DFG-Sonderforschungsbereichs

DAS KAPITAL-EIN-KOMMENS-VERHÄLTNISS IN EUROPA, 1870–2010



Der Gesamtwert der Privatvermögen entsprach in Europa 1910 dem Nationaleinkommen von sechs bis sieben Jahren, 1950 von zwei bis drei Jahren und von 2010 von vier bis sechs Jahren.

Quellen und Reihen: siehe piketty.pse.ens.fr/capital21c.

»Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik« (SFB 3) stand.

Der methodische Wandel, der mit der Verdrängung der ideengeschichtlich arbeitenden Volkswirtschaftslehre und der weiteren Zuspitzung der Formalisierung und Mathematisierung seit den 1990er Jahren Einzug in die Volkswirtschaftslehre gehalten hat, mag Details angemessen erklären, scheint aber wenig geeignet, das Wirtschaftsgeschehen ausreichend zu verstehen. Der erstaunliche Erfolg, den der französische Ökonom und Sozialwissenschaftler Thomas Piketty zurzeit mit seinem Buch »Das Kapital des 21. Jahrhunderts« feiert und in dem es unter anderem um die ungleiche Verteilung des Reichtums geht, beweist, dass die Ökonomen sich wieder den großen Fragen stellen müssen. Wenn sie in einer von Konflikten bedrohten Welt zeigen wollen, wie auch weiterhin die marktwirtschaftliche Ordnung den Rahmen zur Lösung der Probleme bieten kann, dann sind Antworten gefragt, die den historischen und sozialen Kontext nicht außer Acht lassen. Sonst droht eine Politikberatung hoch spezialisierter Wissenschaftler, die komplexe Problematiken nur aus der Sicht zugespitzter Einzelforschung beurteilen können, ohne historischen Überblick und fachübergreifende Erfahrung. ●



Der Autor

Prof. Dr. Bertram Schefold, 70, hatte von 1974 bis zu seiner Emeritierung 2012 die Professur für Wirtschaftstheorie an der Goethe-Universität inne. Sein besonderes Interesse gilt in der Nationalökonomie den Spezialgebieten Kapitaltheorie, Umweltökonomie und Geschichte des ökonomischen Denkens. Als Seniorprofessor, der Ausflüge in die Literatur, Geschichte, Kunst und Philosophie schätzt, arbeitet er zurzeit an einer Sammlung dogmenhistorischer Aufsätze und an der Aktualisierung seiner Geschichte der Wirtschaftswissenschaften in Frankfurt.

schefold@wiwi.uni-frankfurt.de



F.A.Z.-Foto: Frank Röth

Mehr Vielfalt und Interdisziplinarität der VWL

Reformaufruf vom »Netzwerk Plurale Ökonomik«
stößt auf Resonanz – nicht nur in den Medien

von Marita Dannenmann

Folgt der Krise des Finanzmarkts nun eine Krise der Wirtschaftswissenschaften? Die »Frankfurter Allgemeine« titelt im September auf ihrer Seite »Forschung und Lehre«: »Offene Revolte in der Volkswirtschaftslehre« – damit scheint der Protest, zu dem die internationalen Studierendeninitiativen für Plurale Ökonomik im Mai aufgerufen hatten, in der Mitte der Gesellschaft angekommen zu sein.

Das Netzwerk, zu dem auch die Gruppe »Kritische Ökonomik« an der Goethe-Universität gehört, fordert einen Kurswechsel in der Volkswirtschaftslehre: mehr intellektuelle Vielfalt und Interdisziplinarität in Lehre und Forschung. Der Vorwurf, dass die Ökonomen bei der Vorhersage der Krise und den Therapieansätzen versagt haben, veranlasste diese Studierenden, sich kritisch mit den in der Lehre und Forschung dominanten neoklassischen Theoriemodellen und der Grundannahme von vollständig informierten, rational handelnden Teilnehmern am Wirtschaftsleben auseinanderzusetzen. Seit der Einführung des Bachelor/Master-Systems wächst das Unbehagen an den Inhalten der Volkswirtschaftslehre unter den Studierenden kontinuierlich: Der Zeitdruck und das starre Lehrprogramm lassen wenig Spielraum für intellektuelle Ausflüge in verwandte Fachbereiche und rege kaum zum kritischen Nachdenken an, bedauern die Mitglieder der Initiative »Kritische Ökonomik« an den Fachbereichen Wirtschaftswissenschaften und Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität. Die Initiative (www.kritische-oekonomik.de) wurde 2011 gegründet. Sie besteht bisher aus einer noch kleinen Gruppe – vernetzt in eine inzwischen internationale Community. Ihnen reicht es nicht, schöne mathematische Modelle aufzustellen, die Methodik der Neoklassik oder den Keynesianismus zu verstehen, die Segnungen der freien Marktwirtschaft nachzubeten oder komplexe ökonometrische Simulationen durchzuspielen, die nicht immer in der Lage sind, die realen Verhältnisse voll abzubilden. Die Finanzmarktkrise, die wachsenden ökologischen Probleme bei gleichzeitig sinkenden Wachstumsraten forcieren ihre Zweifel an den Inhalten des VWL-Schwerpunkts in den Wirtschaftswissenschaften.

Themenvielfalt in der Forschung: Fehlanzeige

Marcel Zeitinger, der bereits sein Masterstudium in »International Political Economy« in Warwick abgeschlossen hat, in Politikwissenschaft in Frankfurt eingeschrieben ist und nun ein Praktikum bei Deutsche Bank Research beginnt, sieht ein Haupthindernis für Themenvielfalt in der Forschung in den Bewertungskriterien: Sie beruhen überwiegend auf Publikationen in den bekanntesten Fachzeitschriften wie *American Economic Review* und in Deutschland dem *German Economic Review* des Vereins für Socialpolitik. Zeitinger: »Dort herrscht neoklassische Methodik vor.« Und wer in den einschlägigen, thematisch eher homogen ausgerichteten Journals publiziert, hat die besten Chancen, zitiert zu werden – was wiederum Pluspunkte im Ranking der Wissenschaftler und damit für die Karriere bringt.

Der Reformaufruf, den »besorgte Studierende und Lehrende der Volkswirtschaftslehre« von über 50 Hochschulen im deutschsprachigen Raum bereits 2011 als Offenen Brief, adressiert an den einflussreichen Verein für Socialpolitik (www.plurale-oekonomik.de), geschickt hatten, fand zunächst nur in den deutschen Fachmedien Resonanz.

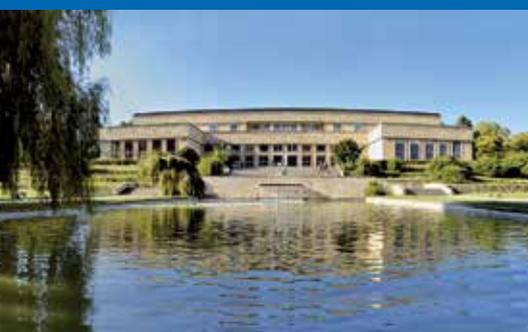
Reformaufruf findet weltweit Beachtung

Seit sich die Studenteninitiativen national im »Netzwerk Plurale Ökonomik« zusammengeschlossen haben und im Mai 2014 die internationale Dachorganisation »International Student Initiative for Pluralism in Economics« (www.ISIPE.net) gegründet wurde, sind auch die internationalen Medien aufmerksam geworden. Der international in zahlreichen Sprachen verbreitete Aufruf wurde von vielen Medien aufgegriffen und verbreitet, zum Beispiel in *The Guardian* (4. Mai 2014): »Economics students



Nach seinem Vortrag und der anschließenden Diskussion im Hörsaal auf dem Campus Westend blieb noch Zeit für ein gemeinsames Foto: Der französische Ökonom Thomas Piketty mit den Kritischen Ökonomen der Goethe-Universität (von links nach rechts: Bijan Kaffenberger, Thomas Piketty, Christoph Sommer, Marcel Zeitinger, Sergej Enns, Patrick Zeitinger. Es fehlen: Yulia Aleshchenkova, Jan-Eric Filipczak, Lena Kaiser, Tobias Lachmann, Florian Petri und Anisa Tiza Minum).

Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheimer

traditionell



Campus Riedberg

modern

... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,
die Ihnen etwas anderes als
Hotels, Kongress-Center und
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.campuslocation-frankfurt.de. Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.

call for shakeup of the way their subject is taught«, aber neben der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (3. September 2014) auch in der *Süddeutschen Zeitung* (4. Oktober 2014): »Düstere Wissenschaft – Warum das Unbehagen an der Ökonomie seit der großen, weltweiten Finanzkrise vor sechs Jahren so gewachsen ist – und was die Ökonomen dagegen tun sollten.«

Was wollen das Netzwerk und die angeschlossenen Gruppen wie die Frankfurter erreichen? Sie wünschen sich, dass eingefahrene Lehrpfade verlassen werden. Sie möchten mit der Vielfalt der ökonomischen Theorien, der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften, mit verschiedenen Denkschulen vertraut gemacht werden. Und sie fordern, dass mehr Querverbindungen zu anderen Fächern wie Jura, Soziologie, Psychologie und Philosophie hergestellt werden sollten. Die Studierenden-Initiativen wollen nicht abwarten, bis sich etwas am Lehrplan ändert, sie werden selbst aktiv: Sie erarbeiten Skripte, sammeln weiterführende Literatur, veranstalten Kongresse und tauschen sich nicht nur über Facebook aus, sondern besuchen sich gegenseitig. So war die Frankfurter Studenteninitiative »Kritische Ökonomik« zum Beispiel in Hamburg, Berlin, Erfurt, Heidelberg und Manchester. Es gibt zurzeit 19 solcher Initiativen an deutschsprachigen Universitäten, weltweit circa 65 – von Indien bis Brasilien in 30 Ländern (www.ISIPE.net). Das Internet erleichtert den Austausch und ermöglicht es, zum Beispiel über YouTube, Vorlesungen und Diskussionen ins Netz zu stellen, die von allen abgerufen werden können.

Mehr hinterfragen: Pseudo-Objektivität und implizite Werthaltungen

Die jungen kritischen Ökonominen und Ökonomen an der Goethe-Universität wissen, dass sie das Hilfswerkzeug der VWL – Mathematik, Statistik und Informationstechnologien – beherrschen müssen, um im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs bestehen zu können. Ihnen ist aber auch klar, dass Zahlen und mathematische Modelle eine Pseudo-Objektivität vermitteln und implizite Werthaltungen verschleiern können. Das gilt zum Beispiel für Kennzahlen wie das Bruttosozialprodukt oder für die Zusammensetzung des Warenkorbs zur Messung von Preissteigerungen.

Auch in der VWL sollte man fragen: Und wo bleibt die Moral? Yulia Aleshchenkova findet es zum Beispiel gut, dass im Tutorium zur Ethikvorlesung diskutiert wurde, ob Nahrungsmittelspekulation moralisch vertretbar ist. Bijan Kaffenberger im Masterstudium »International Economics« und Sergej Enns, Bachelorstudent der Politikwissenschaft mit Nebenfach VWL, hoffen, dass die Ethikvorlesung mehr als nur ein

Feigenblatt ist. Dass alle angehenden Bachelors der Wirtschaftswissenschaften an der Goethe-Universität eine Pflichtveranstaltung zur Ethik besuchen müssen, werten sie aber als Zeichen des Wandels: weg von den eingetretene Theorienpfaden zu mehr Orientierung an den konkreten Auswirkungen ökonomischen Handelns auf die Gesellschaft und die Umwelt.

Nobelpreisträger als Vordenker

Experten erstaunt es nicht, dass gerade jetzt die Debatte über die Volkswirtschaftslehre aufbricht: Immer dann, wenn etablierte Theorien die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr abbilden können, hat es auch in der Vergangenheit solche Diskurse gegeben. Offensichtlich spielen auch die Leitmedien in diesen Diskussionen immer noch eine Rolle: Seit der Finanzkrise berichten sie intensiver über volkswirtschaftliche Themen, neue Tendenzen und Denkansätze. So widmete beispielsweise die *Frankfurter Allgemeine Zeitung am Sonntag* (9. Oktober 2014) dem Vortrag des französischen Ökonomeprofessors Thomas Piketty an der Goethe-Universität und seinem zur Buchmesse in deutscher Übersetzung erschienenen Buch *Das Kapital im 21. Jahrhundert* eine Doppelseite. Auch Joseph Stiglitz, einer der Nobelpreisträger von 2001, teilt mit Piketty die Befürchtung, dass die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich die größte Bedrohung moderner Volkswirtschaften ist (vgl. *manager magazin spezial* Oktober 2014).

Die Verteilungsproblematik rückt bei Wissenschaftlern, aber auch in den Medien stärker in den Blick. Im weiteren Sinn gilt das auch für die Forschung des neuen Nobelpreisträgers 2014, Jean Tirole, mit dem Spezialgebiet Industrieökonomik, der unter anderem die Marktmacht von Großunternehmen analysiert. Es herrscht also durchaus Aufbruchsstimmung in den Wirtschaftswissenschaften. Vor allem die Kombination von Theoriemodellen mit empirischer Forschung, wie sie auch Piketty betreibt, sorgt für neuen Schwung. Er gehört übrigens als einer der Ersten zu den Professoren, die den internationalen Reformaufruf unterzeichnet haben. ●



Die Autorin

Marita Dannenmann, 61, Diplom-Volkswirtin und freie Journalistin, hat in den 1970er Jahren in Bonn und Freiburg studiert. Veranstaltungen anderer Fachbereiche zu besuchen, gehörte damals ganz selbstverständlich zum Studium. Ihre journalistischen Themenschwerpunkte sind: Demografie, Bildung und Beruf.

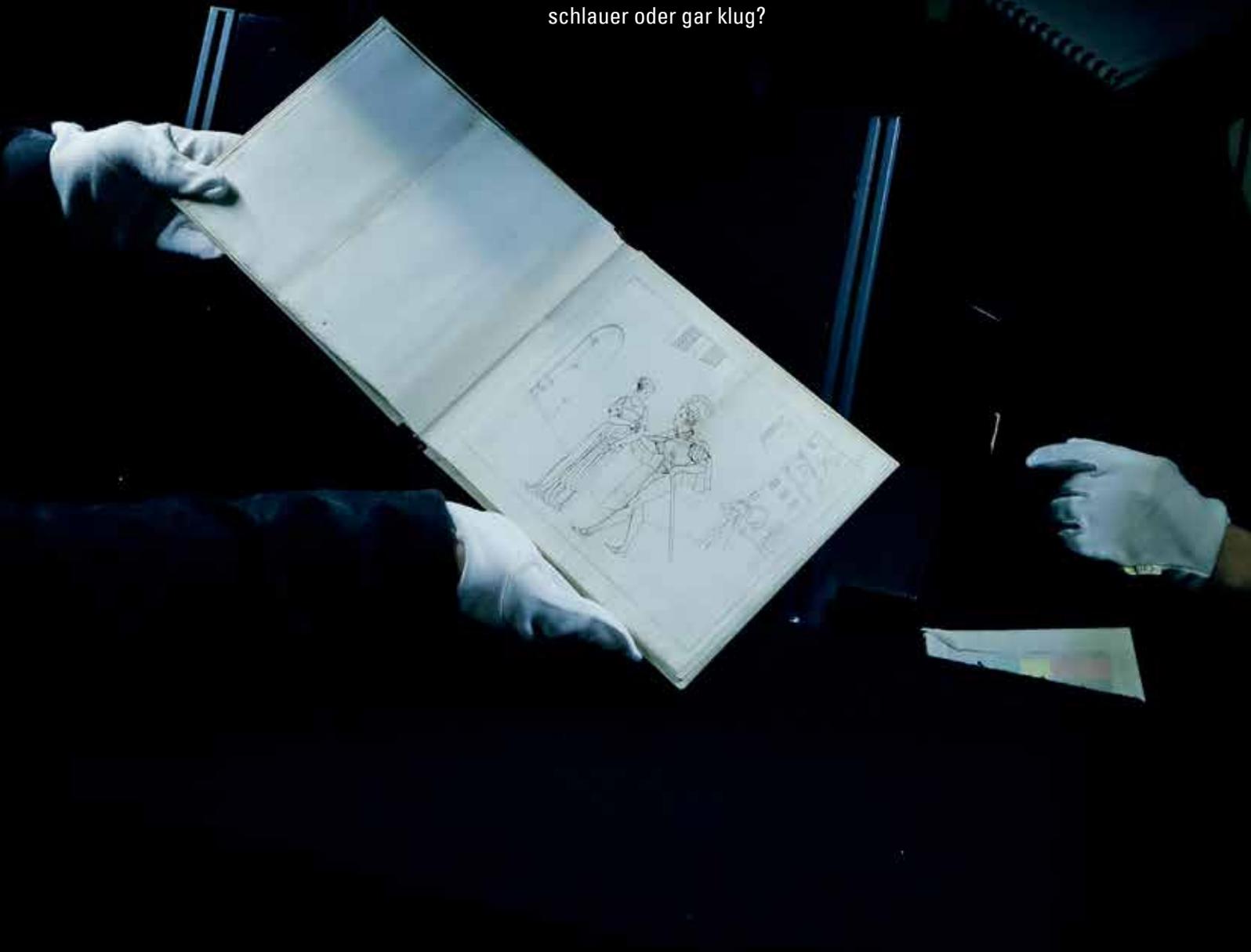
mum.dannenmann@t-online.de

Der tut nix, der will nur rechnen

Wie der Computer Einzug in die Geisteswissenschaften hält

von Bernd Frye

Immer mehr Texte, Töne und Bilder liegen in Bits und Bytes vor. Die Methoden der Digital Humanities werden stetig verfeinert und ermöglichen neue, bisher nicht bearbeitbare Fragestellungen. Auch in Frankfurt scheint die »empirische Wende« unaufhaltsam zu sein. Doch was hat es eigentlich mit dem neuen Forschungsgebiet auf sich, und inwiefern macht es uns schlauer oder gar klug?



Da steh ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor«, klagt Goethes »Faust« nach einer Aufzählung dessen, was er so alles – »habe nun, ach!« – studiert hat. Philosophie gehörte dazu, ebenso Juristerei. »Und leider auch Theologie!«. Genutzt hat's wenig – abgesehen von der subjektiven Erkenntnis, »dass wir nichts wissen können«. Allerdings konnte der Fächerkanon der Goethe-Zeit ein Forschungsgebiet noch nicht kennen, das untrennbar mit dem Computer verbunden ist, die »Digital Humanities«, jene Verbindung von Geisteswissenschaften und Informatik, mit deren Hilfe Inhalte, vor allem auch Texte, digital verfügbar gemacht und ausgewertet werden.

Die Linguistik nutzt die neuen Möglichkeiten schon seit einiger Zeit. Historiker zeigen sich zunehmend aufgeschlossen. Und wenn Frankfurter Literaturwissenschaftler dergestalt auf ihre Gegenstände schauen, geht es oft um Goethe und seinen Faust. Die Forschungen fragen allerdings nicht danach, ob die literarische Figur nach einem Studium der Digital Humanities von einem Pakt mit dem Teufel abgesehen hätte. Obwohl: Es wäre schon interessant gewesen, was Faust von der »empirischen Wende« gehalten hätte. Nach Ansicht von Experten markiert sie den Übergang zwischen den »analogen« Geisteswissenschaften in der herkömmlichen Form und den Digital Humanities.

»Wir können heute Fragestellungen empirisch überprüfen, für die bisher nur theoretisch basierte Hypothesen vorlagen«, sagt Jost Gippert, Professor für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Goethe-Universität. Früher habe man den Eindruck gehabt, dass sich ein bestimmter Sachverhalt auf eine gewisse Weise darstelle. Mittlerweile kann man den Dingen, ihre Digitalität vorausgesetzt, auf den Grund gehen. Diese »empirische« oder auch »digitale Wende« deutete sich vor etwas mehr als 30 Jahren an.

Der ganze Goethe auf Disketten

Es war Ende der 1980er Jahre, als Jost Gippert in einem Goethe-Gedicht die Verbform »frug« auffiel. Der Sprachwissenschaftler fand das ungewöhnlich, weil Goethe seinem Gefühl nach eher »fragte« verwendete. Gipperts Institut hatte damals 30 Bände Goethe auf Disketten. »Die waren tellergroß und kosteten tausend Mark.« Eine Suchabfrage ergab, dass Goethe in der Tat nur in diesem einen Gedicht »frug« geschrieben hat, der Ausreißer war wohl dem Versmaß geschuldet.

»Ohne Computer hätte ich ein Jahr Goethe lesen müssen und danach genau dasselbe gewusst«,

1 + 2 Es werde digital!
Damit Computer mit gedruckten oder gezeichneten Bildern umgehen können, müssen diese erst eingescannt werden – wie hier am Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt. Auf der Illustration holt sich Goethes Faust von Gretchen einen der bekanntesten Körbe der Literaturgeschichte: »Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn.«



2



3

3 »Wir breiten nur den Mantel aus, | Der soll uns durch die Lüfte tragen.« Vielleicht verhelfen die Digital Humanities den bislang weitgehend »analogen« Geisteswissenschaften ja zu ungeahnten Höhenflügen. Das Freie Deutsche Hochstift, auch Träger des Frankfurter Goethe-Museums, verfügt über eine umfangreiche Sammlung von Illustrationen zum »Faust« – auf Papier und digital, darunter »Faust und Mephisto fliegen auf dem Zaubermantel durch die Luft« von August von Kreling (1819–1876).

sagt Jost Gippert. Vor der Digitalisierung war es für Linguisten, Literaturwissenschaftler oder Historiker kaum denkbar, Hypothesen und Theorien am gesamten einschlägigen Material zu verifizieren oder zu falsifizieren. Durch den Einsatz der elektronischen Verfahren – die Schaffung von Datenpools und hierauf bezogenen digitalen Auswertungsmethoden – sei dies, so Gippert, nunmehr möglich geworden.

Der Frankfurter Linguistik-Professor gehört zu den Pionieren der Digital Humanities in Deutschland. Besonders auch seiner Initiative ist die Einrichtung eines Forschungsschwerpunkts zu verdanken, bei dem die Goethe-Universität mit der TU Darmstadt und dem Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum kooperiert. Gefördert wird das interdisziplinäre Verbundprojekt seit rund vier Jahren von der hessischen »Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz«, kurz LOEWE. Die beteiligten Disziplinen reichen von der Sprach-, Literatur- und Geschichtswissenschaft bis zur Informatik. Der LOEWE-Schwerpunkt, der 4,7 Millionen Euro aus Landesmitteln bekommt, trägt den Titel »Digital Humanities – Integrierte Aufbereitung und Auswertung textbasierter Corpora«.

Textbasierte Corpora sind nach bestimmten Kriterien aufbereitete Sammlungen schriftlicher Dokumente verschiedener Sprachen und Genres, seien es Romane, Gedichte oder Theaterstücke, Gesetzestexte, Briefe oder Bibelüber-

setzungen. Im LOEWE-Schwerpunkt werden die Corpora – wenn es sich anbietet – gemeinsam aus dem jeweiligen fachlichen Blickwinkel genutzt. Ein weiterer Fokus liegt im Aufbau einer übergreifenden informationstechnologischen Infrastruktur – Linguisten oder Historiker loggen sich in derselben Arbeitsumgebung ein, die online zur Verfügung steht.

Frankfurt wird zum »Humanities-Zentrum«

»Mit unserem LOEWE-Schwerpunkt haben wir eine Spitzenposition in der sich schnell entwickelnden Landschaft der Digital Humanities in Deutschland errungen«, sagt Jost Gippert, der seit dem Start des Schwerpunkts im Jahr 2011 dessen Koordinator ist. Das Projekt war bereits von Beginn an mit dem Anspruch angetreten, die Basis für einen längerfristigen Forschungsverbund zu legen, der sich dem »digitalen Wandel« in den geisteswissenschaftlichen Fächern widmet. Das konnte eingelöst werden: Nach dem Auslaufen der LOEWE-Finanzierung Ende 2014 gibt es eine Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Unter den rund 40 beim Ministerium gestellten Anträgen gehörte der aus Rhein-Main zu den drei erfolgreichen.

Jost Gippert sieht das Forschungsgebiet »in einer stürmischen Entwicklung begriffen«. Auch das BMBF hat seine Förderung in den vergangenen Jahren kontinuierlich ausgebaut. Bei den Digital Humanities spricht das Wissen-



schaftsministerium auch von »eHumanities«, wobei das »e« nicht nur für »elektronisch« steht, sondern auch für »enhanced«, also »erweitert« oder »verbessert«. Tatsächlich versteht das Ministerium die eHumanities »als Summe aller Ansätze, die durch die Erforschung, Entwicklung und Anwendung moderner Informationstechnologien die Arbeit in den Geisteswissenschaften erleichtern oder verbessern«.

Gemäß der BMBF-Terminologie wird der weitergeführte Forschungsverbund in der Rhein-Main-Region ein »eHumanities-Zentrum« sein. Zu den häufig verwendeten Bezeichnungen gehört auch »Digitale Geisteswissenschaften«. Der vor rund zwei Jahren gegründete Verband nennt sich allerdings »Digital Humanities im deutschsprachigen Raum«. Mittlerweile gibt es an rund einem Dutzend deutscher Universitäten entsprechend ausgerichtete Studiengänge. Auch in Frankfurt wird ein Curriculum vorbereitet.

Trotzdem sind die Digital Humanities als Fachrichtung in größerer Breite noch nicht etabliert und in der allgemeinen Öffentlichkeit nahezu unbekannt. Dabei gelangen die Ergebnisse mancher ihrer Methoden gerade in jüngerer Zeit zu ungeahnter Popularität.

Wer schrieb den »Ruf des Kuckucks«?

Vielleicht hat man ja den Eindruck, dass man eigentlich wie Goethe schreibt und die Chefin wie Ildikó von Kürthy. Um das zu überprüfen, gibt es im Internet den Stiltest »Ich schreibe

wie ...« Die zugrunde liegende Methode ist nicht neu und nennt sich Stilometrie. Sie beruht auf der statistischen Analyse von Wortwahl und Satzbau. Ein zu untersuchender Text wird nach bestimmten Kriterien – auch der Frequenz bestimmter Worte und Wortfolgen – mit Texten verglichen, die sich bereits in der Datenbank befinden und deren Urheber bekannt sind.

Bei einer kleinen literarischen Sensation im Sommer 2013 gelangte die Stilometrie zu einer gewissen Berühmtheit. Auch hier war am Anfang eine Ahnung im Spiel. »I suspect that some years down the road we will hear the author's name is a pseudonym of some famous writer«, hieß es im Online-Kommentar einer Leserin. Und auch Profi-Rezensenten konnten es kaum glauben, dass dieses vorzüglich geschriebene Buch der Debüt-Roman eines bis dahin vollkommen unbekanntem Autors sein soll. War er auch nicht. J.K. Rowling, die Erfinderin von »Harry Potter« hatte den Krimi »The Cuckoo's Calling« (»Der Ruf des Kuckucks«) unter einem Pseudonym geschrieben. Ihre eigenen Bücher, deren statistisch fassbaren Merkmale mit denen des Überraschungswerks abgeglichen wurden, halfen bei der Bestimmung der Autorschaft.

In der Literaturwissenschaft werden Formen der Stilometrie auch zurate gezogen, wenn es darum geht, welcher Epoche ein Autor im Zweifelsfall am ehesten zuzurechnen ist, etwa der Romantik oder aber der Klassik. Einen immer größeren Stellenwert erlangen Methoden der Digital Humanities bei der Edition literaturgeschichtlich bedeutender Werke.

»Die neuen Möglichkeiten sind die Erfüllung eines Traums. Es eröffnen sich ganz neue Felder«, sagt Anne Bohnenkamp-Renken. Die Germanistin ist Professorin für Literaturwissenschaft an der Goethe-Universität und Direktorin des Freien Deutschen Hochstifts, eines der ältesten Kulturinstitute Deutschlands und Träger des Frankfurter Goethe-Museums. Neben seiner Mitwirkung im LOEWE-Schwerpunkt zu den Digital Humanities arbeitet das Hochstift bereits seit 2009 an einer digitalen Ausgabe des »Faust«. Es handelt sich um ein DFG-Projekt in Kooperation mit dem Goethe- und Schiller-Archiv der Klassik Stiftung Weimar und dem Lehrstuhl für Computerphilologie an der Universität Würzburg.

»Unser Anspruch ist es, eine Modelledition zu erstellen, die Standards setzt«, sagt Anne Bohnenkamp-Renken. Die neue,

4 »Soll ich Dir Flammenbildung weichen? Ich bin's, bin Faust, bin Deines Gleichen.« So der Titel dieser Grafik von Carl Friedrich Zimmermann (1796–1820) – eine der 2.500 Abbildungen, die im Teilprojekt »Illustrationen im Umfeld von Goethes ›Faust‹« am Hochstift berücksichtigt werden. Das Freie Deutsche Hochstift gehört neben der Goethe-Universität zu den Kooperationspartnern im LOEWE-Schwerpunkt »Digital Humanities«. Im Rahmen des LOEWE-Verbundes arbeiten Linguisten und Literaturwissenschaftler, Historiker, Kunsthistoriker und Informatiker. Weitere Forschungsprojekte beschäftigen sich mit der Überlieferung von Bibelhandschriften sowie dem Bedeutungswandel charakteristischer Begriffe über die Jahrhunderte.



sogenannte historisch-kritische Edition enthält erstmals die gesamte relevante Überlieferung des Werks. Dazu gehören rund 2.000 Handschriftenseiten Goethes sowie die zu Lebzeiten des Autors erschienenen Drucke. Ergänzt wird die digitale Sammlung durch zahlreiche Zeugnisse zur Entstehung – Briefe, autobiografische Äußerungen und Gesprächsberichte von Zeitzeugen. Zwischen zwei Buchdeckel würde das kaum passen.

Per Mausclick durch das »Faust«-Universum

Die schiere digitale Materialfülle ist noch kein Wert für sich. Anders als bei den ersten digitalen Editionen verschiedener Autoren und ihrer Werke in den 1980er Jahre, deren – so Bohnenkamp-Renken – »größter und oft einziger Vorzug die Durchsuchbarkeit des Textes war«, kann man jetzt per Mausclick im ganzen Faust-Universum navigieren. Die Forschung darf sich freuen, und auch die breitere Öffentlichkeit erhält einen Einblick in die Werkstatt des Dichters, in der über einen Zeitraum von mehr als 60 Jahren eines der wichtigsten Werke der deutschen Literatur entstanden ist.

Eine Hauptaufgabe historisch-kritischer Editionen ist es, Vorstufen und Varianten von Texten zu dokumentieren und zu bewerten. Dass es ausgerechnet zu Goethes »Faust« keine solchen

Der digitale Faust wird das Werk in der gesamten Breite seiner Entstehungsgeschichte umfassend erschließen. In der neuen Digital-Ausgabe ist es beispielsweise möglich, sich alle bekannten Vorstufen und Varianten einer Textzeile anzeigen zu lassen. Auch kann man virtuell in den Handschriften blättern und selbst sehen, wo Goethe ein Wort gestrichen oder hinzugefügt hat. Und für diejenigen, die Goethes Handschrift nicht entziffern können, gibt es eine sogenannte Umschrift, also eine Übertragung in »Druckbuchstaben«, die die räumliche Anordnung der Wörter in den Handschriften aufgreift.

Die faustische Edition könnte bereits im Sommer 2015 online gehen. Sie soll mit allen ihren digitalen Möglichkeiten für die Öffentlichkeit frei verfügbar sein. Die Ausgabe des Freien Deutschen Hochstifts und seiner Partner ist eine Hybridedition. »Bestimmte Eigenschaften von Büchern wie die gewohnte Orientierung und das leichte Durchblättern können durch elektronische Editionen nicht oder nur unvollkommen nachgebildet werden«, sagt die Direktorin des Hochstifts, Anne Bohnenkamp-Renken. Deshalb soll es eine dreibändige Buchausgabe zu kaufen geben, mit einem Lesetext und ausgewählten Handschriftenfaksimiles.

Des »Pudels Kern« auf dem Bildschirm

Das Goethe-Museum des Frankfurter Freien Deutschen Hochstifts verfügt über eine umfangreiche Sammlung von Illustrationen zum »Faust«. Die rund 2.500 grafischen Blätter und Buchseiten vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart zeigen Gretchen in der Kirche, Faust im Studierzimmer oder wie sich ein schwarzer Pudel in Mephisto verwandelt (womit dann der Teufel als »des Pudels Kern« in das Geschehen eingreift). Bei der Mitwirkung des Hochstifts am LOEWE-Schwerpunkt stehen diese Abbildungen im Zentrum des Teilprojekts »Illustrationen im Umfeld von Goethes »Faust««.

Die digitalisierten Illustrationen bilden in ihrer Gesamtheit nun ein »Bildcorpus«. Die ungleich anspruchsvollere Aufgabe bestand darin, eine Software zu entwickeln, mit deren Hilfe man eine Verknüpfung zwischen den Bildinhalten und den korrespondierenden Textstellen herstellen kann: Auf welchen Vers bezieht sich der Illustrator, und gibt er den Text genau wieder, oder handelt es sich um eine freie Interpretation? Das Bildcorpus soll auch Aussagen über das Verhältnis der Illustrationen untereinander ermöglichen und Einblicke in die Rezeptionsgeschichte des Dramas geben.

Die Illustrationen werden auf einer Online-Plattform frei zugänglich gemacht. Die technischen Grundlagen für Auswertung und Verknüpfung stammen vom Text Technology Lab der Goethe-Universität, das auch bei den

5 Auge in Auge mit der EDV. Computer machen große Sammlungen und ganze Bibliotheken per Mausclick verfügbar. Sie liefern Verknüpfungen und Einblicke, die bisher kaum denkbar waren. Doch ohne den Menschen wüsste die Maschine gar nicht, worum es geht. Melanie Blaschko (links) und Anika Kindervater, Mitarbeiterinnen des Faust-Illustrationen-Projektes, versehen die digitalisierten Grafiken mit Annotationen, Stichwörtern und Beschreibungen, die für die weiteren Forschungen unerlässlich sind.



5

modernen Standards genügende Ausgabe gibt, ist ein erstaunliches Desiderat, das Albrecht Schöne – einer der renommiertesten Forscher auf diesem Gebiet – vor 20 Jahren als »nationale Schande« bezeichnete. Die Einbeziehung der neuen Medien bietet nun die Möglichkeit, neue Wege zu beschreiten und dem Nutzer unabhängig von den Einschränkungen des Buchformats das vollständige Archiv aufbereitet zur Verfügung zu stellen und die Daten je nach Interesse abrufbar zu machen.

laufenden Arbeiten mit den Kunst- und Literaturwissenschaftlern des Freien Deutschen Hochstifts kooperiert. Geleitet wird das Text Technology Lab von Alexander Mehler, Professor für Texttechnologie / Computational Humanities. Sein Aufgabengebiet ist der computer- und informationswissenschaftliche Kern des LOEWE-Schwerpunkts und anderer Projekte im Bereich der Digital Humanities.

Vorsicht, »feindliche Übernahme«?

Ohne die Expertise von Alexander Mehler und seinem Team blieben die Humanities in Frankfurt weitgehend analog. Die Geisteswissenschaften allgemein sind auf eine Zusammenarbeit mit der Informatik angewiesen, um Erkenntnisse zu gewinnen, die mit den bisherigen Instrumenten nicht möglich waren. Trotzdem gibt es in der geisteswissenschaftlichen Community eine lebhaft diskutierte Diskussion über einen möglichen »Ausverkauf an die Informatik«, verbunden mit der Furcht vor einer »feindlichen Übernahme« durch ihre Dogmen.

Alexander Mehler plädiert für einen »interdisziplinären Dialog zwischen den Wissenschaftskulturen«, der von »beiden Seiten selbstbewusst« geführt wird. Manche Animositäten beruhen ganz einfach darauf, dass man spezifische Methoden und Erkenntnisprozesse des jeweils anderen Faches nicht kenne oder missverstehe. Ein Informatiker müsse auch erst lernen, was sich hinter der Hermeneutik, der geisteswissenschaftlichen Vorgehensweise des Verstehens und Interpretierens, verbirgt. Alexander Mehler sieht die Digital Humanities – er selbst bevorzugt den Ausdruck »Computational Humanities« – auf dem Weg zu einer eigenständigen Disziplin. Das hätte auch den Vorteil, dass ihre Vertreter die beteiligten Fächer soweit kennen, dass sie vor falscher Furcht oder übertriebenen Erwartungen gefeit sind.

Manche der neuen Vorgehensweisen und Fragestellungen, so Mehler, erhielten ihre Prägung erst an der Nahtstelle zwischen Geisteswissenschaften und Informatik. Das zeige sich etwa bei intertextuellen Strukturen, die allein an Textmengen beobachtbar sind, deren Größe nur computerbasiert zu bewältigen ist.

Gegenstände des LOEWE-Schwerpunkts sind auch Corpora älterer Sprachen, die im Hinblick auf die wechselseitige Beeinflussung von Texten untersucht werden. Manche Texte – in diesem Fall Handschriften, die digitalisiert worden sind – haben eigentlich denselben Inhalt. Sie unterscheiden sich aber trotzdem, manchmal nur in winzigen Details, andere Fassungen liegen sehr weit auseinander. So ist es zum Beispiel bei Bibeltexten in altgeorgischer Sprache, die alle die vier Evangelien zum Inhalt haben. Wer hat nun von wem abgeschrieben, und welche Fassung war die erste, die wiederum als

Übersetzung aus einer anderen Sprache Eingang ins Altgeorgische gefunden hat?

Diese Frage gehört zu einem LOEWE-Projekt unter Leitung des Sprachwissenschaftlers Jost Gippert. Ihre Beantwortung zielt auf die Klärung von Verwandtschaftsverhältnissen, die sich auch in einem Stammbaum darstellen lassen.



6

Doch wie macht man das? Um diese Aufgabe kümmert sich Armin Hoenen. Er gehört zum Text Technology-Team von Alexander Mehler. Eines seiner Spezialgebiete ist die Stemmologie, die – vereinfacht gesagt – Lehre von der Erstellung eines Stammbaums. »Wenn eine Handschrift kopiert wird, entstehen Abweichungen. Und diese Varianten vermehren sich von Abschrift zu Abschrift«, so Hoenen, der über die computergestützte Stemmologie promoviert.

Wie die Genetik dem Altgeorgischen hilft

Im Prinzip werden die Texte Wort für Wort miteinander verglichen. Texte mit größeren Trefferquoten – dieselben Worte sind an derselben Stelle identisch – deuten auf einen höheren Verwandtschaftsgrad hin. Bei 15 Texten von jeweils 10.000 Worten Länge muss man beispielsweise mehr als eine Million Wortpaare miteinander vergleichen. »Das ist für einen Menschen kaum zu leisten, für einen Computer aber kein Problem«, so Hoenen. Die Herausforderung besteht allerdings in den Algorithmen, den Programmschritten, mit denen man am schnellsten und zuverlässigsten zum Ziel kommt. Und hier lässt sich immer noch etwas dazulernen.

Diese Weiterentwicklung ihres eigenen Fachgebiets ist Informatikern wichtig. Eine Lösung, die in einem Zusammenhang gefunden

6 Dieser Pudel gleicht eher einem Höllenhund. In Goethes Faust verwandelt er sich in Mephisto. Das Verbundprojekt zu den Digitalen Geisteswissenschaften braucht keinen übernatürlichen Beistand, um weitere Erkenntnisse zu sammeln. Im Anschluss an die bisherige Finanzierung gibt es eine Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung.

wurde, kann auch in einem anderen nützlich sein. »In diesem Sinne ist die Informatik transdisziplinär«, so Armin Hoenen. »Sie betrachtet die Probleme als solche, während ihre konkrete Manifestation in der Biologie, Chemie, Medizin, Geschichts- oder Sprachwissenschaft die Dimension ist, die die jeweiligen Fachwissenschaften betrifft.« Bei seiner Arbeit mit den altgeorgischen Texten helfen dem Informatiker, der auch Biologie und Linguistik studiert hat, Erkenntnisse, die im Bereich der Biologie gemacht wurden. Und vielleicht kann ja auch die Biologie, und hier besonders die Genetik, zunehmend von Algorithmen profitieren, die sich wiederum in den Digital Humanities bewährt haben.

Der stete Fortschritt der digitalen Möglichkeiten könnte auch einer noch im Verborgenen blühenden Forschungsposition helfen, ihr volles Potenzial zu entwickeln. Die Historische Semantik entstand in den 1960er Jahren. Auf Sprache und Texte bezogen untersucht sie den Wandel charakteristischer Begriffe und ihrer Bedeutung in der Geschichte und für die Geschichte: Welche Mentalitäten, Orientierungen und Ideologien treten in diesen Begriffen zutage? Was sagt ihr Gebrauch über die jeweilige Zeit aus?

»Erst heute haben wir die technischen Mittel, um den alten Texten diese Informationen auch wirklich zu entlocken«, sagt Bernhard Jussen, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Goethe-Universität. Wenn die Historische Semantik Phänomenen des Sprachwandels nachspürt, sucht sie in Texten nicht nur nach den einzelnen Worten,

sondern auch nach den Wortgruppen oder Wendungen, mit denen sie gemeinsam auftreten. Dieser Zusammenhang – das sogenannte semantische Feld – lässt nähere Aussagen zur Verwendung eines Wortes zu. Solche Ko-Okkurrenzen, das gemeinsame Auftreten bestimmter Wörter, »von Hand« herauszusuchen, ist nur in einem sehr begrenzten Umfang möglich.

Ein Computer kennt keine Deutungstraditionen

Die computergestützte Historische Semantik des Frankfurter Projekts kann wesentlich dazu beitragen, etablierte Annahmen zu korrigieren. »Ein Computer versteht

nichts von geisteswissenschaftlichen Deutungstraditionen, er zählt einfach«, so Jussen. Manche Ausdrücke, die bislang große Aufmerksamkeit genossen hätten, seien gar nicht verbreitet gewesen. In der Forschung gelte etwa »christianitas« als eine Leitvokabel des mittelalterlichen Denkens. »Mit den neuen Verfahren können wir nun sehen, dass »christianitas« gar keine politische Konzeptvokabel war und dass sie genau in den Texten, die in der Ideengeschichte im Fokus stehen, geradezu gemieden wird.«

Die Forschungen auf dem Feld der Computational Historical Semantics gehören einerseits zum Leibniz-Projekt »Politische Sprache im Mittelalter« unter Leitung von Bernhard Jussen. Andererseits sind sie Bestandteil des LOEWESchwerpunkts. In Kooperation mit dem Text Technology Lab des Informatikers Alexander Mehler entstand in den letzten Jahren das weltweit größte frei zugängliche lateinische Wortformen-Lexikon, das »Frankfurt Latin Lexicon«, mit derzeit gut acht Millionen Wortformen. Diese Datenbank wird auch dafür gebraucht, um in den Texten nach verschiedenen grammatischen Formen eines Wortes zu suchen. Das eigentliche Analyse-Werkzeug zur Interpretation historischer Sprachwandelphänomene ist ebenfalls schon im Einsatz. Die webbasierte Anwendung für die Breitennutzung heißt CompHistSem (Computational Historical Semantics), für Experten HSCM (Historical Semantics Corpus Management).

Ab Anfang 2015 steht die erste umfassende geschichtswissenschaftliche Untersuchung auf dem Programm. Dann erforscht eine internationale Gruppe von Mittelalterhistorikern die politische Sprache der Karolingerzeit, die in der Gesellschaft keine Trennung zwischen dem religiösen und dem politischen Bereich kannte. Die digitale Technik steht bereit. Schon die Version für Informatik-Laien ist überaus leistungsfähig – und dabei einfach zu bedienen. Ausreden gelten nun nicht mehr. Bernhard Jussen: »Wir hoffen, grundsätzlich in die Arbeitsweise der Zukunft einzugreifen. Ich wollte, dass es für Historiker einfacher ist, das Tool zu benutzen, als es nicht zu benutzen.«

Damit ist in diesem Fall wohl auch die Sorge ausgeräumt, dass nur »Nerds« die computerbasierten Möglichkeiten nutzen können. Doch wie steht es mit Goethes Faust? Wäre er nach dem Studium der Digital Humanities klüger geworden? Wahrscheinlich nicht. Denn Faust wollte nichts weniger wissen, als »was die Welt im Innersten zusammenhält«. Dafür ist die elektronische Datenverarbeitung dann doch nicht zuständig. Obwohl: Im Sommer 2013 soll Informatikern der Beweis für die Existenz Gottes gelungen sein; sie haben eine logische Konstruktion des Mathematikers Kurt Gödel erfolgreich mit dem Computer nachvollzogen. Aber das ist wohl ein anderes Thema. ●



Der Autor

Bernd Frye, 50, studierte Politikwissenschaften, Germanistik und Philosophie – und hat einen Computer. Was allein ihn aber, wie er jetzt weiß, noch lange nicht zum Digitalen Humanisten macht. Er arbeitet im Hauptberuf als Presse-referent am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« an der Goethe-Universität und als freier Autor regelmäßig auch für »Forschung Frankfurt«.

bernd.frye@em.uni-frankfurt.de

19. OKTOBER 2014
— 8. FEBRUAR 2015



WUNDERBARE DINGE

100 JAHRE
SAMMLUNGEN
DER GOETHE-UNIVERSITÄT

MUSEUM GIERSCH
SCHAUMAINKAI 83
60596 FRANKFURT / M.



MUSEUM
GIERSCH

DIC

FAMILIE MAYER

Frankfurter Volksbank

Interessengemeinschaft
FRANKFURTER KREDITINSTITUTE

STIFTUNG
GIERSCH

AUSSTELLUNGEN

»Ich sehe wunderbare Dinge« 100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität

Als Howard Carter 1922 zum ersten Mal im Tal der Könige ins Grab von Tutenchamun blickte, sagte er: »Ich sehe wunderbare Dinge«. Unbekannte Schatzkammern verbergen sich auch in den Depots, Büros, Archivräumen oder auf den Dachböden der Goethe-Universität und ihrer Kooperationspartner, wo die über 40 Sammlungen lagern. Millionen Objekte aus 4,6 Milliarden Jahren sind in über 100 Jahren Forschung und Lehre entstanden und gesammelt worden. Sie lesen sich wie ein Kaleidoskop der Erd- und Menschheitsgeschichte. Erstmals gibt die Jubiläumsausstellung zur Hundertjahrfeier der Goethe-Universität in einem Gemeinschaftsprojekt der Medizin, Geistes- und Naturwissenschaften sowie der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Einblick in das breite Spektrum ihrer Bestände. Die Goethe-Universität öffnet ihre Archive und Schatzkammern und präsentiert 450 der schönsten, interessantesten und faszinierendsten Stücke im Rahmen der Ausstellung »Ich sehe wunderbare Dinge« im MUSEUM GIERSCHE. Die Ausstellung, die bis zum 8. Februar 2015 läuft, ist bewusst nicht nach Sammlungen gegliedert, sondern nach Themen, die relevante Aspekte des menschlichen Lebens ansprechen und in den Sammlungsobjekten aufscheinen wie beispielsweise Glaube, Idealbild, Wanderung, Bewegung, Emotionen, Protest oder Tod. Kurzfilme über 82 Wissenschaftler und Studierende zeigen auf humorvolle Weise, dass Forschung nicht trocken sein muss, sondern lebendig und spannend sein kann. An einem Terminal abrufbar ist die im Juli 2014 eröffnete Online-Plattform zu den Sammlungen mit anschaulich geschriebenen Objekterzählungen von Studierenden.

Charlotte Trümpler

Der Katalog zur Ausstellung »Ich sehe wunderbare Dinge. 100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität«, Hrsg.: Charlotte Trümpler, Judith Blume, Vera Hierholzer, Lisa Regazzoni, Ostfildern 2014, Hatje Cantz Verlag, ISBN 978-3-7757-3844-6, 400 Seiten, 664 Abbildungen, plus DVD mit Forschungsfilmern, 20 Euro (Museum), 35 Euro (Buchhandel).



» Sollte Kunst die Natur nachahmen, oder sollte sie die Natur übertreffen und über die Nachahmung hinaus zu neuer Erfindung fortschreiten?«

Ernst Hartwig Kantorowicz (1895 – 1963, Historiker, 1930 – 1933 Professor an der Goethe-Universität)



Idealbild

*»Der Tod
ist die große
Gelegenheit,
nicht mehr Ich
zu seyn.
Wohl dem,
der sie
benutzt«*

Arthur Schopenhauer (1788–1860, Philosoph)

Sofa von Artur Schopenhauer
Auf diesem Sofa wurde Artur Schopenhauer
am 21. September 1860 von seinem Arzt tot
aufgefunden.





TOD

HUNDERT.

Die Goethe-Universität in 100 Dingen

Die wahre Beschaffenheit der Dinge bleibt den Menschen oft verborgen. In Falle der hundert Dinge, die wir für die Jubiläumsausstellung des Universitätsarchivs Frankfurt ausgewählt und in »HUNDERT« für 100 Tage in der Eingangshalle des IG Farben-Hauses sichtbar gemacht haben, ist dieses Dictum Wielands wörtlich zu verstehen: Neben tausenden Blättern, zusammengeschnürt oder gereiht zwischen Aktendeckeln geschützt, um sie für mindestens 500 Jahre vor dem Verfall zu bewahren, liegen Archivboxen mit dreidimensionalen Gegenständen, die genauso einmalig sind wie jedes Stück Papier in unserem Magazin. Nur wir Archivare wissen von der Existenz dieser Dinge und wehren uns täglich mit größerem Erfolg dagegen, zu viele unserer Geheimnisse preiszugeben. Der Archivar ist weder Sammler, ein lückenloser Bestand kann keinem ernsthaften Historiker recht sein, noch Aufklärer. Hätte er Zeit, dann schriebe er ein Buch auf Grundlage der Akten, die in den letzten neunundneunzig Jahren nie eine Wissenschaftlerin (oder ein Forscher) bestellt und eingesehen hat. Bezogen auf die Bestände des Universitätsarchivs Frankfurt ist das die große Mehrheit der Akten.

Ziel von HUNDERT war es nicht nur, den Gründungsmythos der »Stiftungsuniversität Frankfurt« weiterzugeben, um den einen oder anderen Aspekt zu erweitern und zu kritisieren (hier erfüllen wir voller Mut eine Forderung eines der drei geistigen Väter dieser akademischen Korporation), Ziel der Ausstellung war es vor allem, einzelne Geschichten aus hundert Jahren in Dingen zu formieren und im Rahmen einer Präsentation zu ordnen. Der Namensgeber fand hierfür die Formulierung: »Die Geschichte denkt uns vor«.

100 Dinge in 64 eigens dafür gebauten Zeitkapseln sollten zuerst einmal erfreuen und die Neugier an der Geschichte dieser 100 Jahre jungen Institution wecken. Mit den Fotografien und den kleinen Texten zu den 100 Dingen wollten wir weniger belehren, sondern – idealerweise – viele Kommilitoninnen und Kommilitonen dazu anregen, sich ihre eigene Meistererzählung von der hundert Jahre alten Universität Frankfurt auszudenken. So nahmen für uns Blindgeborene die Dinge für 100 Tage sichtbare Gestalt an.

Michael Maaser

Die Ausstellung »HUNDERT. Die Goethe-Universität in 100 Dingen« kuratierte der Archivar der Universität Frankfurt, Dr. Michael Maaser. Die Zeitkapseln entwarf der Designer und Künstler Lars Contzen. Lars Contzen machte auch die Fotos. Für das Licht sorgte Joerg Obenauer. Die Objektbeschreibungen (rechts) sind dem Ausstellungskatalog entnommen.



1



1 Weihnachtsgruß (1984)

Professor Dr. Bernhard Grzimek, 1954 bis 1974 Direktor des Frankfurter Zoos, war einem breiten Publikum durch seine Filme und seine Fernsehserie »Kein Platz für Tiere« bekannt. Gegenüber seinen Kollegen pflegte er gelegentlich einen etwas eigenen Humor, wie sein Geschenk an den Direktor des Instituts für Anthropologie belegt.

2 Mitstreiter (2003)

Seit zwölf Jahren lädt die Universität im Herbst Acht- bis Zwölfjährige zu Vorlesungen ein. In einer Woche entdecken die Kinder, dass es auch ein Leben nach der Schule gibt. Viele Schüler werden nach ihrem Abitur Kommilitonen.

3 Hirnforschung (1945)

Der »Cube Test« ist Teil des »Goldstein-Scheerer Tests of Abstracts and Concrete Thinking«, mit dem sich Denkstörungen experimentell feststellen lassen. Den Versuch entwickelte der Neurologe Kurt Goldstein (1878–1965), Schüler und Assistent von Ludwig Edinger, Leiter des »Instituts zur Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen« und ordentlicher Professor für Neurologie an der Frankfurter Medizinischen Fakultät. Im April 1933 musste Goldstein in die USA emigrieren.

4 Fruchtkörper (1966)

Der Universitätsbaumeister Ferdinand Kramer kümmerte sich um jedes Detail. Er verstand sich nicht nur als Architekt, sondern auch als Innendekorateur. Selbst die Obstschale für das Rektorat trug das von ihm entworfene Uni-Logo.

5 Augenschein (1931)

Die Augenfarbentafel stammt aus der Sammlung des Anthropologen Franz

Weidenreich. 1933 musste Weidenreich Frankfurt verlassen und emigrierte nach China. Seit 1941 war er am »American Museum of Natural History« in New York tätig.

6 Mikrokosmos (1968)

Kieselalgen erzeugen einen großen Teil des Sauerstoffs auf der Erde. Wer diese Lebewesen erforscht, wie die Frankfurter Biowissenschaftler, der muss jedoch ganz genau hinsehen, denn Kieselalgen sind mikroskopisch klein. Nur wenige Arten werden bis zu zwei Millimeter groß.

7 Burgtheater (1960)

Aus der einen Ecke des letzten Raumes im Historischen Seminar im 5. Stock des »Philosophicum« erinnerte Alexander Zschickes Kantorowicz-Büste an dessen Studie »Die zwei Körper des Königs«, aus der anderen Ecke mahnte das »Ausgang«-Schild Ferdinand Kramers mit Kants Dictum: »Aufklärung ist der AUSGANG des Menschen aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit.« Über solche Notausgangslichter stritten sich weder Professorer Studierende.





3



4



5



6



2



7



FORSCHUNG FÖRDERN

Die Dame mit dem Hut

100 Jahre selbstbestimmtes Leben – Die Stifterin Dagmar Westberg

von Astrid Ludwig

Dagmar Westberg schaut nicht verbittert auf ihre gestohlene Jugend während der Nazizeit; die 99-jährige Stifterin engagiert sich lieber hier und jetzt aktiv für junge Wissenschaftler und zukunftsweisende Forschungsprojekte an der Goethe-Universität.

Nachlässigkeit akzeptiert die Wahl-Frankfurterin Dagmar Westberg nicht – auch nicht im hohen Alter, da zeigt sich ihre hanseatische Erziehung. In beiger Bluse und Hose sitzt die alte Dame auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer im Westend – sorgfältig geschminkt und frisiert. Sie ist klein, zart und unglaublich agil. »Älter werden, damit fangen wir gar nicht erst an«, lautet ihr Lebensmotto. Auf dem Couchtisch zwei Gläschen für ihren Liebessherry und kleine Köstlichkeiten aus selbst zubereitetem Forellenmus – alles schön gerichtet, darauf legt sie Wert! Und wenn sie zu einer der vielen Einladungen aus dem Haus geht, dann niemals ohne Hut.

Ein Doppeljubiläum: Goethe-Universität und ihre Stifterin feiern gemeinsam Geburtstag

Im Dezember feiert Dagmar Westberg ihren 100. Geburtstag. Im Städel wird ein großer Empfang stattfinden. Die umfangreiche Gästeliste stellt sie selbst zusammen. »Ich habe Simon gefragt, ob er Musik für mich macht. Leider hat er keine Zeit.« – »Simon?« – »Ja, Sir Simon Rattle.« Den Kontakt zu dem britischen Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker hat die alte Dame vor einigen Jahren selbst aufgebaut. Sie ist wissbegierig und kontaktfreudig – diese Eigenschaften charakterisieren sie besonders.

Dagmar Westberg wurde 1914 in Hamburg geboren. »Ich bin so alt wie die Goethe-Universität. Das passt doch gut zusammen«, lacht sie. Eine Liaison, die seit 2009 währt und mit dem Dagmar Westberg-Universitätsfonds, dem nach ihr benannten Preis und mit der jährlichen Dagmar Westberg-Vorlesung in den Geistes- und Humanwissenschaften ihren Ausdruck findet. Zum 100. Geburtstag plant sie, der Hochschule ein weiteres Geschenk zu machen; aber das vertritt sie noch nicht.

Der Universität fühlt sie sich auch wegen ihres berühmten Namensgebers verbunden. Ihr Vater, ein Anwalt, dessen Familie aus Riga stammte, war ein großer Goethe-Freund. Vor der Familie zitierte er aus Goethes Werken und schrieb auch selbst gern Verse. »Das habe ich von ihm geerbt.« Unlängst hat Dagmar Westberg übrigens ihre Biografie veröffentlicht.

Die unerwartete Ankunft des sechsten Kindes

Im Esszimmer der Hamburger Anwaltsfamilie wuchs Dagmar Westberg mit Bildern von Emil Nolde und anderen Meistern auf. Der Vater legte großen Wert auf eine gute Ausbildung seiner Kinder. Dagmar Westberg, die Jüngste von sechs Geschwistern, war sein Augapfel. Mit ihr hatte niemand gerechnet, berichtet die alte Dame schelmisch schmunzelnd: »Nachdem mein Bruder Olaf geboren war, sagte die

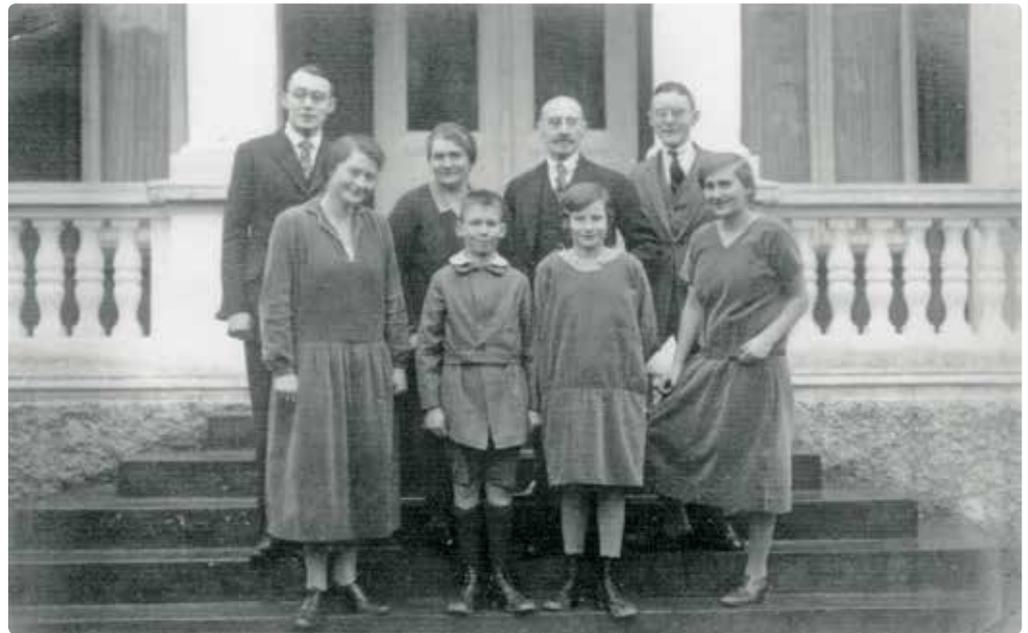
Hebamme: »Da kommt noch eins – und das war ich.« Sie hat Humor, eine Mischung aus trockenem Hamburger Witz und Berliner Schnauze. Ihr Großneffe Martin Hahn, ein Mediziner, beschreibt seine Tante »Daggi« nicht nur als »unglaublich diszipliniert und energisch«, sondern auch als »eine Frau, die immer sagt, was sie denkt und sich nicht darum kümmert, ob sich andere aufregen«.

Als Kleinste fühlte sich Dagmar Westberg in ihrer Kindheit von den Geschwistern stets gegängelt und herumkommandiert. Von den

von den Nazis als »Halbjüdin« angesehen wurde. Einen »Webfehler« nennt sie das heute mit ironischer Distanz. »In unserer Familie gab es keine jüdische Tradition, meine Eltern waren evangelischen Glaubens, hatten christlich geheiratet.« Als die Nürnberger Rassengesetze 1933 in Kraft traten, war Dagmar Westberg 19 Jahre alt: »Man kann sich heute gar nicht vorstellen, wie belastend das war.« So verbot das »zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« erlassene Gesetz auch die Eheschließung zwischen Juden und Nichtjuden.



1



2

1 Dagmar Westberg, 1939.

2 Silberhochzeit der Eltern, 1926.

3 Blankenese 1928, auf dem Süllberg – Geburtstagsfeier des Vaters zum 56.

4 Dagmar Westberg und ihr VW Käfer.

drei Mädchen war sie schließlich das einzige, das Abitur machte – an einem Knabengymnasium. Sie wollte raus aus dem Dunstkreis der Familie, und der Vater ermunterte sie zu einem Aufenthalt in England. Mit 20 Jahren fuhr sie 1934 mit dem Schiff von Hamburg nach Großbritannien und legte auf einem privaten College im Süden der Insel ein Sprachexamen ab. Dort erwarb sie die Englisch-Kenntnisse, die ihr später das Überleben sichern sollten.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten veränderte sich ihr Leben schlagartig, erinnert sich Dagmar Westberg. Nach dem College wollte sie eigentlich in England bleiben, hatte bereits eine Stelle als Lehrerin an der Lyton School nahe London in Aussicht. Doch das Verhältnis zwischen Deutschland und England verschlechterte sich zusehends. Im Sommer 1936 wurde ihr Visum nicht verlängert, und sie musste ausreisen.

Die Rückkehr gestaltete sich schwierig. 1933 hatte sie erstmals erfahren, dass ihre Mutter aus einer jüdischen Familie kam und sie deshalb

»Wir ›halbjüdischen‹ Mädchen blieben zwangsweise solo – und das in meinen besten Jahren.« Dagmar Westberg hat auch nach dem Ende der NS-Herrschaft nicht geheiratet. Auch wenn sie viele Freunde hatte, ihre Unabhängigkeit schätzt sie bis heute.

Zurück aus England arbeitete die junge Frau zunächst in einem Hamburger Exportbüro, 1939 vermittelte ihr ihr Vater eine Stelle beim amerikanischen Generalkonsulat der Hansestadt. Dort blieb sie, bis 1941 die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und den USA abbrachen. Sie wechselte nach Berlin und arbeitete dort zunächst bei einem Patentanwalt. Ihre Familie in Hamburg kam bis Kriegsende glimpflich davon. Doch in Berlin erlebte sie die grausame Realität, als sich der Anwalt, dessen Frau jüdischer Herkunft war, mit seiner Familie das Leben nahm.

Die Amerikaner retten ihr das Leben

Die zarte, kleine Frau muss in den folgenden Jahren gleich mehrere Schutzengel gehabt

haben. Sie schaffte es, 1943 eine Anstellung in der Schutzmachtteilung der Schweizer Botschaft in Berlin zu finden. Hier wurden auch die Interessen der Amerikaner und anderer kriegsführender Länder wahrgenommen, berichtet sie. Die Beschäftigung in der Schweizer Botschaft verschaffte ihr einen sicheren Status. Der schützte sie auch bei einem kurzen Ferienaufenthalt in Kitzbühel vor der Verhaftung, als dort eines Nachts die Gestapo an ihre Hotelzimmertür hämmerte, um ihre Papiere zu kontrollieren.

»Frankfurt ist meine zweite Heimat.« Hier konnte sie als unabhängige Frau leben, die in den 1950er Jahren bereits den Führerschein machte und bald ihr eigenes Auto fuhr. Auch finanziell war Dagmar Westberg durch das Vermögen ihrer Familie unabhängig. Der von ihr noch heute sehr verehrte Großonkel Oscar Troplowitz entwickelte die kleine Pharmafirma, die er von dem Apotheker Carl Paul Beiersdorf aus Altona gekauft hatte, zum weitverzweigten Unternehmen Beiersdorf, das so nützliche Dinge wie Nivea Creme, Hansaplast und Tesafilm auf den Markt gebracht hat.



3



4

Unter dem Eindruck des verheerenden Bombenkriegs wurde ihre Abteilung von Berlin in die Nähe von Wangen – nicht weit von der Schweizer Grenze – verlegt. Dort erlebte sie das Ende des Nazi-Terrors. Im Mai 1945 wurden die diplomatischen Zuständigkeiten der Schweizer Schutzmacht wieder an die Alliierten zurückübertragen, und Dagmar Westberg wurde mit der Schweizer Botschafts-Abteilung nach Bad Homburg versetzt, da das nahe Frankfurt auch der Sitz der amerikanischen Militärregierung war. 1946 kehrte sie dann in den Dienst der US-Diplomaten zurück – allerdings in Frankfurt. Dagmar Westberg war dabei, als das amerikanische Generalkonsulat in der Bockenheimer Anlage eröffnet wurde, und auch beim späteren Umzug in die Siesmayerstraße. Während dieser Zeit lernte sie auch bekannte Persönlichkeiten wie Colin Powell kennen, der als Drei-Sterne-General in die Bundesrepublik berufen war und später US-Außenminister werden sollte. »Den Amerikanern«, betont Dagmar Westberg, »habe ich viel zu verdanken.«

»Sympathische Kosmopolitin« und »großherzige Mäzenin«

Gern hätte sie studiert: »Journalismus oder Theaterwissenschaften. Als junge Frau wollte ich Schauspielerin werden.« Ihren Interessen für Kunst und Wissenschaft ging Dagmar Westberg ohne Studienabschluss intensiv nach. Schon als junge Frau war der früh verstorbene, kinderlose Großonkel mütterlicherseits Oscar Troplowitz ihr Vorbild als Kunstmäzen. »Ich war erst vier, als er starb und habe ihn leider nie richtig kennengelernt, aber viel über ihn erfahren.« Troplowitz war ein Unternehmer, der sich für sein Personal engagierte: Er führte als einer der ersten die 48-Stunden-Woche ein und schuf für seine Beschäftigten eine Alters- und Hinterbliebenenkasse. Außerdem war er ein großer Kunstliebhaber, Sammler und Mäzen. Die Hamburger Kunsthalle verdankt ihm einige ihrer Schätze, darunter einen Picasso. »Ich halte sein Erbe als Mäzenin hoch. Ich möchte der Allgemeinheit etwas Gutes tun.« So unterstützt sie, assistiert von ihren finanziellen Beratern,



AUF EINEN BLICK: DAGMAR WESTBERGS ENGAGEMENT

Erstmalig wurde 2010 der Dagmar Westberg-Preis verliehen, der nun jährlich herausragende geisteswissenschaftliche Abschlussarbeiten honoriert, die einen Bezug zu Großbritannien haben. Zusätzlich richtete sie den Dagmar Westberg-Universitätsfonds ein. Mit seiner Hilfe sollen wissenschaftliche Studien zur britischen Literatur, Kultur und Geschichte an der Goethe-Universität vorangetrieben werden. Beides wird von der Deutsch-Britischen-Gesellschaft, deren Ehrenmitglied sie ist, zusammen mit der Goethe-Universität verantwortet.

Seit 2011 gibt es auch einen zusätzlichen Universitätsfonds der Stifterin, der eine Stiftungsgastprofessur ermöglicht. Jährlich wird ein hochkarätiger Wissenschaftler oder eine Wissenschaftlerin auf den Campus Westend oder an das Bad Homburger Forschungskolleg Humanwissenschaften als Fellow eingeladen, um Vorträge zu halten und an Kolloquien und Diskussionen teilzunehmen. 2013 kam Martha Nussbaum, Professorin für Recht und Ethik an der University of Chicago, nach Frankfurt; sie gilt als eine der profiliertesten Philosophinnen der Gegenwart.

An der US-amerikanischen Princeton University fördert Dagmar Westberg das »German Summer Work Program«, dies soll das Interesse an deutscher Sprache und Kultur in den USA wecken und wachhalten. Mit einem Stipendium können die amerikanischen Studierenden sechs Wochen ein Praktikum in einem deutschen Unternehmen machen.

2000 gründete sie die Dagmar Westberg-Stiftung, die sich kulturell und sozial engagiert, die sowohl unverschuldet in Not geratene Menschen unterstützt als auch öffentliche Kunstsammlungen fördert. Auch das Frankfurter Städel Museum unterstützt sie regelmäßig und großzügig, so stiftete sie dem Städel 2008 ein wertvolles Altarbild. Im Übrigen ist ein Saal des Museums nach ihr benannt. In Anerkennung ihrer »Verdienste um das Gemeinwohl« wurde Dagmar Westberg 2009 in Wiesbaden vom damaligen hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch mit der Georg-August-Zinn-Medaille ausgezeichnet.

Die Stifterin gemeinsam mit dem Vizepräsident der Goethe-Universität, Prof. Matthias Lutz-Bachmann – bei einem ihrer häufigen Besuche im Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg.

das Frankfurter Städel mit großzügigen Kunstschenkungen, hat die Dagmar Westberg-Stiftung ins Leben gerufen, fördert soziale Projekte – und eben die Goethe-Universität. Es sind vor allem die geisteswissenschaftlichen Projekte, die sie an der Universität unterstützt – besonders die mit Bezug zur Anglistik, weil sie sich England und den Amerikanern weiter eng verbunden fühlt.

Die frühere Oberbürgermeisterin Frankfurts Petra Roth bezeichnet Dagmar Westberg als »großherzige Mäzenin«. Das Stiftertum, wie Dagmar Westberg es lebe, sei prägendes Element urbaner Kultur, so Roth. Prof. Dr. Matthias Lutz-Bachmann, Vize-Präsident der Goethe-Universität, lobt ihre »scharfsinnigen Bemerkungen und lebendigen Rückfragen«, bezeichnet sie als »sympathische Kosmopolitin mit weitem Horizont«. Die Universität sei dankbar, dass sie als großzügige Stifterin besonders »die Geisteswissenschaften unterstützt, die es stets schwerer haben als andere Disziplinen«. Dagmar Westberg denkt schon über neue Projekte mit der Universität nach. Auch Prof. Dr. Manfred Schubert-Zsilavecz hat als Vizepräsident der Goethe-Universität des Öfteren Gelegenheit, mit der Stifterin ins Gespräch zu kommen, und schätzt ihre Liebenswürdigkeit und Großzügigkeit. »Mir imponiert ihre Klugheit und ihr tiefer Fundus an Lebenserfahrung. Und – was nicht vergessen werden darf – sie versteht es, das Leben zu genießen«, ergänzt der Pharmakologe. ●



Die Autorin

Astrid Ludwig, 49, arbeitet seit 30 Jahren als Redakteurin. Ein Schwerpunkt der freiberuflich tätigen Journalistin sind Themen aus dem Hochschul- und Wissenschaftsbereich.

ludwig_astrid@t-online.de

»1914 verwirklichten Frankfurts Bürger eine große Vision: Sie gründeten Deutschlands erste Bürgeruniversität. Auch heute können wir wieder etwas dazu beitragen, dass aus Wissenschaft und Bürgergeist Neues entsteht. Ich finde: ein lohnenswertes Ziel!«

DR. FRIEDERIKE LOHSE
MITGLIED IM VORSTAND DER FREUNDE



Machen Sie mit. Werden Sie ein Freund!

Werden Sie Mitglied bei den Freunden und unterstützen Sie mit uns Forschung und Lehre an der Goethe-Universität.

NAME, VORNAME

STRASSE, PLZ, ORT, STAAT

Beitrittserklärung

Ich möchte Mitglied werden und die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. unterstützen

- als Freund: Jahresbeitrag ab 70 Euro
- als Förderer: Jahresbeitrag ab 200 Euro
- als Donator: Jahresbeitrag ab 500 Euro
- als Firmenmitglied: Jahresbeitrag ab 500 Euro

Einzugsermächtigung

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag von meinem Konto ab.

KONTOINHABER

IBAN

BANKINSTITUT

DATUM, UNTERSCHRIFT

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich in vollem Umfang absetzbar. Mit meiner Unterschrift stimme ich der Speicherung meiner Angaben in einer nur zu Vereinszwecken geführten computergestützten Datei zu.



*»Viele Bürger haben verstanden,
dass ›ihre‹ Universität
Unterstützung braucht ...«*

Interview mit der Fundraiserin Lucia Lentes

Vor 100 Jahren gründeten Stifter die Goethe-Universität. Die Hochschule ist 2008 als autonome Stiftungsuniversität zu ihren Wurzeln zurückgekehrt. Hat die Universität davon profitiert?

Lucia Lentes: Die Umwandlung der Goethe-Universität in eine Stiftungsuniversität stellt eine echte Erfolgsgeschichte dar. Selbstverständlich hat das stark entwickelte Mäzenatentum und Enga-

gement der Frankfurter Bürger einen großen Beitrag dazu geleistet, dass das Stiftungskapital der Universität auf rund 165 Mio. Euro angestiegen ist.

Ist es schwer, die Menschen heute für eine Unterstützung der Universität zu gewinnen?

Lentes: Viele Bürger aus Frankfurt und der Region haben verstanden, dass

»ihre« Universität Unterstützung braucht und auch verdient hat. Eine Universität ist ein riesiges Gebilde, das unzählige Möglichkeiten der Förderung bietet. Vielen Frankfurter Bürgern und Absolventen der Goethe-Universität ist es inzwischen wichtig, sich auch »vor der eigenen Haustür« zu engagieren und so die Lebensqualität in ihrer Stadt und ihrem Umfeld zu verbessern.

Spenden bedeutet nicht zwangsläufig, dass immer hohe Summen gegeben werden müssen. Kann ich auch mit 50 Euro schon etwas ausrichten? Und wie oft geschieht dies?

Lentes: Ja, auf jeden Fall. Das Deutschlandstipendium können Sie bereits mit 50 Euro unterstützen. Dieses Programm motiviert so viele Menschen, dass wir inzwischen über 200 neue Spender für die Universität gewinnen konnten und damit auch Menschen, die »ihre« Universität mit ihrem vielfältigen Angebot für Bürger entdeckt haben. Gerade ehemalige Studierende sehen in diesem Programm eine Möglichkeit, etwas an ihre Universität zurückzugeben.

Welche Möglichkeiten oder unterschiedlichen Arten zu stiften, gibt es an der Goethe-Universität?

Lentes: Als Stiftungsuniversität können wir wie eine »Dachstiftung« agieren und sämtliche Spielarten der Stiftungslandschaft anbieten. Für Einsteiger ist sicherlich ein Stiftungsfonds interessant, hier kann man schon mit relativ kleinen Summen viel bewirken, hat aber nicht den administrativen Aufwand für den Stifter wie bei der Einrichtung einer unselbstständigen Stiftung. Um eine unselbstständige Stiftung wirklich sinnvoll nutzen zu können, sollte das Stiftungskapital bei der Gründung mindestens 50.000 Euro betragen. Die Verwaltung der Stiftung übernimmt die Goethe-Universität.

Den Stiftungsfonds und die unselbstständige Stiftung kann man übrigens auf Dauer mit dem Namen des Spenders verbinden – oder zur Erinnerung mit dem Namen einer anderen Person. Schließlich gibt es noch die Möglichkeit, direkt in das Stiftungskapital der Goethe-Universität zuzustiften oder eine rechtlich selbstständige Stiftung zugunsten der Goethe-Universität einzurichten, so wie dies 2008 mit der Gründung der Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung geschehen ist. Aber dies betrifft dann zumeist sehr große Zustiftungen, die eher selten vorkommen.

Haben Sie mal nachgezählt, wie viele Stiftungen, Stifter-Fonds, Gastprofessuren oder Stipendien es an der Goethe-

Universität gibt und welche Beträge diese insgesamt ausmachen?

Lentes: Zurzeit haben wir 27 Stiftungsprofessuren in acht Fachbereichen. Diese werden zumeist von Unternehmen oder Stiftungen finanziert. Stiftungen und Stiftungsfonds, die ausschließlich oder vor allem die Goethe-Universität unterstützen, gibt es aktuell zehn, angefangen von einem Fonds mit 25.000 Euro bis zu einer rechtlich selbstständigen Stiftung mit 33 Millionen Euro. Auch die Stipendienfonds sind ganz unterschiedlich ausgestattet: So vergibt ein Fonds, der auch nach seinem Stifter benannt ist, speziell zur Unterstützung von Doktoranden jährlich zwei Stipendien. Viele Spender des Deutschlandstipendiums haben im Jubiläumsjahr mit zahlreichen kleinen und auch großen Spenden genau 606 Stipendien für unsere Studierenden ermöglicht.

Gibt es Fachbereiche oder Fächer, die die Lieblingkinder von Stiftern sind?

Lentes: Stifter haben ganz unterschiedliche, sehr individuelle Interessen, das spiegelt sich auch in den Förderzwecken wider. Für Unternehmen stehen eher wirtschaftsnahe Themen im Vordergrund, das ist legitim. Vermögenden Privatpersonen ist es ein Anliegen, gesellschaftlichen Wandel zu gestalten. Sie sind zum Beispiel mehr noch als Unternehmen für die Förderung der Grundlagenforschung zu begeistern. Das Schöne am philanthropischen Fundraising: Da wollen Menschen etwas für andere Menschen tun. Dabei geht es vor allem darum, Ungerechtigkeiten auszugleichen oder Änderungen zum Wohle der Gesellschaft anzustoßen. Dafür ist eine Universität der ideale Ort.

Muss ich mir den klassischen Stifter älter und betucht vorstellen?

Lentes: Wenn es um große Beträge geht, treibt es natürlich eher Ältere um, sich für etwas zu engagieren, das über ihre Lebensdauer hinaus wirkt. Größere Spenden erhalten wir jedoch auch von jüngeren Menschen, die ganz gezielt etwas bewirken wollen und deshalb den Kontakt zur Goethe-Universität suchen.

Welche Motivation treibt Ihrer Erfahrung nach die meisten Stifter und Stifterinnen an?

Lentes: Das ist wirklich sehr unterschiedlich: Ein Sohn möchte an seinen Vater erinnern, der hier als Professor tätig war, und vergibt einen Preis in seiner Disziplin, jemand anderes hat lieb gewonnene Erinnerungen an England und fördert die Anglistik. Wieder jemand anderes möchte dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine Chance geben. Es gibt aber auch Stifter aus der Region, die von der Universitätswelt und dem neuen Campus mitten in Frankfurt begeistert sind und für die die Förderung junger Menschen und damit die Investition in Bildung ein sehr aktuelles Thema ist.

Den Möglichkeiten für ein Engagement zugunsten der Goethe-Universität sind (fast) keine Grenzen gesetzt!

An wen kann ich mich wenden, wenn ich auch Stifter der Goethe-Universität werden möchte?

Lentes: Am besten wendet man sich an die Stabsstelle Fundraising. Unsere Kontaktdaten finden Sie auf der Homepage der Goethe-Universität. Wir nehmen uns die nötige Zeit und hören gut zu, um gemeinsam mit dem Interessenten die richtige Förderung und Umsetzungsmöglichkeit zu entwickeln.

Zur Person

Lucia Lentes, 59, kam 1990 nach 13 Jahren im deutschen diplomatischen Dienst an die Goethe-Universität. Nach den ersten Jahren im Bereich Auslandsbeziehungen wechselte sie in den Bereich Öffentlichkeitsarbeit und begann 2005 mit dem Aufbau der zentralen Alumni-Arbeit. Im Übergang zur Stabsstelle Fundraising bildete sie sich zur Fundraising-Managerin an der Fundraising-Akademie weiter. Seit April 2014 leitet sie die Stabsstelle kommissarisch.



Vater der Wolkenkratzer und Förderer der Wissenschaft

Über den Stifter Josef Buchmann

von Astrid Ludwig

Die Nationalsozialisten zerstörten seine Kindheit, raubten ihm die Jugend: Josef Buchmann überlebte die Konzentrationslager. Er gab nie auf, wurde ein erfolgreicher Unternehmer. Nachwuchsforscher und die Wissenschaft zu unterstützen, das sieht er – der selbst nicht studieren konnte – als »sein Lebenswerk« an.

Josef Buchmann war neun, als seine Träume starben – begraben unter Wehrmachtstiefeln, Mauern und Stacheldraht. Mit seinen Eltern und vier Geschwistern wurde er ins Ghetto Litzmannstadt deportiert, das Judenviertel, das Hitlers Truppen in seiner Heimatstadt Lodz errichtet hatten und in dem sie mehr als 160 000 Menschen zusammenpferchten. Der Familie war bewusst, dass das nur der Anfang eines schrecklichen Dramas sein würde. Plötzlich ging es nicht mehr um Schulbücher oder Kinderspiele, nur noch ums nackte Überleben. Das war auch dem Neunjährigen bald klar.

An einem Montagmorgen, 75 Jahre später, sitzt der Immobilienbesitzer Josef Buchmann in seinem geräumigen Büro im Frankfurter Nordwest-Zentrum. Er blickt auf die Wand gegenüber von seinem Schreibtisch. Dort hängen zwei Urkunden, auf die ist er besonders stolz. Die eine – edel gerahmt – in hebräischer Schrift weist ihn als Ehrendoktor der Universität Tel Aviv aus. Und daneben die Auszeichnung mit des Dichters zartblauem Konterfei – überreicht von der Goethe-Universität, als er 2013 zum Ehrenszenator der Universität ernannt wurde. Kurz vorher war das neue Institut für Molekulare Lebenswissenschaften auf dem Campus Riedberg nach ihm benannt worden, den Bau hatte er mit einer Millionenspende ermöglicht. Ein Bild des hochmodernen »Buchmann Institutes« hängt daher auch an seiner Bürowand.

»Ich wollte mir selbst zeigen, dass ich etwas wert bin.«

Der 84-Jährige ist kein Mann vieler Worte. Manchmal wirkt er fast schüchtern. Doch man merkt ihm an, dass er stolz ist auf die wissenschaftlichen Projekte, die an der Universität Frankfurt und im israelischen Tel Aviv mit seiner Hilfe entstehen. Er freut sich, wenn junge Stipendiaten ihre Träume realisieren können, Wünsche und Vorstellungen, die die Nationalsozialisten ihm brutal verwehrten. Er gibt heute, was ihm damals genommen wurde: »Es macht mir Freude, jungen Menschen zu helfen.«

Nachwuchsforscher und die Wissenschaft zu unterstützen, das sieht er – der selbst nie studieren konnte – als »sein Lebenswerk« an. Als Kind überlebte er das Vernichtungslager Auschwitz und das KZ Bergen-Belsen. Die Nazis ermordeten seine Eltern, zwei seiner vier Geschwister und nahezu alle Verwandten. Allein mit den Schrecken der Vergangenheit stand er vor einer völlig ungewissen Zukunft. Er gab nicht auf; heute ist er Millionär und Mäzen. Sein Unternehmen arbeitet international. Buchmann besitzt Immobilien in Deutschland, Israel und den USA. Er hat es geschafft – mit starkem Willen und Gespür für Menschen und Projekte. »Ich wollte mir selbst zeigen,

dass ich etwas wert bin«, sagt er mit verhaltener Stimme.

Pläne und Unterlagen liegen auf dem großen Konferenztisch in seinem Büro im Verwaltungsbau des Nordwest-Zentrums. Seit den 1990er Jahren gehört Josef Buchmann auch Frankfurts größte Shoppingmall. Gerade arbeitet er an einer Erweiterung des Zentrums um Wohnungen und Ladenlokale. Auch mit 84 ist er noch jeden Tag in seinem Büro, das mit englischen Stilmöbeln wie ein Wohnzimmer eingerichtet ist. »Arbeiten ist mein Hobby.« Das scheint ihn jung zu halten. Seine Freizeit ist für seine Frau und seine fünf Jahre alten Zwillinge reserviert. »Sie sind meine ganze Freude.« Erst spät im Leben hat Josef Buchmann das Familienglück gefunden, das ihm als Kind geraubt wurde.

Der Immobilienbesitzer, oft als einer der reichsten Frankfurter bezeichnet, ist eher still und zurückhaltend, er meidet die Öffentlichkeit. Wichtige Entscheidungen berät er mit seiner Frau und engen Mitarbeitern, die schon Jahrzehnte für ihn arbeiten. Vertrauen ist ihm wichtig. Der 84-Jährige spendet großzügig, aber er will genau wissen, was seine Zuwendungen bewirken. Als er 1980 sein Stifter-Engagement an der Goethe-Universität begann, tat er das, weil er die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel stärken, den studentischen und wissenschaftlichen Austausch zwischen Frankfurt und Tel Aviv fördern wollte. Mit dem 1983 eingerichteten Josef-Buchmann-Fellowship-Fund für Studierende der Universitäten Frankfurt und Tel Aviv hat er eine stabile Basis für diesen Austausch geschaffen. Buchmann wollte mit diesen Aktivitäten ein Band knüpfen zwischen seiner neuen deutschen Heimat und der israelischen Stadt, in die er selbst mit seiner Familie mehrmals im Jahr reist und in der eine seiner zwei älteren Schwestern lebt.

Selbstverständlich war es für ihn, auch während des Sechs-Tage-Kriegs und des Yom-Kippur-Kriegs in Israel zu sein. »Ein starkes und gut entwickeltes Israel ist eine Voraussetzung für den Fortbestand des jüdischen Volks«, begründet Buchmann sein enormes Engagement in Israel, das sich nicht auf die Förderung der Wissenschaften beschränkt. So spendete er unter anderem medizinische Ausrüstung für die in den Kriegen verwundeten israelischen Soldaten, finanzierte eine Kampagne, um während des Golfkrieges neue Immigranten nach Israel zu bringen. Seit mehr als 30 Jahren fördert er diverse Projekte an der israelischen Universität Tel Aviv; aus Dank und Anerkennung trägt die juristische Fakultät seinen Namen.

»Ich unterstütze alle Bereiche. Ich bin da nicht festgelegt.«

Förderprojekte wie das Institut für Lebenswissenschaften auf dem Riedberg oder Kandidaten



Für ihre herausragende Unterstützung des »Buchmann Instituts für Molekulare Lebenswissenschaften« ehrte der Universitätspräsident Prof. Werner Müller-Esterl (links) im Februar 2012 das Ehepaar Bareket und Josef Buchmann.

AUF EINEN BLICK: JOSEF BUCHMANNS ENGAGEMENT

Seit 1980 fördert Josef Buchmann den wissenschaftlichen Nachwuchs und wissenschaftliche Projekte an der Goethe-Universität. Vor rund 30 Jahren richtete er den Josef-Buchmann-Fellowship-Fund für Studierende der Partner-Universitäten Frankfurt und Tel Aviv ein. Seit 1983 werden jährlich Doktoranden-Stipendien zur Verfügung gestellt. Mehr als 300 Stipendien sind seither vergeben worden.

Buchmann ermöglichte die Vergabe der Josef Buchmann Laureatus-Professur von 2004 bis 2008 durch den Frankfurter Förderverein für physikalische Grundlagenforschung. Zudem unterstützte der Mäzen den Neubau des Zentrums für Kinderheilkunde und Jugendmedizin am Frankfurter Uniklinikum; zu seinen Ehren trägt ein Teil des Zentrums den Namen »Josef-Buchmann-Flügel«. Außerdem half er dem Klinikum bei der Anschaffung modernster medizinischer Geräte.

Das Senckenberg Museum – dort ist Buchmann auch Mitglied des Kuratoriums – unterstützte er bei der Neugestaltung der Vogelhalle, die nun ebenfalls nach ihm benannt ist. Dem Städel Museum schenkte er das Arnulf-Rainer-Werk und half gemeinsam mit der Johanna-Quandt-Stiftung bei dem Ankauf eines Giacometti-Gemäldes. Buchmann beteiligte sich auch an der Einrichtung eines integrativen Spielplatzes im Waldspielplatz Louisa.

2011 erhielt er die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt. 2012 erhielt die Goethe-Universität von ihm eine großzügige Spende für den Aufbau des Instituts für Molekulare Lebenswissenschaften auf dem Campus Riedberg. Das Institut trägt seinen Namen. 2013 ist Josef Buchmann zum Ehrensensator der Goethe-Universität ernannt worden.

Zum 100. Geburtstag hat der Stifter der Goethe-Universität im Februar 2014 ein Konzert in der Alten Oper mit dem Dirigenten Zubin Mehta und jungen Musikerinnen und Musikern der Buchmann-Mehta School of Music Tel Aviv geschenkt.

für die Stipendien sucht Buchmann gemeinsam mit dem Universitätspräsidium aus. Präferenzen für einen bestimmten Wissenschafts- oder Fachbereich hat er nicht. »Ich unterstütze alle Bereiche. Ich bin da nicht festgelegt«, betont er. Von den Lebenswissenschaften bis zur Musik: So gründete er 2005 in Tel Aviv gemeinsam mit dem berühmten Dirigenten Zubin Mehta die »Buchmann-Mehta School of Music«, die er ebenso wie die Stipendien für die Schüler finanziert.

In Frankfurt engagiert sich der 84-Jährige, weil er sich hier wohlfühlt. »Hier ist mein Zuhause.« Dabei wollte er, als er nach der Befreiung des KZ Bergen-Belsen durch die Alliierten im Lager für Displaced Persons in Frankfurt-Zeilsheim landete, nur weg aus Deutschland. Josef Buchmann war 15 Jahre alt, als Krieg und mörderischer Rassenwahn endeten. Er wollte nach Amerika, ins Land der Freiheit, nach New York, wohin der Bruder seiner Mutter rechtzeitig ausgewandert war. »Mein Onkel hat mich nach Kriegsende überall suchen lassen«, erinnert er sich. Doch als Josef Buchmann endlich alle Papiere für die Ausreise zusammenhatte, starb der Onkel, und er blieb in Frankfurt. »Ich hatte hier unterdessen ein paar Freunde und Bekannte gefunden.« Deshalb entschied er sich gegen Amerika, wo niemand mehr auf ihn wartete. Anfangs fühlte er sich im Land der Täter zunächst unwohl. Über den Holocaust sprach niemand, und auch er selbst wollte die Vergangenheit hinter sich lassen.

Vom Varieté-Besitzer zum Investor

Buchmann fing klein an: »Ich hatte Ideen, ich war sehr fleißig und wollte auf die Beine kommen.« In den 1950er Jahren machte er im Bahnhofsviertel die New York City-Bar auf, in Erinnerung an seinen Onkel. Das Geld dafür gab ihm Bruno Schubert, der Besitzer der Henninger Brauerei, mit dem er zeitlebens befreundet blieb.

Seine Immobilien-Karriere begann mit dem Kauf und Bau eines Wohn- und Geschäftshauses an der Moselstraße, gegenüber seiner Bar. Dafür nahm er Ende der 1950er Jahre einen Kredit auf, errichtete im Erdgeschoss den Nachtclub »Imperial«, ein Varieté, das in ganz Deutschland bekannt wurde. »Ich war jung, ich ging gern aus tanzen.« Stars wie Josephine Baker traten dort auf, Zarah Leander, Marika Röck oder Bill Haley. »Das war eine spannende Zeit.«

In seinem Nachtclub lernte Buchmann auch Manager des Shell-Ölkonzerns kennen. Für den Konzern baute er 1964 bis 1966 den ersten

Wolkenkratzer der Stadt, das Shell-Haus. »Mit einem Atombunker für 3000 Leute samt Krankenhaus«, fügt er an. Buchmann gilt als Vater der Frankfurter Skyline, auch die Zwillingstürme der Deutschen Bank sind »seine Kinder«. Er hatte die Idee, kaufte das Grundstück und ließ die Entwürfe zeichnen – alles zusammen verkaufte er später an das Bankhaus. »Es gab damals Stimmen, dass ich aus Frankfurt New York machen wolle. Heute finden die meisten die Skyline schön«, freut er sich.

Wie viele Immobilien Buchmann besitzt, wie viele gemeinnützige und wohltätige Projekte er unterstützt, weiß er nicht auswendig. Das sind in den vergangenen Jahrzehnten zu viele geworden. Viele Urkunden und Auszeichnungen, die er inzwischen erhalten hat, bezeugen, dass er etwas Bleibendes geschaffen hat. Neben dem Ehrendokortitel der Universität Tel Aviv hat Buchmann sowohl von dem verstorbenen israelischen Präsidenten Ezer Weizmann als auch von seinem Nachfolger Shimon Perez und von dem verstorbenen Premierminister Yitzhak Rabin hohe Auszeichnungen für seine Unterstützung und außerordentliche Treue zu Israel bekommen: »Das freut mich besonders, Israel liegt mir sehr am Herzen.« Zurzeit ist Buchmann Vizepräsident des internationalen Board of Governors der Universität Tel Aviv.

Auch in seine Geburtsstadt Lodz zieht es den Frankfurter Millionär immer wieder. Er beteiligte sich unter anderem am Bau der »Hall of Cities«, einer Gedenkstätte für alle Städte, aus denen Juden ins Ghetto Lodz beziehungsweise in die Vernichtungslager transportiert wurden. Im Park der Überlebenden in Lodz konnte mit Buchmanns Unterstützung ein David-Stern-Denkmal für die Polen errichtet



2



1

werden, die während des Zweiten Weltkriegs Juden retteten. 2009 ehrte ihn der polnische Präsident Lech Kaczyński mit dem höchsten polnischen Verdienstorden.

Die späte Begegnung mit Oskar Schindler in der Moselstraße

Dass er Jude ist und in Auschwitz war, erzählte Josef Buchmann viele Jahrzehnte niemandem – bis er Oskar Schindler während der Umbauarbeiten des Hauses in der Moselstraße traf. Schindler, nach dem Krieg wirtschaftlich erfolglos, betrieb damals eine Fabrik für Bodenplatten in Hanau und bewarb sich bei Buchmann um einen Auftrag. »Er berichtete mir, dass er viele hundert Juden in Polen gerettet hat. Ich konnte es kaum glauben.« Ein paar Tage später meldete sich bei Buchmann ein Richter aus Israel, einer der »Schindler-Juden«. Buchmann gab Schindler den Auftrag, sie wurden Freunde. (Ein ehemaliger Mitarbeiter der Firma Schindler erinnert sich noch heute gerne an die gute Zusammenarbeit.) Buchmann unterstützte den Retter, der durch Steven Spielbergs Film weltberühmt wurde, ein Leben lang. Schindlers Freundin überließ er mietfrei einen Friseursalon in seinem Haus in der Moselstraße.

Zusammen reisten Oskar Schindler und Josef Buchmann einmal im Jahr nach Israel, wo sich die von Schindler geretteten Juden trafen. Über Auschwitz sprachen sie nie. »Warum auch. Wir hatten doch alle den gleichen Schlamassel erlebt.« Als »Schindlers Liste« in die Kinos kam, war der Retter der Juden schon fast 20 Jahre tot. Josef Buchmann hat sich Spielbergs Film angesehen. »Er war schlimm, aber nicht so schlimm wie die Wirklichkeit«, sagt er und seine Stimme ist kaum zu hören. Er wird den Freund nie vergessen, nicht nur, weil »seine Bodenplatten noch immer in dem Haus in der Moselstraße liegen«. ●

1 Vor dem Konzert mit dem Dirigenten Zubin Mehta und dem Sinfonieorchester der Buchmann-Mehta School of Music (Tel Aviv): Der Präsident der Goethe-Universität Prof. Werner Müller-Esterl (links im Bild) begrüßte den weltbekannten Maestro (Mitte) und Josef Buchmann, dessen großzügige Spende das Konzert zum 100. Geburtstag der Universität am 17. Februar in der Alten Oper ermöglicht hatte.

2 Josef Buchmann in jüngeren Jahren.



Zurückhaltung ist fehl am Platz

EU-Gelder sind hart umkämpft, doch der Einsatz lohnt sich

von Michael Braun

Die Erfolgsquote von rund 10 Prozent ist gering, der Arbeitseinsatz hoch. Doch weil die Europäische Union Fördersummen in Millionenhöhe ausschüttet, ermutigt die Universität ihre Wissenschaftler, Anträge zu stellen und unterstützt sie dabei. Der Wirtschaftsjournalist Dr. Michael Braun hat die Beteiligten nach den Schlüsseln zum Erfolg gefragt.

Kai Rannenberg hat es mit Alice. Alice trägt Pumps, halblange Haare, ein Businesskostüm und unter dem Arm ein paar Dokumente. So hat der Frankfurter Wirtschaftsinformatiker sie in seine Folien gemalt, mit denen er loszieht, um sein Projekt »ABC4Trust« zu erklären. Alice hat ihre ganzheitliche Identität. Aber die teilt sie nicht mit jedem: mit ihrem Freund Bob ganz viel Privates, mit dem Krankenhaus Blutgruppe und Krankenversicherungsangaben, mit dem Finanzamt Informationen über Alter, Einkommen und Ausgaben. Auch Arbeitgeber, Kollegen, Freunde und die Kreditkartengesellschaft wissen was von Alice. Aber nicht alle wissen alles über Alice. Das soll auch so bleiben. Damit Sicherheit und Privatheit im Netz sichergestellt und bewahrt bleiben, gibt es »ABC4Trust«. Es geht dabei um einen datenschutzfreundlichen Zugang zu Diensten im Internet.

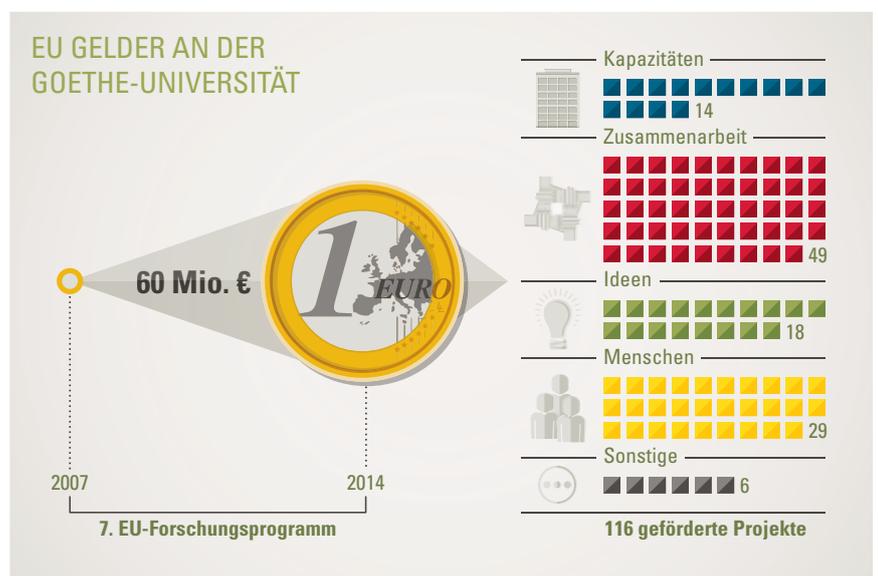
Rannenberg, an der Goethe-Universität Inhaber des »Deutsche Telekom Chair of Mobile Business & Multilateral Security«, hat das Forschungsprojekt 2009 beantragt. 2010 wurde es genehmigt, als eines von mehreren Vorhaben des 7. Forschungsrahmenprogramms der EU. Dort Gelder loszueisen, sei nicht so leicht, erzählt Kristina Wege, EU-Referentin in der »Stabsstelle Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs« der Universität. Im Schnitt würden nur 10 bis 20 Prozent der Förderanträge genehmigt. Rannenberg als erfolgreicher Antragsteller der Goethe-Universität ist bei seinem Projekt »ABC4Trust« für Frankfurt eine Förderung von gut 1,5 Millionen Euro zugesagt worden. Das gesamte Konsortium erhält fast neun Millionen Euro. Rannenberg hat insgesamt im Rahmen des 7. EU-Forschungsrahmenprogramms sechs Projekte eingeworben mit einer Fördersumme für die Goethe-Universität von etwa 3,9 Millio-

nen Euro. »Wir müssen was richtig gemacht haben«, sagt Rannenberg eher tiefstapelnd.

Die EU fordert Wissenschaft für die Gesellschaft

Was er richtig gemacht hat, ist im neuen Rahmenprogramm der EU sozusagen zur *conditio sine qua non* geworden. Das trägt den Namen »Horizont 2020« und verlangt von allen Vorhaben den Nachweis, »Wissenschaft für die Gesellschaft« zu treiben. Wissenschaft soll raus aus dem Elfenbeinturm. Sie soll schon mit ihren Fragestellungen dafür sorgen, in der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Kriterien von »Horizont 2020« sind etwa, die Gleichstellung der Geschlechter zu fördern oder die internationale Zusammenarbeit, Fragen zur nachhaltigen Entwicklung und zum Klimawandel zu bearbeiten sowie zusammen mit kleinen und mittleren Unternehmen neue innovative Produkte und Anwendungen zu entwickeln. Eine solche Hal-

1 Kristina Wege und Dr. Dieter Manthey beraten und unterstützen Wissenschaftler dabei, erfolgreich EU-Gelder einzuwerben.



EIN BEISPIEL FÜR EIN ABC4TRUST-SYSTEM



Die Arbeit ist für Rannenberg nichts Neues. Der auch soziologisch interessierte Wirtschaftsinformatiker hat seine vom 6. EU-Forschungsrahmenprogramm geförderten Arbeitsergebnisse in Buchform herausgegeben: »The Future of Identity in the Information Society« (2009). Der Verlust an Privatheit als Preis für die Bequemlichkeit ist dort ein Thema.

2 Das Frankfurter ABC4Trust-Kernteam Fatbardh Veseli, Welderufael Tesfay, Ahmad Sabouri und Kai Rannenberg zeigt die Chipkarten, mittels derer die attributbasierten Credentials der Nutzer gespeichert und geschützt werden.

Nun also »ABC4Trust«. Die ersten drei Buchstaben stehen für »Attribute-based Credentials«. Es geht darum, die Vertrauenswürdigkeit des Umgangs mit persönlichen Daten im Netz dadurch zu erhöhen, dass einem Anbieter im Internet nur die jeweils relevanten Eigenschaften (Attribute) des Nutzers zur Verfügung gestellt werden, diese aber versehen mit einer Art Beglaubigungsurkunde (Credential) von jemandem, dem der Anbieter vertraut: Kauft Rannenbergs Kunstfigur »Alice« im Netz ein

Buch, muss der Onlinehändler nichts über ihr Geburtsdatum, ihre Blutgruppe oder die gemeinsamen Hobbys mit ihrem Freund wissen. Diese Informationen können zwar in anderen Internetzusammenhängen wichtig sein, etwa im Kontakt zwischen »Alice« und ihrer Krankenversicherung oder im Chat mit gemeinsamen Freunden. Für den Onlinehändler ist aber vor allem wichtig, dass Alices Kontodaten stimmen. Das kann sie zum Beispiel mit ihrer Bank- oder Kreditkarte belegen.

Datensicherheit im Netz: ein Vorzeigeprojekt

»Alice« hat, weil es für sie bequemer ist, ihre »Beglaubigungsurkunden«, ihre Credentials (Rannenberg hofft, dass dieser Begriff als Lehnwort Eingang in die deutsche Sprache findet), in einer Art Brieftasche gespeichert, aus der sie ihre jeweils wichtigen Attribute vorzeigen kann. Das ist für Alice besser als die gegenwärtige Situation im Internet, bei der Identitätsinformationen immer wieder an der Quelle, dem sogenannten »Identitätsprovider«, abgefragt werden. Der Identitätsprovider bekommt dann auf dem Silbertablett serviert, was »Alice« im Netz macht, weil er ja die Anfragen von den jeweiligen Webseiten zur Bestätigung bekommt. Er kann quasi eine digitale Persönlichkeit entstehen lassen, könnte dieses Wissen verkaufen und Informationen unangemessen weitergeben.

In einem Pilotversuch von »ABC4Trust« an der Universität Patras (Griechenland) wird der Vorteil für die Nutzer deutlich: Studierende, die Lehrveranstaltungen über einen Internetfragebogen evaluieren, müssen davor geschützt sein, dass Lehrveranstalter bei kritischen Kommentaren erfahren, von welchem Studierenden sie kommen. Darum müssen die Studierenden für den Zugriff zum Fragebogenformular nicht ihren Namen nachweisen, sondern stattdessen,



2



3

dass sie Studierende sind, die jeweilige Lehrveranstaltung belegt haben und oft genug dort waren, um die Lehrveranstaltung sinnvoll bewerten zu können.

Kunststück: Microsoft und IBM an einem Tisch

Zwei fortgeschrittene Technologien zum Identitätsmanagement über »Attribute-based Credentials« sind schon vorhanden, beide von amerikanischen Anbietern: U-Prove von Microsoft und Idemix von IBM. Rannenbergs Projekt ist nun darüber gebaut worden, damit die Nutzer nicht von dem einen oder anderen Managementsystem abhängig sind, sondern auswählen können. Das klingt trivial, ist aber schon aus dem Grund schwierig, weil Microsoft von seinen »Genen« her ein Softwareunternehmen ist, das seine Waren verkaufen will, während IBM von der Hardware beziehungsweise dem Consulting herkommt und mit »open source«-Technologien arbeitet, sie also jedermann kostenlos zur Verfügung stellen will. Auch »ABC4Trust« soll, das ist eine forschungspolitische Bedingung der EU, eine offen zugängliche Technologie sein. Rannenberg musste Microsoft und IBM also zusammenbringen. Es ist gelungen, aber: »Das war nicht immer so einfach, wie ich es jetzt erzähle«, sagt er.

Immerhin half die Struktur der Projektteilnehmer dabei: Neben der Goethe-Universität, der Technischen Universität Darmstadt sowie außeruniversitären Forschungseinrichtungen aus Dänemark und Schweden sind daran Unternehmen wie IBM, Microsoft und Nokia Networks beteiligt, außerdem ein Verschlüsselungsspezialist aus Frankreich. Insgesamt sind es zwölf Partner. »Mindestens drei Partner aus drei EU-Ländern müssen beteiligt sein«, weiß Kristina Wege aus der »Stabsstelle Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs«.

Millionenschwere Projekte

Die Goethe-Universität hat noch mehr solcher Vorzeigeprojekte wie »ABC4Trust«. Prof. Harald Schwalbe etwa koordiniert am Zentrum für Biomolekulare Magnetische Resonanz (BMRZ) ein Projekt, an dem 18 weitere Forschungs-

einrichtungen aus insgesamt 15 europäischen Ländern beteiligt sind. Sie suchen nach Wegen, wie pandemische virale Infektionen wie Malaria, Vogelgrippe und Aids oder neurodegenerative Krankheiten wie Alzheimer und Parkinson entstehen und bekämpft werden können, wie also Viren in Zellen eindringen, sich dort ausbreiten und medikamentös unschädlich gemacht werden können. Die Kernspinresonanz-Spektroskopie (NMR) spielt dabei eine zentrale Rolle. Schwalbe hatte im 7. Forschungsrahmenprogramm der EU sechs Projekte angemeldet und dafür insgesamt rund 2,6 Millionen Euro Fördergelder für die Goethe-Universität eingeworben.

Am Lehrstuhl von Prof. Bernd Waas für Arbeitsrecht und Bürgerliches Recht blüht die »rechtsvergleichende Forschungstätigkeit« im europäischen Arbeitsrecht. Die Forscher haben sich Politikberatung auch für die EU-Kommission vorgenommen. Bei ihnen steht »die kritische Begleitung von Gesetzesvorhaben, aber auch die Würdigung der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs im Vordergrund«. Das ist beileibe keine auf den Frankfurter Campus beschränkte Tätigkeit. Im »European Labour Law Network« arbeiten Arbeitsrechtler aus 30 europäischen Staaten und wollen Regierungen, Arbeitgeber, Gewerkschaften, Gerichte und Anwälte erreichen. Regelmäßige Informationen über neue Gesetze sind die Basis des Austauschs. Die letzten reichten vom deutschen Mindestlohn bis zu den Vorschriften, die Kroatien bei der Videoüberwachung von Mitarbeitern im Unternehmen gefunden hat.

Die Königsklasse: Der »Synergy Grant« des Europäischen Forschungsrats

Und dann gibt es noch den Astrophysiker Luciano Rezzolla, der in Frankfurt forscht und lehrt

3 Dr. Thomas Kremer, Vorstandsmitglied der Deutschen Telekom für Datenschutz, Recht und Compliance, lässt sich nach seiner Keynote auf der »EU Cybersecurity Strategy High Level Conference« am 28.2.2014 in Brüssel die ABC4Trust-Pilotsysteme von Kai Rannenbergs und Souheil Bcheri (Eurodocs AB, Schweden) vorführen.

4 Die Kernspinresonanz-Spektroskopie wird im Rahmen des 7. EU-Rahmenprogramms mit 2,6 Millionen Euro gefördert.



4



5 Heino Falcke von der Radboud University Nijmegen, Luciano Rezzolla, Goethe-Universität und Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik in Potsdam, und Michael Kramer vom Max-Planck-Institut für Radioastronomie in Bonn sind Partner in einem »Synergy Grant«, der höchstdotierten und begehrtesten Förderung des EU-Forschungsrats.

und zugleich eine Forschungsgruppe am Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik in Potsdam leitet. Er wird zusammen mit Kollegen aus Nimwegen und Bonn Vorhersagen der Allgemeinen Relativitätstheorie Albert Einsteins überprüfen. Dazu muss er ein Beobachtungssystem aufbauen, mit dem erstmals exakte Bilder eines »schwarzen Lochs« aufgenommen werden können. Mit dem ambitionierten Vorhaben bewegt er sich in der »Königsklasse« der Forschungsförderung. Der »Synergy Grant« ist die höchstdotierte und begehrteste vom EU-Forschungsrat vergebene Forschungsförderung. Der Europäische Forschungsrat (ERC) hat dafür 14 Millionen Euro bewilligt. Die Forscher um Rezzolla wollen in das Zentrum unserer Milchstraße schauen, in ein »schwarzes Loch« mit der Masse von vier Millionen Sonnenmassen.

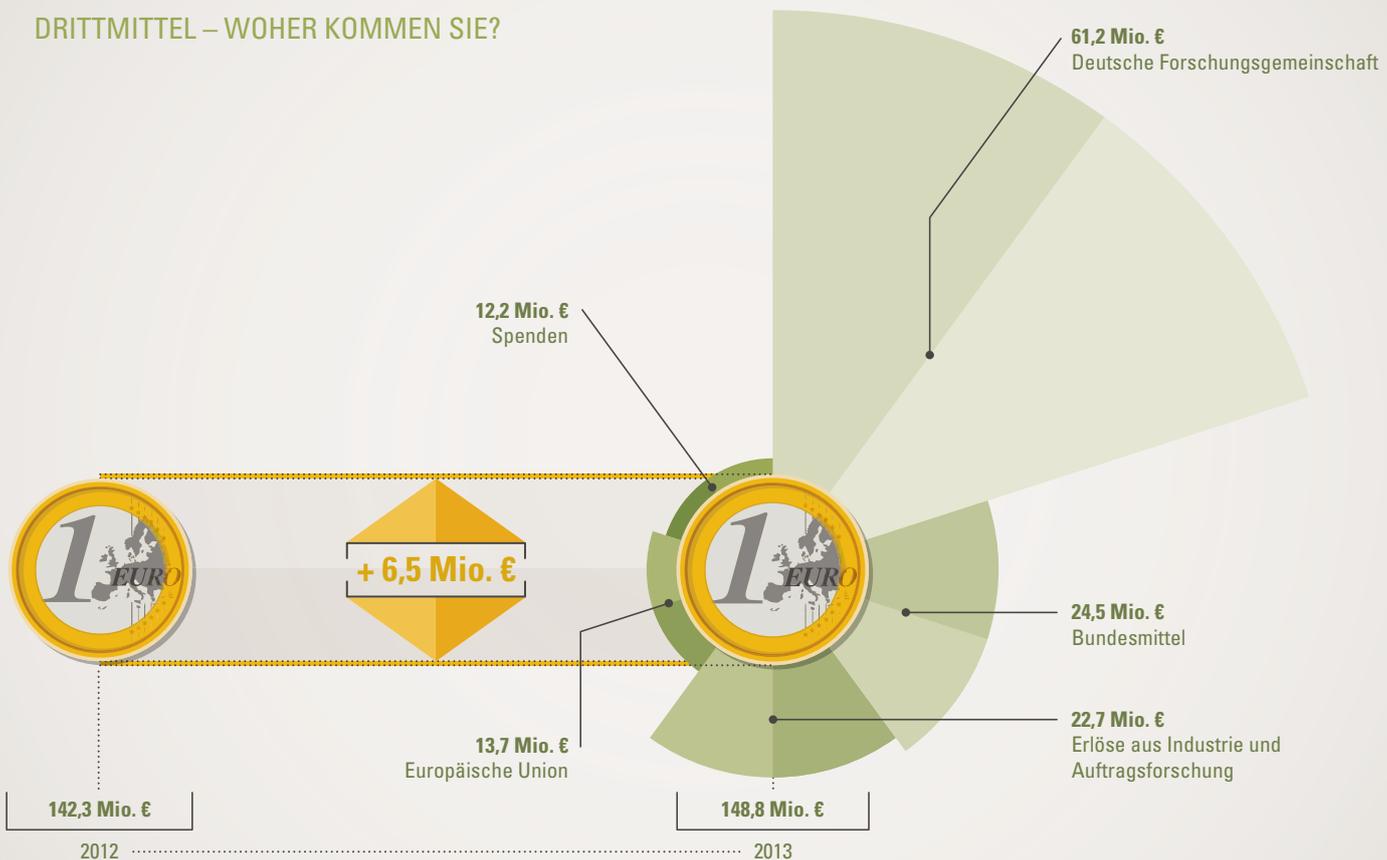
Damit diese Koryphäen Konkurrenz bekommen, sitzt im vierten Stock des PA-Gebäudes auf dem Campus Westend die »Stabsstelle Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs«. Justus Lentsch leitet sie. Ansprechpartner sind unter anderen Dieter Manthey und Kristina Wege. Sie personalisieren sozusagen den Willen der Goethe-Universität, Nachwuchswissenschaftler an die erreichbaren Fördergelder heranzuführen. Sie wollen, dass die formalen Anforderungen der Förderanträge nicht zu Hürden für die interessierten Wissenschaftler werden. Dazu

laden sie zu Info-Veranstaltungen ein, schicken Ausschreibungen in die Fachbereiche, bieten Einzelberatung an. Sie kennen auch die Wege, die zu einer Anschubfinanzierung von bis zu 5.000 Euro führen. Die stellt die Universität bereit, um komplizierte Förderanträge zu formulieren. Forschungspartner vermitteln sie nicht: »Das ist bei der thematischen Breite in 16 Fachbereichen nicht zu machen«, sagt Dieter Manthey. Aber er und seine Kollegen stellen die Verbindung zu übergeordneten nationalen Kontaktstellen und zum EU-Programm Horizon 2020 her, lesen auch die formalen Teile von Förderanträgen gegen. Seit April dieses Jahres betreibt die Universität auch ein Büro in Brüssel. Es sei hilfreich, die Netzwerke der europäischen »scientific officials« zu kennen, sagt Manthey. Das helfe, Kontakte zwischen den Wissenschaftlern und den Direktoriaten der EU-Kommission herzustellen, um so neue Forschungsanträge zu unterstützen.

Anleitung zum Erfolg

Zu den handfesten Tipps, wie solch ein Antrag auszusehen hat, gehört, die Bescheidenheit zu vergessen. Der Hinweis auf die wissenschaftliche Relevanz des zu fördernden Themas sei enorm wichtig, weiß Manthey. Zurückhaltung sei fehl am Platz. »Innovativ« müsse schon sein im Antrag, »gerne auch »Durchbruch««. Vor der

DRITTMITTEL – WOHER KOMMEN SIE?



Formulierung »vollkommen neue Methode« solle niemand zurückschrecken. Würden EU-Gelder beantragt, sei natürlich der europäische Mehrwert zu beschreiben und warum die ausgewählten europäischen Partner dabei sein müssten. Selbstverständlich müssten die eigenen Forschungspläne »genau das treffen, was die EU vorgegeben hat«, mahnt Manthey und fügt – es klingt nach schlechter Erfahrung – hinzu: »Sich zu wünschen, dass es passt, reicht nicht.« Das gelte vor allem für die erwartete – auch patentrechtliche – Verwertung der Forschungsergebnisse, für die gesellschaftliche Relevanz, für den Nachweis, wie das Forschungsvorhaben in Europa zu Innovation führe.

Forscher sollten sich Zeit für einen solchen Antrag nehmen, rät Kristina Wege, »mindestens sechs Monate«. Die Partner sollten schon vorhanden sein. Der Antrag müsse gut ausgearbeitet, sauber formuliert, von einem englischen Muttersprachler gegengelesen sein. Hilfreich sei, schon frühzeitig Berater anzusprechen, sei es in der universitätseigenen Stabsstelle oder auch bei KoWi, der »Kooperationsstelle EU der Wissenschaftsorganisationen«, einer Serviceplattform großer deutscher Wissenschaftsorganisationen. Erfolgreiche Anträge im Fachbereich quasi als Vorbild einzusehen, sei immer eine Hilfe.

Die Truppe von der Stabsstelle dient ihre Hilfe an, als habe sie zu wenig zu tun. Das Gegenteil ist richtig. Zumal die Stabsstelle der Goethe-Universität mit ihren sechs Mitarbeitern deutlich kleiner ist als etwa die der Konkurrenz an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Selbst forschungsarme Fachhochschulen mischen mit beim Wettbewerb um die Forschungsförderung. Der hat ein Ziel, und das ist wichtig für die Goethe-Universität: Es geht um prestigeträchtige Positionen im Hochschulranking. Um das Forschungsumfeld. Schlicht um einen Indikator, ob Frankfurt der beste Platz für die besten Leute ist. ●



Der Autor

Dr. Michael Braun, Jahrgang 1952, Gründer des Redaktionsbüros Business Report, das einen Korrespondentenvertrag unter anderem mit dem Deutschlandradio hält, hat in Bonn Geschichte, Philosophie und Soziologie studiert und mit einer Arbeit über die »Geschichte der luxemburgischen Sozialversicherung« promoviert. Vorangegangene Stationen waren die Wirtschaftsredaktion des hr, die Moderation des Mittagsmagazins beim ZDF, die stellvertretende Chefredaktion des European Business Channel in Zürich und sechs Jahre Online-, Radio- und Fernseharbeit im Neue Medien-Ressort der »Frankfurter Allgemeine Zeitung«.

business.mib@t-online.de



Glosse

Im Sinne von
»exzellenter«:
»Ich möchte der
kollektiven Exzellenz
meiner Einrichtung
keineswegs im Wege
stehen.«

Fiktiver Brief eines Antragstellers
an den Präsidenten

Ohne Drittmittel für seine Forschung kommt kaum noch ein Wissenschaftler aus. Immer mehr kostbarer Zeit verbringen Forscher damit, endlose Anträge auszufüllen. Antragsprosa ist längst eine Wissenschaft für sich. Der Jurist Rainer Maria Kiesow hat seine Form des »exzellenten Anschreibens« gefunden – eine Glosse mit spitzer Feder geschrieben.

Eure Exzellenz!

Keinesfalls dürfte ich Sie eigentlich so anreden, doch erlauben Sie mir bitte diese Heranschmeißerei, sie ist begründet, sie gründet in Ihrer Macht, über mich zu befinden, mich nicht nur gut, nicht nur sehr gut, nicht nur besonders gut, nein, sondern mich nachgerade vorzüglich, wenn nicht vorzüglichst zu finden. Ich habe einen Forschungsantrag gestellt. Sie finden ihn anbei.

Es geht, kurz gesagt, um die Frage, was Recht war, ist und sein soll. Es geht um die Untersuchung der normativen Konstitution des Menschseins und Menschenbeisammenseins. Dabei möchte ich die großen juristischen Kontroversen des

19. Jahrhunderts, 1814, 1847, 1883, also Savigny, Thibaut, von Kirchmann, Stahl, Jhering, Kohler und so weiter als Ausgangspunkt für die Rechtsfrage an sich nehmen, die ja nichts anderes als die Frage nach der Vorzüglichkeit des Richters, des Professors, des Gesetzgebers ist. Doch genug davon, Sie können das alles im Antrag nachlesen.

An Sie wende ich mich, weil ich Sie brauche. Ich brauche Sie als Gutachter. Sie sollen bezeugen, und zwar begründet, dass ich exzellent bin und deshalb auch mein Forschungsprojekt exzellent ist. Vielleicht ist es auch umgekehrt, das ist in den Antrags-Guide-Lines nicht ganz klar,

vielleicht soll aus der Gegenwartsexzellenz des Projekts auf meine allgemeine in der Vergangenheit, wenn nicht vorhandene, so doch jedenfalls bereits angelegte Exzellenz geschlossen werden. Ich weiß es nicht. Wie dem auch sei, ich muss exzellent sein, sonst kann ich nicht exzellenzinitiativ gefördert werden. Und dann gibt es kein Geld.

Ehrlich gesagt brauche ich das Geld nicht. Die Bücher habe ich, zudem, wer braucht heute noch Bücher oder Bibliotheken, das Internet reicht vollkommen aus, und irgendwelche verstaubten Archive, zu denen ich reisen müsste, kommen für mich schon aus ästhetisch-hygienischen Gründen nicht infrage, ganz abgesehen von dem Archivpositivismus, der mir methodischerkenntnistheoretisch seit jeher ein Dorn im Sehnerv war.

Mitarbeiter benötige ich ebenfalls nicht. Was sollten die machen? Irgendwelche Erhebungen sind nicht anzustellen. Kofferträger sind aus der Mode. Teilprojekte gibt es nicht, ich leite schließlich keine Fabrik. Tagungen, Symposien, Kongresse? Damit diese ungenießbare Sammelbandswelt, denn der Sammelband ist schließlich die unabdingbare Folge dieser Zusammenkünfte, damit also das literarische Sammelsurium noch weiter gefüttert wird? Nein, ich bin allein. Ich brauche das Geld nicht. Trotzdem beantrage ich es, nicht gerade wenig, wie Sie im Anhang sehen.

Meine Universität braucht exzellente Projekte, damit sie selbst als exzellent dastehen kann. Und unkollegial möchte ich keinesfalls sein. Ich möchte der kollektiven Exzellenz meiner Einrichtung keineswegs im Wege stehen. Also habe auch ich ein Exzellenzprojekt entworfen, dabei mag ich, wie Sie nun sicher schon bemerkt haben werden, Projekte ganz und gar nicht. Ein Forscher forscht. Ein Lehrer lehrt. So einfach ist das, dachte ich immer. Früher gab es keine Projekte, sondern Forscher und Lehrer. Das Projekt ist mit dem Geld gekommen. Man beantragt nun Geld für etwas noch zu Leistendes. Früher hat das Gehalt ausgereicht. Jetzt gibt es viel mehr zu holen und auszugeben. Für andere. Die Masse macht's. Exzellenz als Massephänomen.

Ich komme ins Erzählen, Eure Exzellenz, sehen Sie es mir nach, ich wollte Ihnen eigentlich gar nicht schreiben, da ich das Geld, wie gesagt, nicht brauche, aber mein Gewissen des Öffentlichen Dienstes, der auch etwas mit Pflicht, Kollegialität,

Solidarität zu tun hat, bewegte mich dazu, doch einen, den beiliegenden, Antrag zum Wohle meiner hoch geschätzten Institution zu stellen. Und nun zur Sache selbst, meinem Anliegen, ganz kurz, denn dann, wenn es peinlich wird, sollte es ja kurz und schmerzlos zugehen, Letzteres kann ich nicht garantieren.

Ihr Gutachten muss – es schmerzt mich wirklich, Ihnen dies als literarische Anleitung nahelegen zu müssen – Ihr Gutachten darf mich und mein Projekt nicht nur für gut achten, sondern ausdrücklich als exzellent. Ihr Gutachten sollte, bitte, nachgerade amerikanisch ausfallen. Vielleicht nicht ganz, nicht die Totallobpreisung schlechthin, aber eben fast. Sie kennen das, bitte verwenden Sie die entsprechenden Formeln, Sie beherrschen sie, wie ich weiß, zur Genüge. In den Gutachtergremien, in denen ich sitze, wir saßen auch schon zusammen, Sie erinnern sich, vor Jahren in Harvard, sind die Empfehlungsschreiben für die Kandidaten von einer Exzellenzeintönigkeit sondergleichen. Alle sind exzellent. Vielleicht finden Sie ja, mein Projekt und meine Person betreffend, eine besonders exzellenzbetonende Formulierung, im Sinne von exzellentest oder so ähnlich.

Und bitte, ich bitte Sie wirklich inständig, verraten Sie nicht, dass ich recht eigentlich nichts weiter als ein pflichterfüllter Forscher bin, der sicher, oder vermutlich, da und dort den einen oder anderen Ideenzipfel erreicht hat, aber in einigen Jahrzehnten ganz sicher, und keineswegs nur vermutlich, vergessen sein wird. Wie fast alle exzellenten Forscher um uns herum, was mitnichten ein Trost ist. Sagen Sie also bitte nicht, dass meine Exzellenz eine große Lüge ist. Behaupten Sie, es ist mir wirklich peinlich, einfach meine Vorzüglichkeit. Dies sollte Ihnen umso leichter fallen, als Sie in Wirklichkeit, verzeihen Sie mir diese wahrhaftige Unbotmäßigkeit, gar nichts oder nur wenig von meinen Sachen verstehen. Kurz: Tun Sie bitte einfach Ihre Exzellenz-Prosaarbeit. Danke, Eure Exzellenz!

Rainer Maria Kiesow

(erstmalig erschienen im duzMagazin 06/2013)



Der Autor

Prof. Dr. Rainer Maria Kiesow, 50, ist Rechtswissenschaftler. Nach seinem Studium an der Goethe-Universität und an der Pariser Universität II forschte Kiesow auch am Frankfurter Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte. Seit 2010 hat er den Lehrstuhl für »Die Ordnung des Rechts« an der Pariser École des hautes études en sciences sociales (EHESS) inne. Kiesow ist Mitbegründer und -herausgeber der kritischen Zeitschrift »Myops. Berichte aus der Welt des Rechts«, die im C.H.Beck Verlag, München, erscheint. Außerdem ist er Mitbegründer und -herausgeber der Zeitschrift »Grief. Revue sur les mondes du droit«, die von den Verlagen Dalloz und Editions de l'École des hautes études en sciences sociales, Paris, veröffentlicht wird.

rainermariakiesow@gmail.com

LIST
OF
DISPLACED GERMAN
SCHOLARS.

Mit herzlichen Grüßen

Ph. Schwartz

LONDON
AUTUMN, 1936.
Stockholm 1975

ERINNERUNGSKULTUREN

Der vergessene Retter

Philipp Schwartz – Organisator der Wissenschaftsemigration während des Nationalsozialismus

von Gerald Kreft

Eine Liste mit den Namen von 1.794 Wissenschaftlern, die in Nazideutschland entlassen wurden, steht seit 30 Jahren im Regal des Frankfurter Neurologischen Instituts.

Von dort geht die Initiative aus, ihren Urheber wiederzuentdecken: den zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Neuropathologen Philipp Schwartz.

1933 begann der größte intellektuelle Exodus der neueren Geschichte. Durch die nationalsozialistische Gesetzgebung verloren etwa 3.000 Gelehrte – ein Fünftel aller Hochschullehrer im deutschsprachigen Raum – ihre Stelle. An der Frankfurter Universität traf es sogar mehr als 30 Prozent. Etwa zwei Drittel der Entlassenen verließen das Land, darunter 20 Nobelpreisträger; überdies zahllose akademische Freiberufler, allein an die 10.000 Ärzte. In diesem – die internationale Wissenschaftsentwicklung des 20. Jahrhunderts prägenden – Migrationsprozess spielte der aus Frankfurt am Main vertriebene Philipp Schwartz (1894–1977), Ordinarius für Pathologie, eine herausragende Rolle. Er begründete die bedeutendste deutsche Hilfsorganisation für entlassene Hochschullehrer in der Zeit des »Dritten Reichs«. Im Herbst 2014 ehrte ihn die Goethe-Universität als erste *Alma Mater* Deutschlands mit einer Erinnerungsstele.

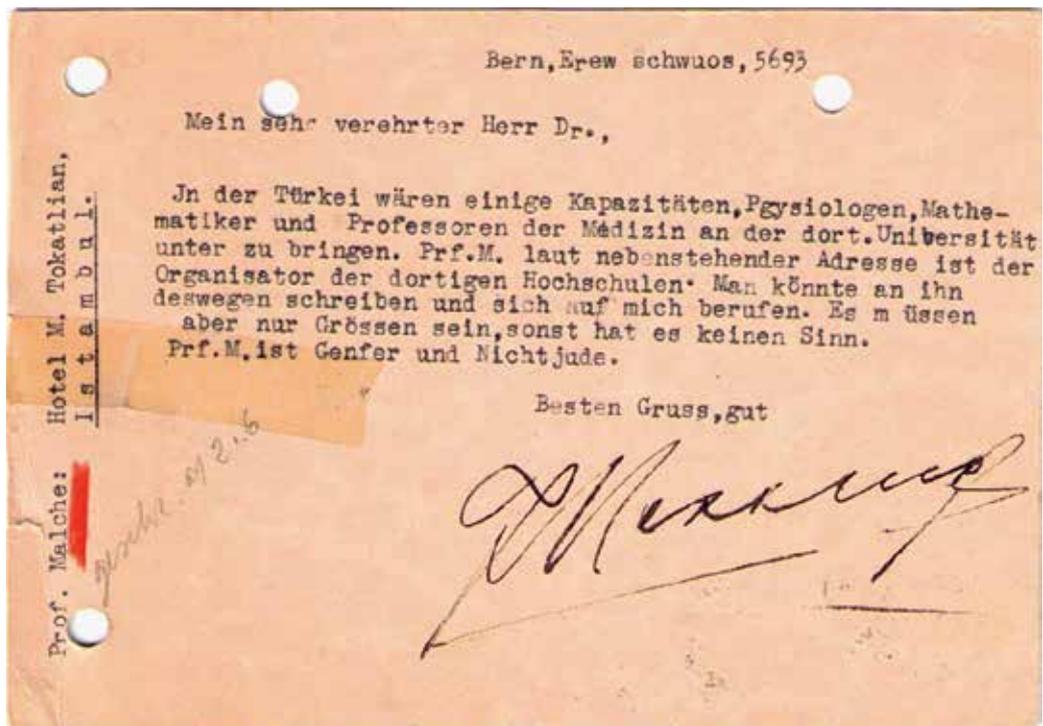
Am 23. März 1933, dem Tag der Verabschiedung des »Reichsermächtigungsgesetzes«, wurde Philipp Schwartz (Abb. 2) von Kollegen vor seiner unmittelbar bevorstehenden Verhaftung gewarnt. Zuvor hatte die Polizei seine Wohnung in Frankfurt-Niederrad auf »Maschinengewehre« hin durchsucht. »Der zuständige Polizeidezernent versicherte [...], dass man

meine Schuldlosigkeit und Zuverlässigkeit genau kenne [...]; Vertrauen in eine gerechte Behandlung wäre jetzt vollkommen unangebracht.« Ohne zu zögern flüchtete Schwartz mit seinem kleinen Sohn im Zug nach Zürich, wo die Schwiegereltern lebten; seine anderthalbjährige Tochter folgte kurz darauf mit einem Onkel, seine Ehefrau erst Wochen später.



1 Reprint (1975) der »List of Displaced German Scholars« (1936/1937) mit handschriftlichem Gruß von Philipp Schwartz an seinen Kollegen Wolfgang Schlotte.

2 Philipp Schwartz in den 1950er Jahren.



3 Postkarte, mit der die Notgemeinschaft auf die Universitätsreform in der Türkei aufmerksam gemacht wurde.

Schwartz gehörte zu den frühen Wissenschaftsflüchtlingen. Mitfühlend erlebte er die menschlichen Konsequenzen der im April folgenden massenhaften Entrechtung politisch beziehungsweise »rassisch« Verfeimter: »Und dann kamen täglich die Schreckensnachrichten über Suspension, Vertreibung, Verhaftung, Misshandlung und Selbstmord (oft genug als »Herzschlag« verschönert) von Universitätslehrern in ganz Deutschland.« In der Stadtvilla seines Schwiegervaters Professor Sinai Tschulok (1875–1945), in der Zürcher Plattenstraße 52, begründete Schwartz – zusammen mit sukzessiv eintreffenden Schicksalsgenossen, unterstützt von weltoffenen Schweizern – die »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft im Ausland«: »Wir mussten versuchen einer Panik entgegenzuarbeiten und uns zu organisieren.«¹

Datenbank der Emigrationshilfe

Bereits am 16. Mai 1933 zeigte die »Neue Zürcher Zeitung« in ihrer Abendausgabe die Einrichtung einer »Zentralberatungsstelle für deutsche Gelehrte« an. »Im Laufe der nächsten Tage und Wochen kam eine Lawine an Anfragen und Anmeldungen von allen Universitäten und Hochschulen in Deutschland. Wir sandten Fragebogen aus, [...] besaßen eine fast komplette Kartothek der aktuellen und der prospektiven Opfer des Rassenwahns auf wissen-

schaftlichem Gebiet und waren jedem bekannt geworden, der Hilfe und Hoffnung suchte.«

Die »Notgemeinschaft« war die erste Anlaufstelle für entlassene deutsche Hochschullehrer. Die entsprechende britische Hilfsorganisation (»Academic Association Council«, AAC) gab ihr Bestehen erst am 22. Mai in englischen Zeitungen bekannt. In jenen dramatischen Tagen und Wochen hatte das Zürcher Büro einen entscheidenden Vorsprung. Deutsche Sprache und persönliche Kontakte taten das Übrige. Ihre einzigartigen Kenntnisse machten die »Notgemeinschaft« zum Informationszentrum aller entsprechenden internationalen Hilfsorganisationen.²

Im Juni 1933 besuchten Vertreter des AAC die »Notgemeinschaft« in Zürich und boten ihr an, nach London überzusiedeln, um enger zusammenarbeiten zu können. Schwartz lehnte ab. Ihm lag daran, die Unabhängigkeit der Selbsthilfeorganisation zu wahren, nicht zuletzt, um der allgegenwärtigen nationalsozialistischen Denunziation keine neue Nahrung zu geben. Dies erwies sich bald als vorteilhaft.

Ein unwahrscheinlicher Glücksfall

Bereits 1931 war der Genfer Pädagogikprofessor Albert Malche (1876–1956) in die Türkei gerufen worden, um die von Kemal Atatürk (1881–1938)

in Gang gesetzte Verwestlichung des Landes durch den Aufbau einer Universität nach europäischem Vorbild voranzutreiben. Obgleich die Pläne ausgearbeitet vorlagen, fehlte es an qualifizierten Professoren. Dies änderte sich mit der Entlassungswelle in Nazideutschland.

Prägnant schilderte Schwartz, wie der Kontakt mit der Türkei zustande kam: »Ende Mai erhielten wir eine Postkarte, unleserlich unterzeichnet, die uns informierte, dass in der Türkei [...] eine Universitätsreform vorbereitet wird. Ich meldete mich sofort. Malche antwortete.« – Mehr als 70 Jahre später konnte ich den Absender der Postkarte identifizieren: Josef Messinger (1880–1950), seinerzeit Prediger der Jüdischen Gemeinde in Bern. Dechiffriert und in den Gregorianischen Kalender konvertiert, entspricht das angegebene hebräische Datum »Erew Schwuot 5693« dem 30. Mai 1933. (Abb. 3)

Anfang Juli reiste Schwartz nach Istanbul. In ersten Verhandlungen mit der Türkischen Regierung gelang es ihm, dreißig deutsche Professoren an die neu eröffnete »Istanbul Üniversitesi« zu vermitteln. Weitere folgten. Schließlich nahm er selbst die Berufung auf den Lehrstuhl für Pathologie in Istanbul an und leitete die dortige Zweigstelle der »Notgemeinschaft«. Zwischen 1933 und 1945 fanden etwa 300 Wissenschaftler (darunter mindestens acht Frankfurter Professoren) mit ihren Angehörigen sowie weiteren Mitarbeitern für kurz oder länger eine Zuflucht in der Türkei (insgesamt an die 1.000 Personen). Nicht nur beim Aufbau der Universitäten in Istanbul und Ankara, sondern auch in der Verwaltung, der Architektur und den Künsten trugen die aus Deutschland Vertriebenen maßgeblich zur Entstehung der modernen Türkei bei.

Schwartz hielt öffentliche Vorlesungen, etwa über Sigmund Freud (1856–1939) – in einem Land, in dem es keinen ausgebildeten Psychoanalytiker gab und erst wenige Übersetzungen psychoanalytischer Werke.³ Während des Krieges reiste Schwartz mehrfach als Emissär der türkischen Regierung nach Großbritannien. Jüdische Flüchtlinge auf dem Weg nach Palästina beherbergte er in seinem Haus in Istanbul. Der Begründerin der Paläoneurologie, Tilly Edinger (1897–1965), die er während seiner Zeit als Assistent am Frankfurter Neurologischen Institut kennengelernt hatte, ermöglichte er 1939 die Ausreise aus Deutschland und rettete ihr damit das Leben.⁴

Geschichte der »Notgemeinschaft«

Im Spätsommer 1933 gab Schwartz die Leitung der »Notgemeinschaft« an Geheimrat Dr. jur. Fritz Demuth (1876–1963) ab, den vertriebenen Kurator der Handelshochschule in Berlin. Dieser verlegte Ende 1935 den Sitz der Zentrale ins Gebäude der »Society for the Protection of

Science and Learning« (SPSL, vormals AAC) am Londoner Gordon Square. Demuth wurde deren beratendes Mitglied und führte beide Organisationen aufs Engste zusammen. 1936 erhielt die »Notgemeinschaft« überdies den Mitgliedsstatus in der »League of Nations High Commission for Refugees from Germany«. Im gleichen Jahr gab sie die von der »Rockefeller Foundation« finanzierte »List of Displaced German Scholars« heraus. 1937 ergänzt, standen den internationalen Hilfskomitees damit Angaben zu 1.794 arbeitsuchenden Wissenschaftlern zur Verfügung (»strictly confidential«). (Abb. 1)

Nach Schwartz' Zeugnis »meldete sich die Mehrzahl der Personen, die 1937 [...] von uns veröffentlicht wurde, schon in den ersten Wochen nachdem die Verfolgungen in Deutschland begonnen hatten.« Und Demuth gab 1951 in seinem abschließenden Bericht an, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wären 2.600 emigrierte Wissenschaftler aus Deutschland, Österreich und Böhmen registriert worden. Alle seien untergekommen. Während sich die SPSL auf das British Empire und das »Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars« auf die USA konzentrierten, spezialisierte sich die »Notgemeinschaft« auf Entwicklungsländer und vermittelte allein 190 Gelehrte nach Lateinamerika, Afrika und Asien.

Entlassene Professoren der Frankfurter Universität, die dank Philipp Schwartz in die Türkei berufen wurden

Hugo Braun (Mikrobiologie)
Friedrich Dessauer (Radiologie)
Ernst Hirsch (Handelsrecht)
Josef Igersheimer (Augenheilkunde)
Werner Lipschitz (Pharmakologie)
Fritz Neumark (Wirtschaftswissenschaft)
Walter Ruben (Indologie)
Philipp Schwartz (Pathologie)

Bislang fehlen eingehende Untersuchungen zur Geschichte der »Notgemeinschaft«. Nur ein einziger Aufsatz hat sie bislang eigens thematisiert.⁵ Stattdessen wird die Autorschaft jener Liste immer wieder einmal vergessen oder dem AAC/SPSL zugeschrieben. Nur am Frankfurter Edinger-Institut sind inzwischen Arbeiten zu Leben und Werk von Philipp Schwartz entstanden.

Zwischen allen Stühlen

Der größte Erfolg der »Notgemeinschaft«, die in der Wissenschaftsemigration der Nazizeit

4 Blick in die von Philipp Schwartz zu Lehrzwecken konzipierte Ausstellung »The Transparent Brain«. Die »American Medical Association« verlieh ihm dafür 1960 die »Billings Gold Medal«.



beispiellose Gruppenvermittlung in die Türkei, ist kaum denkbar ohne Schwartz' biografischen Hintergrund: 1894 im seinerzeit ungarischen Banat geboren – einem jener südosteuropäischen Vielvölkerstaaten *en minia ature*, in dem Spuren der fast 160-jährigen Osmanischen Herrschaft noch präsent sind (heute serbisch, ungarisch und rumänisch) –, fühlte er sich bei der Ankunft in Istanbul sofort wie zu Hause. Ausbleibender Kulturschock, verbunden mit Schwartz' Beherrschung des Französischen, der Diplomatensprache in der Türkei, trugen maßgeblich zum

unverhofften Durchbruch in seinen Verhandlungen mit den türkischen Regierungsvertretern bei.

Verblüffend Schwartz' Selbstverständnis der »Notgemeinschaft«: »Es handelte sich dabei nicht um den Versuch Stellen zu finden, die uns zu einem gesicherten Einkommen verhelfen. Wir schlossen unsere Reihen, um eine Degradierung jenes Geistes zu verhüten, der uns zur Entwicklung unserer Fähigkeiten verhalf und in dessen Dienst zu stehen wir geboren wurden [...]. Wir sahen uns beauftragt den wahren Geist der deutschen Nation in der Welt zu vertreten.«⁶ Die von Schwartz im rhetorischen »wir« angenommene Identifikation mit Idealen, die er selbst in Traditionen deutsch-jüdischer Geschichte und der Aufklärung stellte, entsprach mitnichten dem Interesse vieler Hilfesuchender. Ins Ausland vermittelt, zahlten sie oft nicht einmal den vereinbarten kleinen Beitrag zur Selbstfinanzierung der »Notgemeinschaft«.

Mehrfach versuchte Schwartz in den 1950er Jahren, an seine ehemalige Wirkungsstätte am Frankfurter Pathologischen Institut zurückzukehren. 1957 lehnte ihn die Medizinische Fakultät »schon aus Gründen des Alters ab«.⁷ Schwartz übersiedelte in die USA, wo er bis 1976 als international renommierter Neuropathologe eine eigene Forschungsanstalt am Warren State Hospital, Pennsylvania, leitete. (Abb. 4) 1972 erklärte er auf dem »Zweiten Internationalen Symposium zur Erforschung des deutschsprachigen Exils nach 1933« in Kopenhagen, »dass meine Tätigkeit als Begründer und Entwickler einer Emigrantenorganisation in Deutschland, nicht nur während der Hitlerherrschaft, sondern auch nach ihrem Zusammenbruch als deutschfeindlich betrachtet wurde. Ich habe genügend Veranlassung anzunehmen, dass diese Einstellung von man-



Der Autor

Dr. Gerald Kreft, Jahrgang 1955, ist Soziologe und Medizinhistoriker und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Neurologischen Institut (Edinger-Institut) der Goethe-Universität. Er ist Autor und Mitherausgeber mehrerer Bücher über Tilly Edinger, Ludwig Edinger sowie die Geschichte des Neurologischen Instituts; außerdem schrieb er Aufsätze über Juden in Hirnforschung, Psychoanalyse und Philosophie, Jüdinnen in der Frauenbewegung sowie das Bild von Arzt, Bad und Kur im jüdischen Witz.

g.kreft@gmx.net

chen meiner Universitätsgenossen noch heute bewahrt wird.«

Langsame Rückkehr

1957 erhielt Schwartz im Zuge der bundesrepublikanischen »Wiedergutmachung« erneut den Professorentitel an der Frankfurter Universität. Durch ein »unerklärliches Versehen« wurde er erst ab dem Sommersemester 1967 im Vorlesungsverzeichnis als »ordentlicher Professor« geführt mit dem Zusatz: »liest nicht«. Als die Frankfurter Medizinische Gesellschaft am 8. Mai 2002 für ihn eine Gedenksitzung veranstaltete und im klinikinternen Nachrichtenblatt darauf hinweisen wollte, wurde dies vom damaligen Dekan ohne Angabe von Gründen abgelehnt.

Angestoßen durch die am Edinger-Institut entstandenen Forschungsarbeiten, würdigte die Stadt Zürich Philipp Schwartz mit einem Ehrengrab. Auf der Einweihungsfeier am 11. April 2014, auf der auch ein Repräsentant der Republik Türkei sprach, entschuldigte sich Professor Manfred Schubert-Zsilavec als Vizepräsident der Goethe-Universität für deren Verhalten gegenüber Schwartz während und nach der Zeit des Nationalsozialismus. Auf Initiative der Ludwig Edinger-Stiftung enthüllte die Goethe-Universität am 24. November 2014 eine Erinnerungsstele für Philipp Schwartz vor dem Hörsaalgebäude des Universitätsklinikums. ●

Literatur

- 1 Gerald Kreft, Philipp Schwartz (1894–1977) – Zürich und die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland, in: B. Holdorff und E. Kumbier (Hrsg.), Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde, Band 18, Würzburg 2012, S. 101–129.
- 2 Gerald Kreft, »Dedicated to Represent the True Spirit of the German Nation in the World«, Philipp Schwartz (1894–1977), Founder of the Notgemeinschaft, in: Shula Marks, Paul Weindling and Laura Winthour (Eds), In Defence of Learning. The Plight, Persecution and Placement of Academic Refugees 1933–1980s (= Proceedings of the British Academy 169). Oxford 2011, S. 127–142.
- 3 Gerald Kreft und Ulrich Lilienthal (2011), »... beşeriyetin ezeli ve lâyetegayyer ahlâkî gayesi ...«/»... das ewige und unveränderliche moralische Ziel der Menschheit ...« Philipp Schwartz (1894–1977): Drei Vorträge in Istanbul (1936–1944), in: Caris-Petra Heidel (Hrsg.), Jüdische Medizin – Jüdisches in der Medizin – Medizin der Juden? Frankfurt am Main 2011, Corrigendum: [<http://www.mabuseverlag.de/chameleon/downloads/1886>].
- 4 Gerald Kreft, Mitarbeiter – Verehrer – Lebensretter: Philipp Schwartz (1894–1977) im Umfeld des Frankfurter Neurologischen Instituts, in: documenta naturae Nr. 192, Vol. 2. München 2013, S. 141–157.
- 5 Regine Erichsen, Emigrantenhilfe für Emigranten – die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland, in: Exil 14 (1994), S. 51–69.
- 6 Gerald Kreft: »... beauftragt, den wahren Geist der deutschen Nation in der Welt zu vertreten ...« Philipp Schwartz (1894–1977) und die Ärzteemigration in die Türkei seit 1933, in: Albrecht Scholz und Caris-Petra Heidel (Hrsg.), Emigrantenschicksale. Einfluss der jüdischen Emigration auf Sozialpolitik und Wissenschaften in den Aufnahmeländern, Frankfurt am Main 2004, S. 99–113.
- 7 Otto Winkelmann: Schon aus Gründen des Alters ablehnen«. Der Pathologe Philipp Schwartz (1894–1977) und die Frankfurter Medizinische Fakultät, in: Hessisches Ärzteblatt. Bd. 12 (2005), S. 862 f.



Gruppenbild vor der Stele (von links): Dr. Gerald Kreft, Prof. Josef Pfeilschifter, Prof. Manfred Schubert-Zsilavec, Dr. Susan Ferenz-Schwartz, Ufuk Ekici, Kurt Heilbronn und Prof. Martin-Leo Hansmann.

EINE STELE FÜR PHILIPP SCHWARTZ

Mit einer Stele vor dem Hauptgebäude des Universitätsklinikums erinnert die Universität seit dem 24. November 2014 an Philipp Schwartz. Der Dekan des Fachbereichs Humanmedizin, Prof. Josef Pfeilschifter, nannte Philipp Schwartz eine »Lichtgestalt in der dunkelsten Epoche deutscher Geschichte«. Vizepräsident Prof. Manfred Schubert-Zsilavec entschuldigte sich für das Verhalten der Goethe-Universität gegenüber Schwartz während und nach der Zeit des Nationalsozialismus. Auf der Stele bilden die Namen der 1.794 entlassenen Wissenschaftler das Porträt von Philipp Schwartz.

Dr. Susan Ferenz-Schwartz, die Tochter des Geehrten, zeigte sich bewegt, »dass mein Vater nach so vielen Jahren, nach beinahe zwei Generationen seinen Platz in der Universität und der Geschichte der Universität Frankfurt bekommt«. Kurt Heilbronn, der Sohn von Prof. Alfred Heilbronn, der 1935 über die »Notgemeinschaft« einen Ruf an die Universität Istanbul erhielt, bedankte sich im Namen aller Geretteten bei Philipp Schwartz und dem Gastland Türkei.

Der Generalkonsul der Republik Türkei, Ufuk Ekici, bedankte sich seinerseits für den wichtigen Beitrag der eingewanderten deutschen Wissenschaftler zur Gestaltung der modernen Türkei. In einem Grußwort von Yad Vashem, der bedeutendsten Gedenkstätte des Holocaust in Jerusalem, hieß es: »Philipp Schwartz [...] has rightfully earned a place in civilization's chronicle of human decency and ethical responsibility.« Prof. Martin-Leo Hansmann, Direktor des Frankfurter Pathologischen Instituts, erinnerte an Schwartz' bahnbrechende Studien zum zerebralen Geburtstrauma aus den 1920er Jahren.



Graben am Rand der Geschichte

Studierende des Historischen Seminars
erinnern an »Verlorene Denker«

von Philipp Hanke und Volker Kehl

128 Menschen – Akademiker und Intellektuelle – wurden zwischen 1933 und 1945 von der Universität Frankfurt entlassen. Das waren etwa 36 Prozent des Lehrkörpers. Als angehende Historiker in der Übung »Verlorene Denker – Die Vertreibung jüdischer Professoren an der Goethe-Universität« mit dieser Zahl konfrontiert wurden, waren sie bestürzt und verunsichert. Wie sollten sie mit den vielen Schicksalen umgehen?

Adorno, Kantorowicz, Oppenheimer – das waren Namen, die wir kannten. Diese erfolgreichen Forscher sind im Erinnerungsdiskurs verankert und genießen Anerkennung. Aber sind sie wirklich verloren? Für die Wissenschaft jedenfalls nicht, wie der Blick auf ihre Produktivität während des Exils zeigt. Der Historiker Reinhart Kosselek geht so weit, wegweisende Paradigmenwechsel und Forschungsgewinne auf gewandelte Erfahrungen im Exil zurückzuführen. Diese wissenschaftliche Perspektive überraschte uns und ließ unseren Blick zu denjenigen wandern, deren Namen uns unbekannt waren. Es erschien uns interessanter, ja vielleicht sogar wichtiger, die Geschichte dieser verlorenen Denker zu erzählen.

Gezielt suchten wir unter der Leitung von Hans Sarkowicz und Torben Giese nach denjenigen, die nach ihrer Entlassung nicht mehr wissenschaftlich wirken konnten, die an dieser neuen Situation scheiterten und vielleicht sogar Selbstmord begingen, die eventuell durch die Nationalsozialisten verfolgt oder gar ermordet wurden. Wir wollten es wagen, am Rand der bekannten Geschichte nach Personen zu graben, die nach 1945 aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit weitgehend verschwunden sind, um so wenigstens ein paar der »verlorenen Denker« an die Oberfläche der kollektiven Erinnerung zu befördern.

Wen aber auswählen? Wer war ein verlorener Denker unter den mehr als 100 entlassenen Professoren an der Universität Frankfurt? Wir begannen zu recherchieren, suchten im Internet, forschten in Archiven nach Nachlässen, prüften, ob es vielleicht doch Veröffentlichungen gab. Nicht immer wurden wir fündig, aber wir stießen auf Spuren. Das machte Hoffnung. So legten wir letztlich fünf »Verlorene Denker« fest, die wir in einem Hörfunk-Feature gemeinsam mit dem Sender

hr2-Kultur der Öffentlichkeit vorgestellt haben: den Astrophysiker Karl Meissner, den Mathematiker Paul Eppstein, den Psychiater Raphael Weichbrodt, den Maler und Kunsttheoretiker Hermann Lismann und den Chemiker Edmund Speyer.

Hermann Lismann – ein Künstler aus dem Depot

Zum Leben des Malers Hermann Lismann fanden wir sehr unterschiedliche Quellen. Im Universitätsarchiv: Die Personalakte sowie sein Entlassungsgesuch aus dem Jahr 1935. Das Archiv der Stadt Frankfurt verwahrt den Nachlass: zwei Kästen voll kunstphilosophischer Reflexionen und persönlicher Aufzeichnungen. In der Universitätsbibliothek: Kataloge zu den Ausstellungen seiner Bilder nach dem Krieg. Im Archiv des Städel: Listen aus der Zwischenkriegszeit über zerstörte oder verschollene Bilder. Korrespondenzen seiner Nachfahren mit der Stadt Frankfurt und dem Städel. Im Depot des Museums unter unzähligen anderen Bildern: Stillleben, datiert auf das Jahr 1929. Schon die Anzahl der Quellen und die Orte, an denen sie liegen, machen deutlich: Bei Lismann handelt es sich um eine Persönlichkeit, die sich der Einordnung in eine Kategorie entzieht. Sein Leben ist so vielfältig wie die Zeugnisse, die von ihm geblieben sind.

Geboren am 4. Mai 1878 als Sohn eines jüdischen Walzwerkbesitzers in München, sollte Hermann Lismann eigentlich den väterlichen Betrieb übernehmen. Doch der Beruf des Kaufmanns lag ihm nicht; lieber nutzte er die Rechnungsbücher zur künstlerischen Betätigung. Er studierte Philosophie und Kunstgeschichte in Lausanne und Malerei in München bei Franz von Stuck, der auch Wassily Kandinsky und Paul Klee unterrichtete.

1904 ging der junge Künstler nach Paris, war ein Anhänger Paul Cezannes und verkehrte

1 Der Chemiker Edmund Speyer (oben) und der Künstler Hermann Lismann gehören zu den vertriebenen Wissenschaftlern, die ungerechtfertigt in Vergessenheit geraten sind.

am Montparnasse im Café du Dôme, einem Treffpunkt der Bohème. Mit der »Bande Picassos« auf der gegenüberliegenden Straßenseite wollte er nichts zu tun haben. Er gehörte nicht zu denen, die mit den Traditionen brechen wollten. Eher sah er sich in der Nachfolge der Impressionisten. Statt auf Revolution setzte er auf Evolution. In seinem Nachlass schreibt er, Kunst solle »die Fäden der vorhandenen Kulturen anspinnen zu einem neuen Gewebe«. Lismann malte vor allem Landschaften und Porträts. Seine Bilder verkauften sich gut.

In Paris heiratete er Maria. Mit ihr hatte er eine Tochter und einen Sohn. Im Frühjahr des Jahres 1914 zog die junge Familie nach Frankfurt. Über seine Vettern – zwei Bankiers – fand der Künstler Zugang zu den bildungsbürger-

humanistisch inspirierten, im Grunde jedoch unpolitischen Kunst- und Bildungsgläubigen der Weimarer Zeit. Lismann ist ein Kulturkonservativer, der versuchte, gerade wegen des Bruchs in seiner Weltanschauung an der schönen Kunst festzuhalten. Dem zeitgenössischen Kunstbetrieb der Avantgarde stand er skeptisch gegenüber.

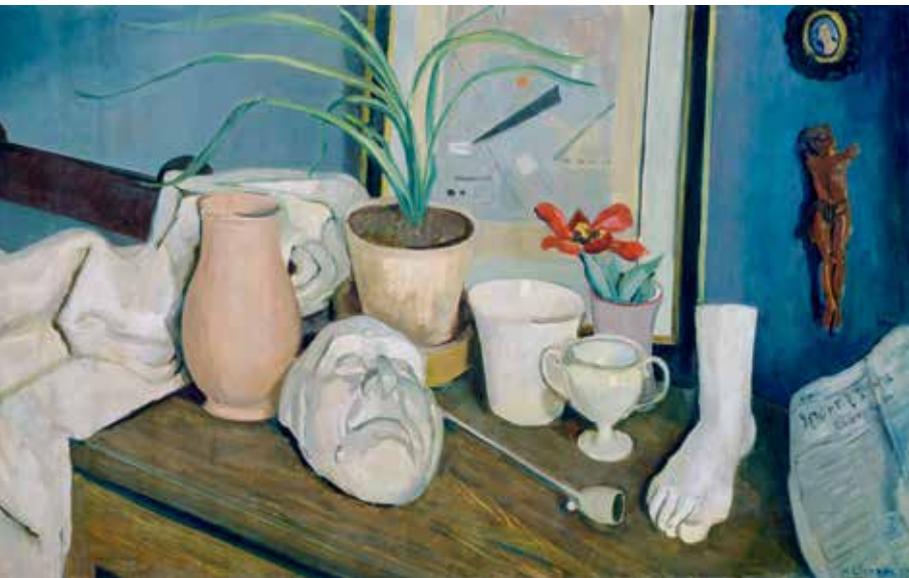
In Frankfurt gründete Lismann eine eigene Malschule, die aber 1929 wieder schließen musste. Im Jahr der Wirtschaftskrise unterstützte ihn die Frankfurter Künstlerhilfe und er begann an der Frankfurter Universität Vorlesungen über Ästhetik zu halten. 1933 musste er sein Atelier aufgeben, blieb aber als Soldat des Ersten Weltkriegs zunächst von der Entlassung verschont. 1935 kam er dieser zuvor, indem er sich von seinem Lehrauftrag entbinden ließ. Von da an gab er in Kooperation mit der jüdischen Gemeinde Zeichenkurse, die junge Menschen auf die Emigration vorbereiten wollten. 1938 folgte er seiner Tochter nach Frankreich. Über Paris, wo er keine Aufenthaltserlaubnis erhielt, floh er weiter nach Süden. In Tours hatte er Freunde, die ihn unterstützten. Dort konnte er in den nächsten zwei Jahren ausstellen. Außerdem spielte er in einem Symphonieorchester Geige.

Missglückte Flucht

1940, als Hitler Frankreich überfiel, musste Lismann wieder fliehen. Vor den vorrückenden Deutschen floh er in einem Gewaltmarsch von sechs Tagen und Nächten nach Montauban. Der sozialistische Bürgermeister bemühte sich um ein Visum für die Flüchtlinge. Vergeblich. Während es der Tochter Franzi gelang zu entkommen, wurde Hermann Lismann im Jahr 1942 in Tours interniert. Zwei Monate vor seinem 65. Geburtstag wurde er deportiert. Über das Durchgangslager Drancy wurde er am 4. März 1943 in das Vernichtungslager Majdanek gebracht und ermordet.

Nach dem Krieg gab es immer wieder Versuche, an den sensiblen Maler zu erinnern. Auf Bestreben seiner Frau Maria fand 1959 im Karmeliterkloster eine Ausstellung seiner Bilder statt. Es erschienen Zeitungsartikel und ein Begleitband. 1968 und 1979 fanden Gedächtnisausstellungen statt. Kurz flammte das Interesse wieder auf, aber bis heute bleibt Lismann eine Randnotiz. Der Versuch seines Schwiegersohns, Lismanns Nachlass an das Städelmuseum zu verkaufen, scheiterte an der Ablehnung der Direktion.

Heute befindet sich das Bild »Stilleben« im Besitz des Städtels. Dort ist es im Depot verwahrt. Nach den Informationen mehrerer Kunstauktionsplattformen im Internet werden seine Kunstwerke immer noch gehandelt.



2 Stilleben mit Gipsen und Pflanzen von Hermann Lismann aus dem Jahr 1929. Öl/Holz, 58,5 x 90 cm.

lichen Kreisen der Stadt. Doch dann brach der Krieg aus und Lismann musste an die Ostfront. 1917 wurde er verwundet. Er kehrte zurück nach Frankfurt, wo er mit seinen Vettern die Kriegsfürsorge des Roten Kreuzes übernahm.

Schöne Kunst gegen das Trauma des Krieges

Der Krieg bedeutete für Lismann einen tiefen Einschnitt. In seinem 1920 erschienen Buch »Wege zur Kunst« nimmt er darauf Bezug. Dort schreibt er, die »Ideale des wilhelminischen Zeitalters« seien ihm entfremdet und es käme nun darauf an, dass die »Idee des reinen Menschentums auch in der Malerei ihren Ausdruck finde.« Dies ist wohl kaum als ein politisch-ästhetisches Programm zu sehen, das ein gesellschaftliches Engagement der Kunst fordert. Es klingt eher wie eine Rechtfertigung für das eigene künstlerische Dasein und zeigt ein ausgeprägtes Harmonie-Bedürfnis als Reaktion auf das Trauma des Krieges. Das Zeugnis eines zwar



Edmund Speyer – Erfinder des Schmerzmittels Eukodal

Die Erinnerung an Edmund Speyer lebt in Archiven, in verstaubten Akten. Im Universitätsarchiv finden sich Personalakten. Eintragungen im Melderegister der Stadt Frankfurt. Besonders ergiebig sind die Akten des Darmstädter Chemiekonzerns Merck. Verträge, Forschungsansätze und -ergebnisse sowie die Korrespondenz mit Fritz Merck erlauben es, Edmund Speyers Berufsleben zu rekonstruieren. Im Bundesarchiv findet sich schließlich die Deportationsliste, in der sein Name auftaucht.

Edmund Jakob Speyer wurde am 11. November 1878 in Frankfurt am Main geboren. Er besuchte die Musterschule und studierte in Heidelberg Chemie. 1901 promovierte Speyer an der Ruprechts-Karls-Universität Heidelberg. Anschließend zog es ihn zurück nach Frankfurt, wo er am 11. Mai 1914 eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Chemischen Institut antrat, das zum Physikalischen Verein gehörte und wenige Monate später in die neu gegründete Universität aufgenommen wurde. Ein Jahr später wurde er im Alter von 37 Jahren zum Privatdozenten ernannt.

Professor nur für ein Jahr

Seine Beförderung zum außerordentlichen Professor wurde zunächst abgelehnt. Erst 1932 wurde Edmund Speyer nach einem langwierigen Verfahren berufen. Doch schon ein Jahr später entzogen ihm die Nationalsozialisten schon wieder die Lehrbefugnis wegen seines jüdischen Glaubens. Im Wintersemester 1933/1934 tauchte zwar sein Name noch im Vorlesungsverzeichnis

auf. Doch daneben findet sich der Vermerk »beurlaubt«. In Edmund Speyers Personalakte ist die Begründung in einem Brief mit dem offiziellen Stempel des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung festgehalten:

»Auf Grund von §3 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 entziehe ich Ihnen hiermit die Lehrbefugnis an der Universität Frankfurt am Main. Berlin den 2. September 1933 [...]«

Mit diesem von den Nationalsozialisten erlassenen Gesetz wurden ab 1933 jüdische und politisch andersdenkende Wissenschaftler ohne Vorwarnung aus dem Universitätsbetrieb entlassen. Nach diesem letzten Eintrag in der Personalakte verliert sich die Spur von Speyer erst einmal.

Beruflicher Erfolg mit Eukodal

Eine weitere Spur ist Oxycodon, ein schmerzstillendes Opiat, das Edmund Speyer 1916 gemeinsam mit seinem Kollegen Martin Freund synthetisiert hatte. Ihre Entdeckung ließen die beiden Chemiker außer in Deutschland auch in Österreich-Ungarn, der Schweiz und den USA patentieren. Im Oktober 1918 verkauften sie die Lizenz an die Firma Merck, die es unter dem Namen Eukodal auf den deutschen Markt brachte. Speyer war mit 10 Prozent an den Gewinnen beteiligt. Die Dokumente legen den Schluss nahe, dass Freud 30 Prozent erhielt. Im Zweiten Weltkrieg war das Schmerzmittel fester Bestandteil der Sanitätsausrüstung der Wehrmacht und der SS. Nur wenige Nationalsozialisten werden gewusst haben, dass ausgerechnet ein von ihnen »entlassener« Wissenschaftler dazu beitrug, ihre Schmerzen zu lindern.

3 Eukodal-Packungen von Merck um 1929 und Werbung von 1932.

Auch heute ist die Nachfrage nach Oxycodon hoch. So betrug der Umsatz des Medikaments im Jahr 2010 3,5 Milliarden US-Dollar und war unter den meistverkauften Präparaten in den USA an fünfter Stelle. Nur Speyers Name wird den wenigstens Konsumenten bekannt sein. Dabei lässt der vergessene Chemiker bis heute mit seinem Mittel Schmerzen vergessen.

Spurensuche

Indirekte Erwähnungen und abstrakte Zahlen sagen wenig bis nichts über den Verbleib Speyers nach 1934 aus. Einige Hinweise sprechen dafür, dass er in Frankfurt geblieben ist. So berichtet der heute 93-jährige Großcousin Speyers, Herbert Koch, er sei 1934 als 12-Jähriger im Hause Speyers zu Besuch gewesen. Edmund Jakob Speyer wohnte gemeinsam mit seinem Bruder Saly im Unterweg 20, im Frankfurter Nordend. Ein weiterer Beleg aus dem Merck-Archiv unterstützt die Vermutung. Am 19. August 1937 schrieb Walter Freund, der Sohn des Geschäftspartners und Mitfinders Martin Freund, an die Firma Merck:

»Herr Prof. Dr. Edmund Speyer ist bereit zu einer Aussprache zu ihnen herüber zu kommen, auch nur gemeinsam mit Herrn Dr. Franke, da es sich eben hier nicht um chemische, sondern um kaufmännische-juristische Fragen handelt, die ihm nicht geläufig sind. (...)« Dieser Brief deutet auf einen Rechtsstreit zwischen den Erben Martin Freunds und der Firma Merck hin. Nach dem frühen Tod des Chemikers im Jahr 1920 strebte dessen Sohn die Einführung von Eukodal in den USA an.

Ein weiterer Beleg aus dem Merck-Archiv unterstützt die Vermutung, dass Speyer in Frankfurt geblieben ist. »Für die Zeit vom 1.1.41 ab haben wir – einer Weisung des Finanzamtes



Die Autoren

Philipp Hanke (links) und **Volker Kehl** (zweiter von rechts) hier im Bild mit **Henrike Blaum** (Mitte), **Tim Czarny** und **Juliette Heinikel** in einem Aufnahmestudio des Hessischen Rundfunks. Die Spurensuche nach den „verlorenen Denkern“ wurde in einer Radiosendung dokumentiert und am 19. Oktober gesendet.

Werd ich vergessen? Und wenn irgendwas
Viel später zu mir kommt und mich daran
Erinnert: Werd ich fremd hin fragen -: Wann-?
Kann Leben heißen: Zu vergessen, daß

Mir Seligkeit, endlos unverkürzte
An einem Tage ward der rasch verann
Und daß dein Wesen sich in meines stürzte
Aus deinen Augen, da ich kaum begann

Dich anzusehen. Ich weiß von dir nicht mehr;
Nur kommen mußt du um jeden Preis,
Und eine Stelle in mir ist jetzt leer
Für alles das von dir was ich nicht weiß.

(Rainer Maria Rilke)

Frankfurt/Main, Außenbezirk-Verwertungsstelle, vom 13.1.43 folgend – die gesamten Gewinnanteile, also einschließlich des Anteils von Herrn Professor Dr. Speyer, jeweils in einer Summe an die Deutsche Bank, Filiale Frankfurt/Main, zur Gutschrift auf das Konto des Finanzamtes – Sonderkonto Freund-Erben – überwiesen.« Wäre Edmund Speyer emigriert, hätten die Nationalsozialisten sein Vermögen eingezogen und es wären keine Gewinnanteile ausgezahlt worden.

Während Speyer bereits gesellschaftlicher Ächtung ausgesetzt war, zahlte die Firma Merck weiterhin seine Gewinnanteile auf ein Sonderkonto der Freund-Erben bei der Deutschen Bank ein. Der Wohlstand, den Eukodal ihm verschafft hatte, ließ ihn inmitten grausamer Feindseligkeit ausharren.

Die letzte Spur von Edmund Speyer findet sich in einer Liste aus dem Bundesarchiv. Diese Liste verzeichnet Menschen, die von Frankfurt aus in das Ghetto Łódź deportiert wurden. Die Namen von Edmund und seinem Bruder Saly Speyer tauchen dort unter dem Datum des 19. Oktober 1941 unter 1.125 anderen Namen auf. Am 16. Februar 1942 starb Saly Speyer und knapp drei Monate später am 5. Mai Edmund Speyer im Alter von 63 Jahren an Herzversagen im Ghetto Łódź.

Gegen das Vergessen

Mit dem Projekt »Verlorene Denker« wollten wir an diejenigen erinnern, deren Geschichten durch Verfolgung und Deportation in Vergessenheit geraten sind. Hermann Lismanns Gemälde sind heute über die Welt verstreut. Er selbst ist als Künstler und Denker eine Randnotiz geblieben. Edmund Speyers Medikament Eukodal hat bis in unsere Tage überdauert, doch kaum jemand kennt den Erfinder. Wir hoffen, einen Anfang gemacht zu haben, um jenen Vergessenen der Geschichte ihren verdienten Platz in der Erinnerungskultur einzuräumen. ●

**BARFUSS AUF DEM BETON
STEHEN
OHNE SCHLAF
STEHEN
OHNE KLO
STEHEN
OHNE ENDE
STEHEN
STEHEN
STEHEN**

**BIS DU WAS DAGEGEN TUST.
AUF [AMNESTY.DE/STOPFOLTER](https://www.amnesty.de/stopfolter)**

**AMNESTY
INTERNATIONAL**



6
B e s c h l u s s

Nach der Bekanntmachung des Reichsministers des Innern vom 22. Aug. 1939 (Reichsanzeiger Nr. 116) ist der Senes A d a m geboren am 24. Dezember 1898 in Kleinolberode der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt worden. A d a m ist danach auch des Tragens eines deutschen akademischen Grades unwürdig. Ihm wird daher die ihm am 29. Juli 1930 von der Philosophischen Fakultät Fakultät verliehene Doktorgrad entzogen. Die Entziehung wird mit dieser Veröffentlichung wirksam. Ein Rechtsmittel ist nicht gegeben.
Frankfurt a.M., den 2. Januar 1940

Der Rektor
der Johann Wolfgang Goethe - Universität:

Hayhoff.

Der Dekan der
Rechtswissenschaftlichen Fakultät:

Hörps

Der Dekan der
Medizinischen Fakultät:

Sulthausen

Der Dekan der
Philosophischen Fakultät:

Saurotz

Der Dekan der
Naturwissenschaftlichen Fakultät:

Mack

Der Dekan der
Wirtschafts- und Soz.-Wiss. Fakultät:

Kruschke

Akademischer Tod: Die Aberkennung des Doktorgrades

Von der Schwierigkeit, nationalsozialistisches Unrecht wiedergutzumachen

»Wie so oft, war es auch in Ihrem Falle leichter, Unrecht zu tun, als dieses Unrecht wieder gutzumachen.« Mit dieser bitteren Bemerkung fasste im Oktober 1957 der Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, der Ökonom Prof. Dr. Hans Möller, in einem Entschuldigungsschreiben an Walter Braeuer ein Rehabilitierungsverfahren zusammen, das bereits mehr als zehn Jahre zuvor im Januar 1946 gestartet war.

Die Fakten sind überschaubar: Walter Braeuer stammte aus Hanau, er hatte seit 1925 an den Handelshochschulen Mannheim und Berlin Wirtschaftswissenschaften studiert und war 1930 an die Universität Frankfurt gewechselt. Hier promovierte er mit der Dissertationsschrift »Kartell und Konjunktur, der Meinungsstreit in fünf Jahrzehnten«.

Bereits als Student war er politisch aktiv, zuerst in der SPD und später in seiner Frankfurter Zeit in der Kostrufa, der Kommunistischen Studentenfraktion. Am 31. Juli 1933 wurde er deshalb in »Schutzhaft« genommen und drei Wochen später entlassen, als er sich schriftlich verpflichtet hatte, nicht mehr gegen den nationalsozialistischen Staat zu handeln. Im folgenden Januar stellte er ein Gesuch auf Zulassung zur Promotion. Sein gewünschter Betreuer Prof. Henryk Grossmann war emigriert, der ursprüngliche Koreferent Prof. Paul Arndt avancierte zum Erstgutachter. Walter Braeuers politische Tarnaktionen zeigten offensichtlich Erfolg, denn er konnte das für das Promotionsverfahren notwendige Führungszeugnis vorlegen. Nach einer am 1. März 1934 gut bestandenen mündlichen Prüfung verlieh ihm die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät »Titel und Würde eines Doktors der Wirtschaftswissenschaften«. Wenige Tage nach der Übergabe des Diploms floh Walter Braeuer in die Schweiz.

Depromotion nach Ausbürgerung oder Strafe

Walter Braeuer gehört zu den zahlreichen Frankfurter Doktoranden, die aus politischen, rassistischen oder ideologischen Gründen im »Dritten Reich« verfolgt wurden und Deutschland verlassen mussten. 87 dieser Emigranten wurde als besondere Entwürdigung zwangsweise die Staatsangehörigkeit entzogen; als Folgestrafe verloren sie ihr Eigentum in Deutsch-

land und ihre akademischen Grade. Dieses der Ausbürgerung folgende Depromotionsverfahren veränderte sich trotz zahlreicher Verordnungen kaum im Verlauf: Das Reichsinnenministerium meldete die erfolgte oder auch nur eingeleitete Ausbürgerung dem Wissenschaftsminister, der dies den Universitätsrektoren mit der Aufforderung weitergab »hinsichtlich der Entziehung des Dr.-Titels das Weitere zu veranlassen«. Ein einzig zu diesem Zweck eingerichtetes Dekanskonzil, bestehend aus dem Rektor und den Dekanen der fünf Fakultäten, hatte die Funktion, diesen Tatbestand zu bestätigen. Weder die Universität Frankfurt noch die betroffenen Doktoren durften Stellung nehmen. Mit der Veröffentlichung im Deutschen Reichsanzeiger wurde die Entziehung wirksam. Der Rektor erstattete dem Reichswissenschaftsminister den eingeforderten Bericht.

Gab es bei diesen Aberkennungen nach Ausbürgerung einen automatisierten Verfahrensweg, so folgten die davon zu unterscheidenden Aberkennungen wegen einer Strafe zwei Verfahrensweisen: Insgesamt verloren 26 Frankfurter Doktoranden aufgrund eines Gerichtsurteils ihren akademischen Titel. »Sittlichkeitsvergehen« (Homosexualität), »Rassenschande«, »gewerbsmäßige Abtreibung«, »Betrug«, »Vergehen gegen das Rundfunkgesetz«, »Hochverrat« und »Fahnenflucht« waren einzelne Urteilsgründe. Entscheidend für diese Art der Depromotion aber war, ob die Strafverurteilung mit oder ohne gleichzeitige Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte erfolgte. Im Hochverratsprozess gegen das sozialistische Ehepaar Ruth und Paul Heinrichsdorff wurden der Jüdin Ruth Heinrichsdorff neben der Freiheit auch die bürgerlichen Ehrenrechte entzogen, hier folgte nach § 33 StGB a.F. zwangsläufig »ohne weiteres der Verlust des Doktorgrades«.

1 Beschluss zur Aberkennung des Doktorgrades von Ernst Adam. Emigranten wurde die Staatsbürgerschaft entzogen. Damit verloren sie nicht nur ihr Vermögen, sondern galten auch als »unwürdig«, ihre akademischen Grade zu führen.

Dagegen besaß die Universität geringen Handlungsspielraum, wenn trotz Freiheitsstrafe die bürgerlichen Ehrenrechte unangetastet blieben wie bei Paul Heinrichsdorff. Hier forderte der Universitätsrat die Gerichtsunterlagen beziehungsweise die Urteilsbegründungen des Gerichts an und schlug dem Rektor und den Dekanen das weitere Vorgehen vor: Paul Heinrichsdorff wurde der Dokortitel aberkannt, da er sich nach Meinung des Universitätsrats als unwürdig erwiesen habe, den Titel zu führen. Unter demütigenden Umständen erhielten die wenigen Doktoren, die überhaupt gefragt wurden, die Chance zur Äußerung. Sprach sich die Universität für eine Aberkennung aus, lag die abschließende Entscheidung beim Reichswissenschaftsminister, lehnte die Universität aber ein Verfahren ab, musste sie mit Nachfragen der meldenden Behörde rechnen. Bei der Durchsicht der Promotionsakten zeigt sich: nur in Einzelfällen nutzte die Universität den Spielraum zugunsten ihrer Absolventen. Umgekehrt konnten Aberkennungen, die im Interesse der Universität lagen, durch das Ministerium aufgehoben werden. So behielt in einem Plagiatsfall im Jahr 1936 der Kandidat seinen Titel, weil er auf »gute Beziehungen« verweisen konnte.

Schikanen für unerwünschte Akademiker

Täuschungen oder »Ehrenstrafen« hatten im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik selten zur Depromotion geführt. Nach 1933 war die Aberkennung des Dokortitels ein Mittel des akademischen Tods. Zahlreiche unliebsame Dozenten wurden entlassen und befristete Verträge vieler Assistenten waren nicht verlängert worden; immer mehr Studierende

wurden aus politischen, rassistischen und ideologischen Gründen schikaniert. Das Universitätsstudium und in der Folge auch die Promotion wurden ihnen verwehrt. Einzelne Ausnahmeregelungen täuschten Zukunftsperspektiven vor. Betroffen waren unter anderem Juden oder Nichtjuden mit jüdischen Großeltern, politisch aktive konservative oder liberale Demokraten, Sozialdemokraten oder Kommunisten, aber auch Pazifisten und »nach den Richtlinien für die gesundheitliche Auslese« Diabetiker. Weniger

sichtbar, aber entscheidender als die Ächtung durch die Aberkennung des Titels waren Studiums-, Prüfungs- und Berufsverbote.

Die studentische Fachschaft der Mediziner legte 1933 eine Liste mit Namen unerwünschter jüdischer Kommilitonen vor, die exmatrikuliert werden sollten. Andere Studierende hingegen setzten sich – erfolglos – für den Geschichtsprofessor Ernst Kantorowicz oder die Bibliotheksangestellte Leonie Mayer ein.

Schnelle Entnazifizierung, langsame Rehabilitierung

Zwölf Jahre später lagen zahlreiche Universitätsgebäude in Trümmern, in den Kellern lagen die meisten Studenten- und Promotionsakten unversehrt. In Frankfurt verfolgte Studierende konnten dadurch sogleich ihre Verfolgung belegen und endlich weiterstudieren; Promovenden konnten das unterbrochene Promotionsverfahren erfolgreich abschließen.

Alle Lehrenden, alle Verwaltungsmitarbeiter, alle Studierenden mussten Fragebogen zu ihrer NS-Vergangenheit ausfüllen und hatten nur nach einem politischen Prüfungsverfahren die Chance, an der Universität zu bleiben. Für Studierende galt eine strenge Quotierung. Die Entnazifizierungskommission arbeitete unter Hochdruck, um möglichst schnell die Wiederaufnahme des Lehrbetriebs mit politisch einwandfreien Dozenten zu ermöglichen. Noch vor Wiedereröffnung der Universität meldete sich Walter Braeuer im Januar 1946 bei der Universitätsverwaltung. Rektor Hohmann versicherte »Herrn Doktor«, dass die Entziehung »selbstverständlich rückgängig gemacht werden wird. Wie ich von unterrichteter Seite höre, wird für Groß-Hessen in nächster Zeit ein diese Fragen grundsätzlich regelndes Gesetz herauskommen und ich bitte Sie daher, sich wegen Ihrer förmlichen Rehabilitierung noch kurze Zeit zu gedulden.« Auf ein Gesetz wartete man lange und so diskutierten die Rektoren derweil auf den Hochschulkonferenzen mögliche Verfahrenswege und sammelten Gutachten. In dieser unklaren Rechtslage verschärfte die Spannungen zwischen Universitätsrat und Rektorat und Fakultäten in Frankfurt die Lage.

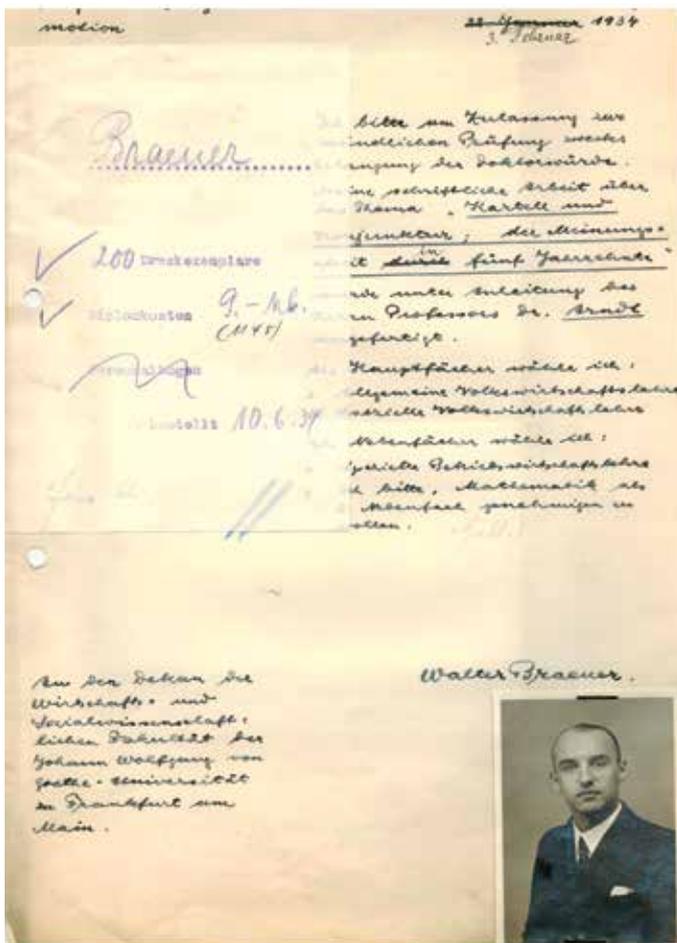
Der Universitätsrat arbeitete im Krieg zurückgestellte Verfahren auf. Einzelne Fälle wie die des Widerstandskämpfers Hans John legte er ad acta. Doch prinzipiell zweifelte er nicht an den Gerichtsurteilen im »Dritten Reich«. Nach Jahren wurden die Verfahren als quasi verjährt eingestellt oder, da man von einer neuen Verurteilung erfuhr, auch bis zum bitteren Ende der Aberkennung geführt. Emigranten baten, von der Depromotion nicht wissend, für Meldebehörden, Rentenversicherungen oder Entschädigungsämter um Studiums- und Promotionsbestätigungen.



Die Autorin

Katharina Becker, M. A., Jahrgang 1965, langjährige Mitarbeiterin im Universitätsarchiv Frankfurt, studierte Geschichte an der Goethe-Universität. Das Thema ihrer Abschlussarbeit lautete »Die Aberkennung des Doktorgrades im Dritten Reich. Das Beispiel Frankfurt am Main.«

kat.becker@em.uni-frankfurt.de



Regelmäßig wechselnde Rektoren und Dekane entschieden bei diesen Anfragen ohne geregeltes Verfahren. Sie erklärten die Nichtigkeit der Aberkennung oder beglaubigten eine Diplomabschrift. Ihre meist sehr freundlichen, persönlichen Briefe wurden dankbar empfangen.

Politische und kriminelle Fälle nicht eindeutig unterscheidbar

Die Spannungen zwischen Universitätsrat und Dekanen zeigten groteske Züge, wenn der Universitätsrat intern gegen eine Wiederzuerkennung entschied, der Dekan aber zeitgleich die Rehabilitierung gegenüber dem Betroffenen aussprach. In einem anderen Fall von »Unterschlagung« führten eine emotionale, unsachliche Stellungnahme, verschwundene Unterlagen und widersprüchliche Gutachten der Justitiare zu einer ablehnenden Entscheidung, die Rektor und Dekan gegenüber dem Betroffenen bedauerten. Doch dies war heikel, da es sich hier um einen der Fälle handelte, bei dem ein Nationalsozialist seine Machtstellung genutzt hatte, um zu erpressen, zu betrügen oder brutale Gewalt auszuüben. Ein anderer dieser ehemaligen Frankfurter Doktoranden war der Kriegsverbrecher Oskar Dirlwanger. Heute

sind entscheidende Akten verschwunden, so dass weitgehend ungeklärt bleibt, wie die frühe Aufarbeitung aussah. In der Praxis war und ist es nicht eindeutig, politisch motivierte Urteile von kriminellen Fällen abzugrenzen. Dass die Goethe-Universität die Aufarbeitung letztlich nicht scheute, zeigt das aufwendige Aberkennungsverfahren gegen Josef Mengele.

Unbefriedigend blieben auch die Wiederzuerkennungsverfahren durch Dekanskonzilsbeschlüsse, da die Betroffenen oft monatelang auf das Ergebnis warten mussten. In einer Senatssitzung vom 17. Juli 1957 wurde auf Antrag von Hans Möller, Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, die prinzipielle Nichtigkeit aller politisch motivierten Entziehungen festgestellt. Ein Aufhebungsbeschluss für jeden Einzelfall sei nicht erforderlich, aber ein offizieller Beschluss auf Wunsch möglich. Damit war endlich eine eindeutige rechtliche Grundlage geschaffen, so dass das Rehabilitierungsverfahren von Walter Braeuer nach mehr als zehn Jahren formal zum Abschluss gebracht werden konnte. Walter Braeuer dankte allen Beteiligten. ●

2 Bitte um »Zulassung zur mündlichen Prüfung zwecks Erlangung der Doktorwürde« von Walter Braeuer. Der in der kommunistischen Studentenfaktion engagierte Student musste sich zuvor schriftlich verpflichten, nicht mehr gegen den nationalsozialistischen Staat zu handeln.

3 Im Deutschen Staatsanzeiger wurde die Aberkennung der Staatsangehörigkeit und der damit verbundene Verlust der Doktorwürde mitgeteilt. Friedrich Dessauer, der zu dieser Zeit eine Professur an der Universität Istanbul hatte, hat davon glücklicherweise zeitlebens nichts erfahren.

4 »Gesuch um Zulassung zur Doktorprüfung« von Ruth Koplowitz. Die Doktorwürde wurde ihr und ihrem sozialistischen Ehemann Paul Heinrichsdorff nach einem Hochverratsprozess entzogen.



Der Freiherr und der Jude: Otmar von Verschuer blieb ungeschoren, Richard Koch unbekannt

Lebensschicksale aus der Frankfurter Universität im Nationalsozialismus

von Dr. Martina Lenzen-Schulte

Kurz nach Hitlers Machtübernahme standen auch in Frankfurt stramme Parteigänger bereit, um wichtige Posten zu übernehmen, alte Rechnungen zu begleichen und ihre jüdischen Kollegen aus den Ämtern zu drängen. Allerdings weist die Frankfurter Universität Besonderheiten auf, die ihr aus Historikerperspektive eine Ausnahmestellung sichern, denn auf ihrer Personalliste standen Namen wie von Verschuer, Mengele und Hirt. Trotz ihrer Bekanntheit ist bis heute vieles um diese Täter rätselhaft geblieben.

Schon eher ist verständlich, dass manche Namen kaum noch jemanden aufhorchen lassen, weil jene Zeitläufte sie daran hinderten, ihr Potenzial zu entfalten. Ihnen wird stets weniger Aufmerksamkeit gezollt als den unheiligen Allianzen, die zur gleichen Zeit geschmiedet wurden. Beispielhaft soll deshalb als allererstes auf das Lebensschicksal des jüdischen Medizinhistorikers und Publizisten Richard Koch aufmerksam gemacht werden. Wer nach Erklärungen sucht, warum die medizinische Propädeutik in Deutschland nach dem Krieg keine Fahrt aufnehmen konnte und bisher nie an das Niveau der angloamerikanischen und französischen Kollegen heranreichte, wird hier einen der Gründe dafür finden.

Richard Koch war eines der ersten jüdischen Fakultätsmitglieder, die nach der Machtübernahme entrechtet wurden. Sein Name fiel schon am 13. April 1933 in einer Mitteilung des Berliner Kultusministeriums an den Frankfurter Rektor, am 26. April war Koch bereits beurlaubt. Er war in Frankfurt seit 1926 Vorsteher des Seminars für Geschichte der Medizin, untergebracht in der Dr. Senckenbergischen Anatomie. Koch verdiente sich seinen Lebensunterhalt im Wesentlichen als niedergelassener Arzt in Frankfurt. Er publizierte regelmäßig in der »Frankfurter Zeitung« über medizinische und naturwissenschaftliche Themen – ein früherer Wissenschaftsjournalismus vom Feinsten sozusagen –, hatte jedoch nach der Beurlaubung kaum noch Einnahmen. Ab 1936 musste er sich regelmäßig bei der Polizei melden, wurde schließlich gewarnt und floh über verschiedene Stationen in den Kaukasus, wo er in Essentuki 1949 mittellos starb. Solch eine magere Zusammenfassung eines Gelehrtenlebens täuscht: Koch gilt als einer der »bedeutendsten Medizinthoretiker und -historiker des 20. Jahrhun-

derts«. ¹ Insbesondere sein 1917 publiziertes Werk »Die ärztliche Diagnose« ist ein Meilenstein der Medizinthorie.

Vertreibung jüdischer Gelehrter

Der Frankfurter Medizinhistoriker Udo Benzenhöfer ist nicht nur diesem Gelehrtschicksal nachgegangen. Er hat zudem die Entwicklung der medizinischen Fakultät in zahlreichen Publikationen verfolgt und erst vor Kurzem eine detailreiche Übersicht publiziert. ² Die Universität erhielt bereits am 26. April 1933 einen neuen Rektor: Der Pädagogikprofessor Ernst Kriek war ein überzeugter Nationalsozialist. Die Neuwahl der Dekane am gleichen Tag bestätigte den Ordinarius für Innere Medizin, Franz Volhard, zwar zunächst in seinem Amt. Er gewann – noch – gegen den überzeugten Nationalsozialisten Hans Holfelder, Direktor des Institutes für Röntgentherapie. Holfelder stellte auch als erster Ordinarius im August 1933 den Antrag auf Aufnahme in die Partei. Er wurde rückwirkend zum 1. Mai aufgenommen und bereits im November des gleichen Jahres zum Dekan gewählt – und zum wichtigen Weichensteller. Dass Kriek bald nach Heidelberg wechselte, lag daran, dass der Status der Frankfurter Universität unsicher war. Ihre »jüdisch-liberale« Vergangenheit war den neuen Machthabern ein Dorn im Auge. Da es sich außerdem um eine »Stiftungsuniversität« handelte, trug dieser Sonderstatus überdies dazu bei, dass man über eine Schließung nachdachte. Nachfolger von Kriek wurde der Historiker Walter Platzhoff, er blieb bis 1944 im Amt.

Schon früh wurden auch in Frankfurt jüdische Mitglieder der Fakultät aus dem Amt gedrängt – entweder aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, oder aber informell, wie im Fall

1 Otmar Freiherr von Verschuer bei der vergleichenden Messung des Lungenvolumens an Zwillingen. Die Versuche fanden 1930 am Frankfurter Institut für Rassenhygiene und Erbbiologie statt, das von Verschuer von 1934 bis 1942 leitete.



2

2 Der von den Nationalsozialisten vertriebene jüdische Medizinhistoriker und Publizist Richard Koch, gezeichnet 1930 von Lino Salini.

von Max Neißer, der den Lehrstuhl für Hygiene innehatte und selbst um seine Emeritierung bat. Der renommierte und international anerkannte Physiologe Gustav Emden wurde zunächst auch nicht entlassen. Wahrscheinlich wäre er als Jude später verfolgt worden, aber er starb bereits im Juli 1933. Anders erging es dem Ordinarius der Dermatologie, Oscar Gans, der nach Versetzung in den »Ruhestand« (so hieß es offiziell) 1934 emigrierte und 1949 wieder zurück nach Frankfurt kam. Klassisch darf auch der Fall des Pharmakologen Werner Lipschitz genannt werden, der als »Volljude« von zweien seiner Mitarbeiter, die sich bei ihm habilitiert hatten, denunziert worden war. Dass einer von ihnen sich später dazu bekannte, unter dem Druck der neuen Ideologie und seines Kollegen gehandelt zu haben und sich bei der Familie entschuldigte, ist ebenfalls eine Konstellation, die man von anderen Universitäten kennt.

Seltener waren wohl Possen wie die um den Anatomen Hans Bluntschli. Ihm kam am Ende zugute, dass er als Schweizer alsbald einen Ruf nach Bern erhielt und dort schon im Wintersemester 1933/1934 sein Amt antreten konnte. Die Anschuldigungen, die die NSDAP Frankfurt gegen ihn gesammelt hatte, reichten von Vorwürfen, der falschen Partei nahezustehen und Pazifist zu sein bis hin zu offensichtlich klein-

lich-nachtragenden Aufrechnungen: Einem Mitarbeiter, der sich gern in vollem Ornat seiner Militärorden zeigte, hatte er wohl einmal empfohlen, die »Blechmarken« abzulegen. Von den 19 Ordinarien der Medizin, die in Frankfurt für das Wintersemester 1932/1933 dokumentiert sind, hatten bis 1938 sechs aktive Mediziner und vier emeritierte ihr Amt verlassen müssen. Hinzu kamen zahlreiche weitere Dozenten und Professoren der Fakultät, insgesamt listet Benzehöfer 53 Namen auf.³

Von Verschuers Karriere: Anpassen, Lavieren und Verdrängen

So, wie die politische Machtübernahme für manche die Entrechtung und Existenzbedrohung bedeutete, wussten andere sich und ihr Fach den neuen Verhältnissen anzupassen. Zu ihnen zählte Otmar Freiherr von Verschuer, der sich bereits als Mitglied des Marburger Studenten-Freikorps Meriten im Sinne der neuen Ideologie verdient und gegen aufständische Arbeiter gekämpft hatte. Seine wissenschaftliche Karriere ist ein Beispiel für die Fähigkeit anerkannter Wissenschaftler zu lavieren, den nützlichen Kotau nicht zu scheuen, so wenig verräterische Spuren wie möglich zu hinterlassen, genügend Netzwerke zu bilden, um aufgefangen zu werden, wenn der Wind sich wieder dreht und

schließlich alles zu verdrängen (ob bewusst als Lüge oder als psychologischer Schutzreflex), was dem eigenen Wohl nicht dienlich wäre. Am Beispiel von Verschuer lässt sich zudem geradezu paradigmatisch zeigen, wie viele Rädchen ineinandergreifen mussten, damit bestimmte Wissenschaftler, die sich zu Tätern eigneten, dahin gelangten, wo sie später ihre Gräueltaten verüben konnten.

Holfelder war nicht umsonst Dekan geworden: Ihm war über das Ministerium bekannt geworden, dass vier Universitäten Lehrstühle für Naturheilkunde und Erbbiologie erhalten sollten. Frankfurt gehörte zunächst nicht dazu, aber Holfelder legte sich ins Zeug, er wollte vor allem die Erbbiologie in Frankfurt etablieren.⁴ Der Lehrstuhl kam und mit ihm von Verschuer – er war seinerzeit Leiter der Abteilung für menschliche Erblehre am neu gegründeten Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem gewesen. Sein neues Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene bestand aus 58 Räumen im »Haus der Volksgesundheit« in Sachsenhausen, Gartenstraße 140.

Josef Mengele wurde 1937 sein Praktikant, später Assistent und Doktorand, hier hatten sich zwei gefunden, deren Verbindung die Frankfurter Jahre überdauerte. Als von Verschuer 1942 die Leitung des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Anthropologie in Berlin übernahm und Mengele 1943 Lagerarzt in Auschwitz wurde, versorgte er das Berliner Institut regelmäßig mit »Material«, Blutproben und Augen von Zwillingspaaren. Von Verschuer bedankte sich ebenso regelmäßig dafür, habe aber – so seine Aussagen nach dem Krieg – nicht gewusst, wie genau dies alles gewonnen wurde. Es sind solche Aussagen, die in den Artikeln von Historikern eine derartige Empörung hervorrufen, dass man das Tremolo förmlich beim Lesen spürt. So macht Benno Müller-Hill in seiner Arbeit von 1999 seiner Wut darüber Luft, dass das Max-Planck-Institut Briefe bis 2025 unter Verschluss halte, die besseren Aufschluss über von Verschuers Verstrickungen hätten geben können.⁵

Rätselhafte Lücken in der biografischen Forschung

Für Unverständnis und Aufregung sorgt dabei nicht nur die Tatsache, dass über die Kriegsjahre so wenig geforscht wurde, sondern auch, dass es von Verschuer gelang, 1951 einen Lehrstuhl für Humangenetik in Münster zu erlangen. Einer wie er konnte seine akademische Laufbahn trotz der Fakten, die über ihn bekannt waren, fortsetzen, einer wie Koch verarmte in Russland.

Von Verschuer hatte sich nicht nur in seinem Lehrbuch und bei mehreren anderen Gelegenheiten positiv über Hitler und den nationalsozi-



3



4

alistischen Geist geäußert, er trat 1940 in die NSDAP ein, begrüßte das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, war Gutachter bei erbbiologischen Gutachten, Sachverständiger in Sachen »Judenfrage« – und er war schlau. Obwohl er alle Aufzeichnungen über seine Forschung aus dem Krieg retten konnte, fehlten just diejenigen, die sich auf die Zusammenarbeit mit Mengele beziehen. Nach dem Krieg bettelte er unbelastete deutsche Kollegen – darunter Otto Hahn vergeblich – um Persilscheine an, und stellte sich geschickt seinen internationalen Kollegen gegenüber als Opfer unseliger Entwicklungen und einer Verbrecherkaste dar, von der er sich stets distanziert hätte.⁶

Müller-Hill vermutet, dass ihm dabei auch belastendes Wissen über andere zugutekam. So soll der Genetiker Hans Nachtsheim mit einem Mitarbeiter des Chemie-Nobelpreisträgers Adolf F. J. Butenandt Versuche an epilepsiekranken Kindern gemacht haben, über die von Verschuer Bescheid wusste, und deshalb hielt Nachtsheim seinerseits belastende Aussagen über von Verschuer zurück.⁷ Eine Biografie von Verschuers fehlt noch immer, auch die Forschung über das vermutete Netzwerk ehemaliger NS-Eugeniker und Nationalsozialisten an der Universität Münster hat nie wirklich Fahrt aufnehmen können.⁸ Von Verschuers

3 Josef Mengele, später bekannt als gnadenloser KZ-Arzt von Auschwitz, kam 1937 an das Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene.

4 Der Anatom August Hirt kam 1938 nach Frankfurt. 1941 wurde er nach Straßburg berufen. Mit seinen Menschenversuchen im KZ Natzweiler-Struthof erlangte er berühmte Berühmtheit.

Anmerkungen

1 Töpfer F, Wiesing: Zeit vor Eurer Zeit. Die Autobiographie von Richard Koch, 2004, Frammann-Hozboog Verlag.

2 Benzenhöfer U: Die Universitätsmedizin in Frankfurt am Main von 1914 bis 2014. 2014. Kontur-Verlag, Münster.

3 a.a.O. [2] S. 112.

4 a.a.O.: [2] S. 120.

5 Müller-Hill B: The Blood from Auschwitz and the Silence of the Scholars. History and Philosophy of the Life Sciences 1999;21(3):331–365 (s. S. 348)

6 Köhl, S: Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert. 2014; Campus Verlag; 2. akt. Aufl. (dort S. 244).

7 s. [4] S. 352.

8 s. das Interview von Michael Billig mit Sheila F. Weiss über die geplante Biografie von Verschuer im Onlinemagazin [iley.de](http://iley.de/docs/00000309.pdf): 15.07.2007; <http://iley.de/docs/00000309.pdf>

9 darauf deutet jedenfalls die Aussage von Frau Weiss hin; s. Interview unter [7], S. 4 im PDF-Ausdruck.

10 Zofka Z: Der KZ-Arzt Josef Mengele. Zur Typologie eines NS-Verbrechers. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1986;34(2):245–267.

11 a.a.O. s. [10] S. 255.

12 a.a.O. s. [2] S. 150ff.

13 Kasten F: Unethical Nazi Medicine in the Annexed Alsace-Lorraine: The Strange Case of Nazi Anatomist Professor Dr. August Hirt. In: Historians and Archivists (Hrsg. George O. Kent). Fairfax. Virginia. S. 173–208.

Nachfolger in Frankfurt war der überzeugte Nationalsozialist Heinrich Kranz. Nachdem dieser sich nach dem Krieg das Leben genommen hatte, versuchte von Verschuer zunächst, am dortigen Institut wieder eine Stelle zu bekommen. Das haben die Interventionen von Robert Havemann, aber wohl auch der inzwischen nach Frankfurt zurückgekehrte Dermatologe Gans verhindert.⁹

Anstiftung zu verbrecherischer Zwillingsforschung?

Welchen wichtigen Input Josef Mengele im Rahmen seiner Frankfurter Assistenz- und Doktorandenzeit bei von Verschuer erhielt, kann nicht beantwortet werden. Dass jedoch seine Untaten in Auschwitz zumindest in der für von Verschuer so bedeutenden Zwillingsforschung ihren Ursprung hatten, ist mehr als plausibel. Von Verschuer »bildete sich viel auf seine Zwillingsforschung ein«, hält Benzenhöfer fest. So wollte er beispielsweise zeigen, dass bestimmte erbliche Dispositionen für den Verlauf einer Tuberkulose entscheidend seien. Mengele hatte Medizin und Anthropologie studiert und zunächst eine Doktorarbeit in Anthropologie über (vermeintliche) rassische Unterschiede am Unterkiefer angefertigt. In Frankfurt promovierte er in Medizin bei von Verschuer zum Thema: »Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalten«.

Über die Zweckentfremdung und Verballhornung wissenschaftlicher Prinzipien ist in diesem Zusammenhang genug gesagt worden. Interessant ist eigentlich, dass es in Bezug auf Mengeles Biografie nach der Frankfurter Zeit immer noch Unklarheiten gibt¹⁰: Obwohl von Verschuer versuchte, Mengele in Frankfurt zu halten, wurde er 1940 einberufen und kam über verschiedene Stationen, die oft nur lückenhaft belegt sind, schließlich Ende Mai 1943 als Lagerarzt nach Auschwitz. Bis zum Kriegsende wurde er weiterhin als Angestellter der Universität Frankfurt geführt. Zdenek Zofka erwähnt in seiner Publikation über Mengele, dass dessen Versetzung nach Auschwitz Methode gehabt haben könnte und durchaus ganz im Interesse von Verschuers war. Dass Mengele die Zwillingsforschung so forciert weiterverfolgte, nährt seiner Ansicht nach eine solche Vermutung, da sie ein Lieblingsgebiet seines Chefs war und Mengele selbst zuvor nicht in dieser Richtung geforscht hatte. Zofka geht sogar noch weiter. Es sei, so schreibt er, »nicht einmal auszuschließen, dass es überhaupt von Verschuers Idee war, die in Auschwitz gegebenen besonderen Verhältnisse für die wissenschaftliche Forschung auszunützen«.¹¹

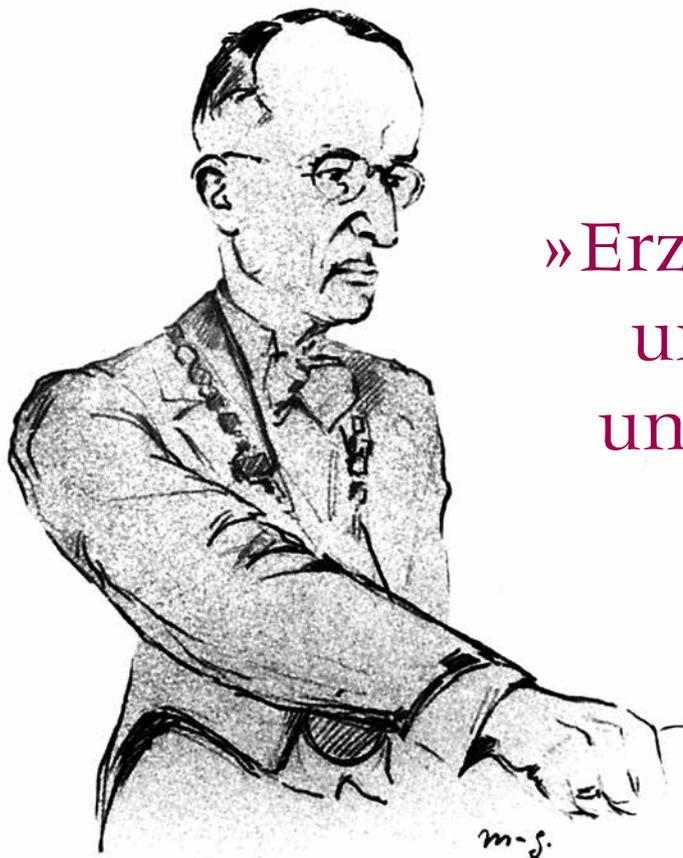
Ob in diese Interessenlage auch der Anatom August Hirt »hineinpasste«, ist ebenfalls völlig unklar. Hirts Verbrechen haben zumindest teilweise Frankfurt berührt. Er kam 1938 als Austausch für den Anatomen Wilhelm Pfuhl nach Frankfurt. Seine Tierversuche mit dem Kampfstoff Lost führte er in Frankfurt fort. Nachdem er 1941 als Ordinarius nach Straßburg berufen wurde, nahm er die Menschenversuche an Häftlingen im KZ Natzweiler-Struthof vor, derentwegen er seine berüchtigte Berühmtheit erlangte. 1943 »erhielt« er aus Auschwitz 86 Häftlinge für anthropologische Untersuchungen.^{12,13} Ob hier bereits der anthropologisch so interessierte Mengele, der auch zu Hirts Zeit in Frankfurt war, eine Rolle bei der Auswahl spielte, ist ebenfalls ungewiss. Solche Hinweise zeigen indes, welche immense Bedeutung womöglich der Frankfurter »Inkubation« für zentrale Verbrechen der NS-Medizin zukam. Sie zeigen weiterhin, dass nicht nur die von der Wissenschaft verachteten »Mengeles« und »Hirts« Beachtung verdienten. Sie eigneten sich bestens dazu, um sie zur Projektionsfläche für die Unwissenschaftlichkeit der Verbrechen zu machen, und dafür, die Unschuld der echten Wissenschaft zu bewahren. Der die Wissenschaft so hochhaltende und später von seinem Ruf nach wie vor profitierende von Verschuer hätte mindestens ebenso sehr in den Fokus solcher Forschung gehört. ●



Die Autorin

Dr. Martina Lenzen-Schulte, Jahrgang 1961, ist Ärztin, Journalistin und Buchautorin. Sie arbeitet als Medizinredakteurin bei Medscape Deutschland und publiziert unter anderem regelmäßig in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«.

mls.mail@t-online.de



PROF HALLSTEIN 1946

»Erziehung zu unablässiger Kritik und verantwortlichem Nach-Denken der überkommenen Gedanken«

Neubeginn nach Diktatur und Krieg –
Rektor Walter Hallstein und sein Plädoyer
für eine freie Universität

von Barbara Wolbring

Für Hochschulräte mitten aus der Gesellschaft gab es in Hallsteins Universitätskonzept keinen Platz. Die Autonomie der Stiftungsuniversität wäre dagegen schon in seinem Sinne gewesen. Besonders am Herzen lag dem ersten gewählten Rektor nach Kriegsende, dass Forschung und Lehre eng verbunden werden.

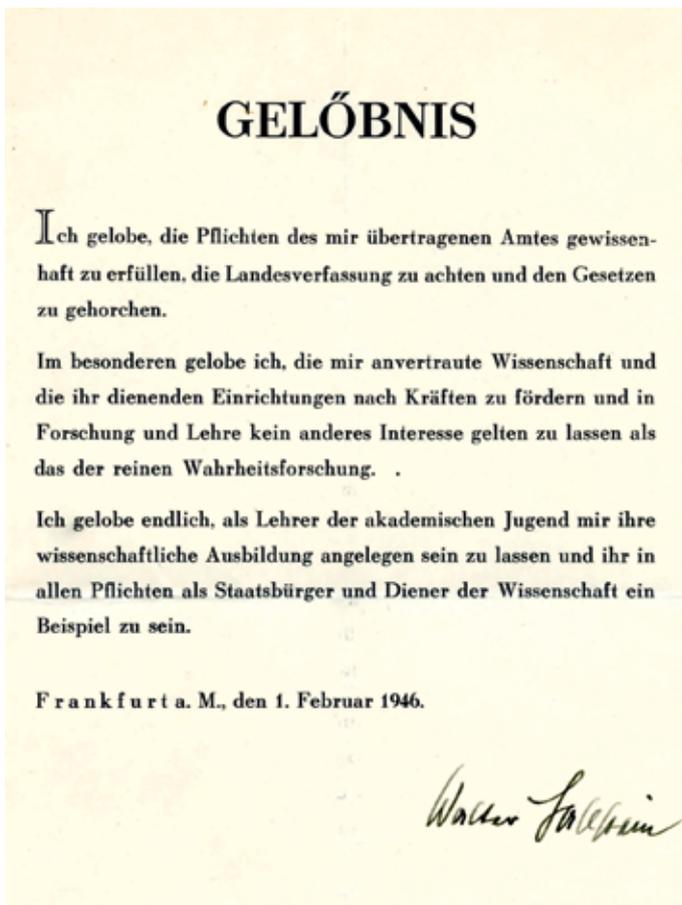
Das Wesen der Hochschule besteht in der Einheit von Forschung und Lehre, die nicht bloss die Addition von zwei Funktionen ist, sondern eben eine Einheit.« Für den Juristen Walter Hallstein (1901–1982), der von 1946 bis 1948 erster frei gewählter Rektor der Goethe-Universität nach dem Zweiten Weltkrieg war, machte dies den Kern der Universität aus. Dieser Grundüberzeugung versuchte er nach dem Nationalsozialismus wieder Geltung zu verschaffen und sie gegen Reformabsichten zu verteidigen, die auf eine stärkere politische Kontrolle der Universitäten zielten. Nur in Freiheit könne Freiheit entstehen, lautete sein Argument. Zur intellektuellen Neuorientierung Deutschlands könne die Universität entscheidend beitragen, wenn sie das Prinzip der freien

Wissenschaft wieder in den Mittelpunkt stelle: in der Forschung und gemeinsam mit den Studierenden in der Lehre.

Hallsteins Weg nach Europa

Bekannter als seine universitätspolitische Bedeutung ist heute allerdings die Rolle, die Hallstein in der Außenpolitik der frühen Bundesrepublik und in der Europapolitik spielte. 1950 wurde er unter Konrad Adenauer, der neben dem Amt des Bundeskanzlers auch das des Außenministers innehatte, Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Hier widmete er sich besonders dem neuen Europa. Hallstein leitete die deutsche Delegation bei den Verhandlungen zum Schumann-Plan, der zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl führte und

1 Walter Hallstein bei Antritt seines Rektorats. Zeichnung von Klaus Meyer-Gasters für die erste Ausgabe der »Frankfurter Neuen Presse« am 16. April 1946.



2

2 Dieses Gelöbnis unterschrieb Walter Hallstein im Februar 1946 – bereits einen Monat später, im März 1946, wählte ihn der Große Senat der Universität zum Rektor. Er war damit der Erste, der nach dem Ende des Nationalsozialismus durch freie Wahl in dieses Amt gelangte.

3 Seit 1941 hatte Hallstein einen Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht an der Universität Frankfurt inne. Dieses Foto dürfte in seiner Frankfurter Zeit nach dem Krieg entstanden sein.

den Prozess der europäischen Integration einläutete. 1958 wurde er zum ersten Kommissionspräsidenten der Europäischen (damals Wirtschafts-)Gemeinschaft gewählt und hatte dieses Amt bis 1967 inne.¹ Trotz des Engagements für



3

Europa ist sein Name bis heute vor allem mit der »Hallstein-Doktrin« verbunden, mit der die Bundesrepublik die DDR international zu isolieren versuchte.

»Lageruniversität« in den USA: Nachdenken lernen unter extremen Bedingungen

Bevor er seine politische Karriere begann, spielte Hallstein eine zentrale Rolle in den politischen Auseinandersetzungen um die Neugestaltung des Hochschulwesens.² Erst ein halbes Jahr nach Kriegsende, im November 1945, kehrte er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in das zerstörte Frankfurt zurück. Seit 1941 hatte er hier den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht inne. Gegen seine Berufung meldete der NS-Dozentenbund 1940 »sehr starke Bedenken« an, obwohl er »wissenschaftlich durchaus geeignet« sei.³ Die Rechtswissenschaftliche Fakultät um den Dekan Wilhelm Claß beharrte dennoch auf ihrem Vorschlag. Unter den infrage kommenden Gelehrten rangierte er so eindeutig an erster Stelle, dass dagegen alle Bedenken zurückzustellen seien. Hallstein galt nach 1945 als vollständig unbelastet. Er war nicht aktiv im Widerstand tätig gewesen, hatte aber versucht, in seinem Wirkungsbereich die Ideologie möglichst zurückzudrängen gegenüber sachlichen und fachlichen Kriterien und so Grundsätze der Universität zu bewahren. In Rostock, wo Hallstein von 1930 bis 1941 lehrte, sei allgemein bekannt gewesen, dass er »mit dem Regime überhaupt nichts im Sinne« hatte, berichtet der langjährige Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier (CDU) in seinen Lebenserinnerungen.⁴ Ihn hat Hallstein als Studenten in einer brenzligen Situation vor der Exmatrikulation bewahrt.

1942 wurde der 41-jährige Hallstein zum Kriegsdienst eingezogen und kam im Juni 1944 an der Westfront in amerikanische Gefangenschaft. Im Kriegsgefangenenlager in den USA nahm er seine Tätigkeit als Hochschullehrer wieder auf und organisierte eine Lageruniversität, deren Kurse 400 der 1000 Gefangenen besuchten.⁵ Es war sein Ziel, aus ehemaligen Soldaten »Studenten und, wenn möglich, denkende Menschen zu machen«. Dies erschien ihm umso dringlicher, als dieses Lager ein »ausgesprochenes Nazi-Lager« war. Zunächst schritten die amerikanischen Behörden Hallsteins Angaben zufolge auch nicht ein, als die Nazi-Aktivisten im Lager Gewalt gegen politische Gegner ankündigten. Er habe sich daher mit Gleichgesinnten eine Zeit lang nachts verbarrikadieren müssen.⁶

Der nationalsozialistischen Ideologie, der Autoritätshörigkeit und dem soldatischen Prinzip von Befehl und Gehorsam setzte Hallstein in seiner Rede zur Eröffnung der Lageruniversität



4

am 15. Oktober 1944 das Prinzip der Wissenschaft entgegen.⁷ Wissenschaft sei »Erkenntnis aus Gründen«, sie erfordere Diskussion, das Abwägen von Argumenten für eine Erkenntnis, die jederzeit durch bessere Gründe überwunden werden könne. Unkritisches Hinnehmen und Auswendiglernen sei mit dem Prinzip der Wissenschaft nicht vereinbar.⁸

Blick über die Grenzen – Voraussetzungen für kritisches Denken

Geistige Selbstständigkeit, Analyse und Kritikfähigkeit galten bereits seit dem frühen 19. Jahrhundert als das intellektuelle Erziehungsziel der Universitäten. Und doch: Die Universitäten hatten den Nationalsozialismus nicht aufgehalten, sondern ebenso wie »nahezu alle öffentlichen Instanzen, auf die es ankam, versagt«, wie Hallstein

1947 öffentlich bekannte.⁹ Dass ein Zurück zum wissenschaftlichen »Normalbetrieb« allein nicht ausreichen würde, um aus ideologisch indoktrinierten ehemaligen Soldaten kritisch denkende Staatsbürger einer Demokratie zu formen, war Hallstein klar. Zusätzlich bräuchte es eine geistige Öffnung, neue Impulse und Anregungen.

Wie entscheidend solche Impulse waren, hat er selbst während eines zweimonatigen Schulungskurses für künftige Führungskräfte erfahren, zu dem nur ein Prozent der Kriegsgefangenen von den Amerikanern ausgewählt worden war. Die Beschäftigung mit dem amerikanischen Blick auf die Geschichte und die Verfassung der USA beeinflussten ihn stark. Um eine ähnliche Erfahrung den Frankfurter Studierenden zu ermöglichen, führte er als Rektor den »dies academicus« ein, bei dem Professoren aus ihrem jeweiligen Gebiet Vorträge für Hörer aller Fachbereiche hielten. Diese Chance zu einer Art »studium generale« sollte die Interdisziplinarität fördern und Anregungen über die Fachgrenzen hinweg geben. Gleichzeitig öffnete sich die Universität auch wieder der Gesellschaft: Frankfurter Bürger, viele von ihnen nach der Herrschaft der Nazis nach neuer Orientierung suchend, nahmen das Angebot, die Vorträge zu besuchen, offen auf.

In dieser Aufbruchphase nach dem Zweiten Weltkrieg war Hallstein der Kontakt mit dem Ausland besonders wichtig. Die Wissenschaft in Deutschland brauche »nichts dringender [...] als die Befreiung aus der nationalen Isolierung der

4 Ankunft der Delegation von der University of Chicago in Frankfurt 1948. Wieder internationale Kontakte aufzubauen, war Hallstein als Rektor und Wissenschaftler nach der Zeit des Nationalsozialismus sehr wichtig.

5 Walter Hallstein gehörte zu den Architekten des neuen Europas. Hier ist der Staatssekretär (2. von links) mit Bundeskanzler Konrad Adenauer (links) und dem französischen Staatssekretär Maurice Schumann und dem französischen Außenminister Robert Schuman bei einer Sitzung des Europa-Rates in Paris am 20. März 1952.



5

6 Walter Hallstein als Staatssekretär im Auswärtigen Amt, im September 1957. Damals arbeitete er gerade an dem EWG-Vertrag. Im Januar 1958 wurde er dann zum Präsidenten der ersten Kommission der neu gegründeten EWG gewählt.

letzten anderthalb Jahrzehnte«, war er überzeugt.¹⁰ Deshalb begrüßte er die Initiative der Chicagoer Universität, die bereit war, als Partneruniversität regelmäßig Gastdozenten nach Frankfurt zu entsenden und deutsche Professoren aufzunehmen. Im Frühjahr 1948 begann der Austausch mit Chicago, und Hallstein bezeichnete ihn in seinem Rechenschaftsbericht als Rektor als ein entscheidendes Element zur Erneuerung der Universität. Auch er selbst suchte weiter Anregungen in den USA und folgte im September 1948 einer Einladung der Georgetown Universität in Washington. In Briefen und Berichten zeigte er sich beeindruckt von dem freieren Umgangston und dem lebendigeren Vortragsstil der Vorlesungen. Er sei »mehr überzeugt als vorher«, schrieb er aus Washington einem Kollegen, »dass wir auf dem speziellen Gebiet des Rechtsunterrichts einiges lernen können«.¹¹

Anforderungen an ein neues Hochschulsystem: Selbstverwaltung soll Freiheitsräume sichern

Nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur, die alle Lebens- und Verwaltungsbereiche durchdrungen hatte, stand die Erneuerung eigenständiger universitärer Strukturen ganz



6

oben auf Hallsteins Agenda. Er strebte eine Weiterentwicklung des Hochschulsystems an, das sich seit dem 19. Jahrhundert herausgebildet hatte. Schon vor 1933 hätten die staatlichen Behörden über allzu starke Zugriffsrechte verfügt, so dass es dem Nationalsozialismus möglich war, »mit ein paar Korrekturen das in der Selbstverwaltung sich ausdrückende demokratische Grundprinzip zu beseitigen«.¹² Eine Reform sollte daher Freiheitsräume wiederherstellen und institutionell absichern. Hallsteins Ziel bestand darin, für die Hochschulen ein Selbstverwaltungsrecht zu erlangen, das weiter ging als vor der nationalsozialistischen Machtergreifung. Das betraf vor allem das Selbstergänzungsrecht der Universitäten, das Recht also, über die Besetzung der Professorenstellen zu entscheiden. Die hessische Landesregierung hingegen misstraute den Universitäten. Sie warf ihnen vor, nationalsozialistisch belastete Professoren zu schützen und eine personelle Erneuerung zu verhindern. Der hessische Kultusminister Erwin Stein (CDU) plante daher, die Universitäten stärkerer staatlicher Kontrolle zu unterstellen und die Eingriffsrechte des Ministeriums in das Selbstverwaltungsrecht insbesondere bei Berufungen auszuweiten. Kein Wunder, dass es zu harten Auseinandersetzungen zwischen Hallstein und Kultusminister Stein kam.¹³ Neben stärkerem Einfluss in Berufungsfragen plante er auch die Einsetzung staatlicher Kuratoren in den Universitätsverwaltungen. In der Diskussion waren auch Universitätsräte aus Vertretern gesellschaftlicher Gruppen, ähnlich wie bei den Rundfunkkräften einiger öffentlich-rechtlicher Sender.¹⁴

Unter Hallsteins Vorsitz hat der Sachverständigenausschuss für die Länder der amerikanischen Besatzungszone im Dezember 1947 die »Schwalbacher Richtlinien« formuliert. Darin lehnten die Ausschussmitglieder zusätzliche



Die Autorin

Privatdozentin Dr. Barbara Wolbring, 49, lehrt Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Goethe-Universität. Sie ist Koordinatorin des Zentrums Geisteswissenschaften im Qualitäts-pakt Lehre – Programm »Starker Start ins Studium«. Derzeit vertritt sie einen Lehrstuhl am Karlsruher Institut für Technologie. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Bildungs- und Universitätsgeschichte und die Kulturgeschichte des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert, Erinnerungskultur, kollektive Identität und Öffentlichkeit. In diesem Jahr ist ihre Habilitationsschrift erschienen: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Die Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949), Göttingen 2014. (siehe Rezension, Seite 157)

wolbring@em.uni-frankfurt.de

Gremien für staatliche Hochschulen einmütig ab, die mit Vertretern gesellschaftlich relevanter Gruppen besetzt waren. Denn sie würden entweder die universitäre Selbstverwaltung oder das staatliche Aufsichtsrecht beschneiden. Verantwortung für wichtige Fragen der Hochschulorganisation dürfe nicht auf Instanzen übertragen werden, die außerhalb der Hochschule stünden. Der Staat hingegen habe sich auf eine Aufsichtsrolle zu beschränken und sich nicht, wie dies etwa in Preußen durch den staatlichen Kurator der Fall war, an der Verwaltung der Universität zu beteiligen.

Die »Schwalbacher Richtlinien«: Erste Schritte zur Überwindung der Ordinariuniversität

Die »Schwalbacher Richtlinien« hatten eine stärkere Einbeziehung der verschiedenen universitären Gruppen im Blick: Sie sahen vor, dass die Selbstverwaltung nicht mehr allein bei den Ordinariern liegen, sondern alle Lehrenden einbeziehen sollte. So sollten die beiden beamteten Professorengruppen, Ordinariern und Extraordinariern, gleichberechtigt in den Universitätsgremien vertreten sein. Auch für Honorarprofessoren, außerplanmäßige Professoren und Privatdozenten war eine Beteiligung vorgesehen, bis zur Hälfte der Zahl der planmäßigen Professoren. Vertreter der Studentenschaft sollten bei der Behandlung studentischer Fragen (nicht allerdings bei Berufungen) hinzugezogen werden und auch Stimmrecht erhalten, lautete der Vorschlag. In den politischen Auseinandersetzungen spielten die »Schwalbacher Richtlinien« allerdings schon bald nur noch eine geringe Rolle. Andere Reformvorschläge, besonders das in der britischen Besatzungszone erstellte »Gutachten zur Hochschulreform«, stellten andere Themen in den Mittelpunkt, insbesondere die soziale Öffnung der Universitäten über das Bürgertum hinaus. Politiker wie der hessische Kultusminister Stein strebten eine stärkere politische Kontrolle der Universitäten an, die meisten Parlamentarier hingegen interessierten sich mehr für wirtschaftliche Fragen als für die Universitäten. In dieser Pattsituation blieben Reformversuche zunächst stecken.

Hallstein allerdings blieb dabei, dass eine weitgehende Selbstverwaltung der Universitäten unter Beteiligung der verschiedenen Statusgruppen die richtige Organisationsform für die Universitäten sei. Sie garantiere am besten die Freiheit der Wissenschaft. Noch wichtiger war ihm die Einheit von Forschung und Lehre als das zentrale Wesensmerkmal der Universität: »Der Professor soll forschend lehren und lehrend forschen.«¹⁵ So würden die Studierenden Wissenschaft als »Methode ... nach strengen, nur aus der Sache selbst gewonnenen Regeln Erkenntnis zu gewinnen« erfahren. Die Uni-

versität müsse die Studierenden befähigen, die wissenschaftliche Methode anzuwenden und selbstständig zu denken. Das sei, so mahnte Hallstein auch an die eignen Kollegen gerichtet, »das Gegenteil der Vermittlung von Lehrmeinungen, vielmehr die Erziehung zu unablässiger Kritik und verantwortlichem Nach-Denken der überkommenen Gedanken«. ●

Anmerkungen

1 Aufgrund der Bedeutung Hallsteins in der Außen- und Europapolitik konzentriert sich die Literatur hierauf. Zuletzt mit ausführlicher Bibliografie: Ingrid Piela, Walter Hallstein – Jurist und gestaltender Europapolitiker der ersten Stunde. Politische und institutionelle Visionen des ersten Präsidenten der EWG-Kommission (1958–1967), Berlin 2012.

2 Vgl. Manfred Heinemann (Hrsg.), Süddeutsche Hochschulkonferenzen 1945–1949, Berlin 1997, bes. S. 15 ff.

3 Beglaubigte Abschrift des Schreibens des NSD-Dozentenbund Gaudozentenchaftsführers (Heinrich) Guthmann v. 14.11.1940, und 19.11.1940 in: UAF, Abt. 14 Nr. 190, Bl. 94v.

4 Eugen Gerstenmaier, Streit und Friede hat seine Zeit. Ein Lebensbericht, Frankfurt/M. u. a. 1981, S. 66.

5 Matthias Schönwald, Hinter Stacheldraht – vor Studenten. Die »amerikanischen Jahre« Walter Hallsteins 1944–1949, in: Begegnung zweier Kontinente. Die Vereinigten Staaten und Europa seit dem Ersten Weltkrieg, hrsg. von Ralph Dietl und Franz Knipping, Trier 1999, S. 31–54.

6 Walter Hallstein, Lebenslauf v. 15.11.1945, hdschriftl. u. m. schriftl. in: BA N 1266/271.

7 BA N 1266/271. Teile dieser Rede hat Hallstein im Zusammenhang mit dem Entnazifizierungsfragebogen eingereicht, da ein Essay gefordert war zu dem Thema: »Über die soziale und politische Verantwortung der deutschen Hochschulen«.

8 Antwort in einem Fragebogen der OMGUS Information Control Division v. 27.3.1948, Abschrift, in: BA N 1266/224.

9 Walter Hallstein, Hochschule und Staat, in: Die Wandlung 2 (1947), S. 706–721, bes. S. 707.

10 Walter Hallstein, Bericht des scheidenden Rektors Walter Hallstein bei der Rektoratsübergabe am 24. September 1948 (Frankfurter Universitätsreden, N.F. 3), Frankfurt am Main 1950, S. 18.

11 Walter Hallstein an den Prorektor der Universität Heidelberg, Prof. Dr. Wolfgang Kunkel, 20.12.1948, in: BA N 1266/1864.

12 Walter Hallstein, Die Universitäten, deutsches Typoskript des dann in englischer Übersetzung erschienenen Beitrags The Universities, in: Annals of the American Academy of Political and Social Science 260 (1948), S. 155–167, in: BA N 1266/1666, S. 15.

13 Diese Auseinandersetzungen bildeten den Hintergrund im sogenannten »Fall Brill«, vgl.: Barbara Wolbring, Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949), Göttingen 2014, S. 349 ff.

14 So im sog. »Blauen Gutachten«: Studienauschuß für Hochschulreform, Gutachten zur Hochschulreform, Hamburg 1948; zuvor bereits im Gutachten einer Delegation der britischen Association of University Teachers: Die Universitäten in der

Britischen Zone Deutschlands, in: Die Sammlung 3 (1948), Beilage zu Heft 2 (zuerst in: The Universities Review Bd. 19, Nr. 3, Mai 1947).

15 Walter Hallstein, Hochschule und Staat, in: Die Wandlung 2 (1947), S. 706–721, hier S. 716.

AKADEMIE DER ARBEIT
IN DER UNIVERSITÄT FRANKFURT A. M.

Ein vergessenes Stück
Universitätsgeschichte

von Diether Döring



1. OKTOBER 1927 BIS 30. JUNI 1928

In den Umbruchjahren der Weimarer Republik entwickelte sich in der Goethe-Universität eine Institution, die oft in Vergessenheit gerät: »Die Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt am Main« – so auch der offizielle Titel.

Sie war und ist mehr als eine Fortbildungsstätte für Arbeitnehmer. Hier studieren jährlich 40 Arbeitnehmer, aus allen Branchen der Wirtschaft und Verwaltung ausgewählt, um sich auf verantwortliche Tätigkeiten in Unternehmen, Verbänden und öffentlichen Institutionen vorzubereiten.

Die Gründung der Akademie für Arbeit ist eng verbunden mit den Krisen, Umbrüchen, aber auch Aufbrüchen in den frühen Jahren der Weimarer Republik. Die erste deutsche demokratische Verfassung, das neue Betriebsrätegesetz und Ansätze einer Wirtschaftsdemokratie veränderten auch die Rolle der Arbeitnehmer. Um die wachsenden Einflussmöglichkeiten wahrnehmen zu können, brauchten die Menschen aus der Arbeitswelt neue Bildungsangebote, die mehr darstellten als reine Fortbildung in ihren erlernten Berufen.

Die Universitäten in Köln, Münster und die Stiftungsuniversität in Frankfurt zeigten sich offen, solche Angebote neuen Typs zu offerieren. Schon die auch auf Wilhelm Mertons (1848 – 1916) zurückgehende Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die Vorläuferin der Frankfurter Universität, suchte Erfordernissen einer modernen Wirtschaftsgesellschaft Rechnung zu tragen. Der Frankfurter Stiftungsvertrag von 1914 wies der Universität sogar ausdrücklich die Aufgabe zu, wissenschaftliche Fortbildungsanstalt für Menschen im Beruf zu sein – zunächst allerdings ohne praktische Konsequenzen.

Der Druck der Sozialdemokraten

Als Studenten der Universität anlässlich des Kapp-Putsches im März 1920 den Versuch eines Staatsstreichs mit republikfeindlichen Kundgebungen unterstützten, drängten die Frankfurter Sozialdemokraten, das Profil der Universität zu verändern. Die durch den Ersten Weltkrieg und die nachfolgende Inflation desolate Finanzsituation der Universität eröffnete ihnen neue Chancen, Einfluss zu nehmen. Denn ohne Mittel aus dem städtischen Haushalt konnte die Universität nicht über-

leben, und diese knüpften die SPD-Stadtverordneten an die Öffnung der Universität für Arbeitnehmer.

Stadtverordnetenvorsteher Theodor Thomas (1876–1953) und der Arbeitsrechtler Professor Hugo Sinzheimer (1875–1945) waren die Ideengeber für die Denkschrift »Eine Arbeiter-Akademie in Frankfurt a. M.«. Sie projektierte ein Studium, das eine breite gesellschaftspolitische Grundbildung mit starken wirtschafts-, rechts- und sozialwissenschaftlichen Elementen vorsah; daneben sollte es fachliche Schwerpunkte für verschiedene Tätigkeitsfelder geben. Leitmotiv war, Arbeitnehmer als Führungskräfte zu qualifizieren, die sich dann für die neuen demokratischen Rechte in Unternehmen, Staat und sozialen Institutionen einsetzen sollten. Das Institut sollte bis zu 1.000 Studierende aufnehmen und nach Sinzheimers Auffassung das Profil der Universität verändern. Man dachte offenbar von vornherein an gemeinsame Lehrveranstaltungen von Universität und Akademie, die auch in den Räumen der Universität tätig sein sollte.

Ein »Lehrhaus« neuen Typs

Im September 1920 schrieb der Rechtsphilosoph Eugen Rosenstock (1888–1973) eine zweite Denkschrift »Grundsätze über eine Bildungsstätte für erwachsene Arbeiter«. Der Leipziger Privatdozent hatte nach seinem Fronteinsatz im Ersten Weltkrieg zunächst auf eine Universitätslaufbahn verzichten wollen. Er wandte sich Überlegungen zur Überwindung von Konflikten in der Arbeitswelt zu und übernahm in Stuttgart die Herausgabe der Daimler Werkszeitung, eine der frühesten Betriebszeitungen Deutschlands. Dort arbeitete er an der Idee einer »gemeinsamen Werksprache«, die zur Überwindung der Kluft zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten

1 Eine Collage von Materialien aus dem Archiv der Akademie der Arbeit: Die Teilnehmer des »Siebenten Lehrgangs«, der vom 1. Oktober 1927 bis 30. Juni 1928 stattfand, und das Deckblatt des Lehrgangsprogramms.

2 Der Rechtsphilosoph Eugen Rosenstock (1888–1973) leitete die Akademie ab 1921 für nur ein Jahr; geprägt war diese Zeit von heftigen Auseinandersetzungen mit der Frankfurter Professorenschaft. Er wollte ein »Lehrhaus« neuen Typs etablieren, in dem die Dozenten eher die Begleiter und Berater der erwachsenen Studierenden sein sollten.



beitragen sollte. Rosenstock schwebte in Frankfurt ein »Lehrhaus« neuen Typs vor – eher in Distanz zu universitären Lehrformen. In seiner eigenen Theorie des Lernens von Erwachsenen spielte die »Maturität« (Reife) durch Lebens- und Berufserfahrung die entscheidende Rolle. Die künftigen Lehrer sollten eher zu Begleitern und Beratern der Studierenden werden; Lehrinhalte sollten stets dem persönlichen und beruflichen Erfahrungsbereich der Studierenden entnommen werden.

Da Mitglieder der preußischen Regierung diesen pädagogischen Ansatz favorisierten, zeichnete sich schnell ein Konflikt mit den beteiligten Frankfurter Universitätsprofessoren ab. Zwar hielten auch diese eine gewisse Anpassung universitärer Lehrformen für nötig, woll-

liches Grundverständnis des Studiums voraussetzen und einem breiten Bildungsansatz vor schmälerer tätigkeitsorientierter Fachbildung den Vorrang geben.

Kompromiss: Ein »studium generale« in nur zehn Monaten

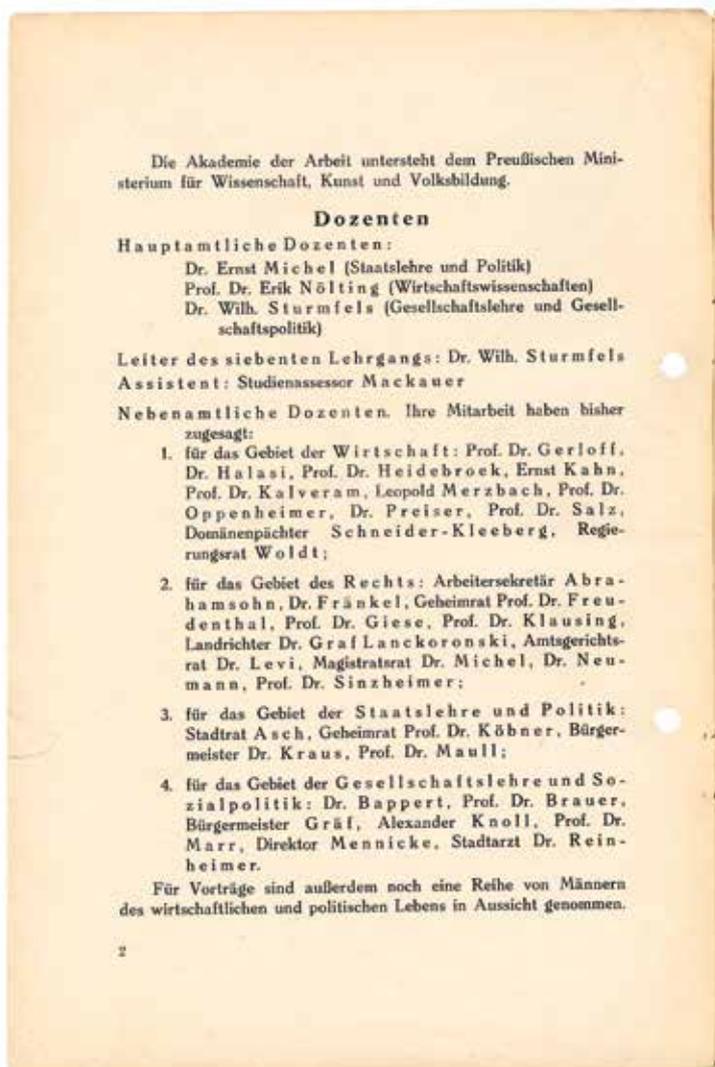
Die Akademie sollte schließlich mit diesen divergierenden Vorstellungen an den Start gehen. Nachdem sich in einem Gründungsausschuss Vertreter von Universität, Stadt, preußischer Regierung, Repräsentanten verschiedener Gewerkschaftsrichtungen sowie sozialer Institutionen zusammengefunden hatten, wurde die Akademie am 2. Mai 1921 eröffnet. Sie geriet viel kleiner als projektiert. Realisiert wurde ein Studiengang, der ein breites gesellschaftspolitisches »studium generale« bot, das allerdings nach einem Kompromiss mit den Gewerkschaften auf nur zehn Monate angelegt war. In der Universität, vor allem bei Wirtschafts- und Rechtswissenschaftlern, gab es eine große Bereitschaft, die vorgesehenen Lehraufträge zu übernehmen. Das preußische Wissenschaftsministerium in Berlin machte Rosenstock 1921 zum ständigen Leiter der Akademie mit weitreichenden Rechten, was bei der heterogenen Professorenschaft in Frankfurt wenig Begeisterung auslöste. Rosenstock gab sein Amt schon nach einem Jahr nach vielen Auseinandersetzungen auf.

Das Aus: Ende März 1933 schlossen die Nazis die Akademie

Trotz aller Kontroversen hat die Akademie der Arbeit bis zur Schließung durch die Nazis 1933 erfolgreich gearbeitet. Zahlreiche Professoren engagierten sich stark in dem neuen Institut: An erster Stelle seien der Nestor des deutschen Arbeitsrechts Hugo Sinzheimer, aber auch der erste Inhaber eines Lehrstuhls für Soziologie und theoretische Nationalökonomie in Deutschland Franz Oppenheimer (1864–1943) genannt. Die Vorstellungen von neuer Erwachsenenbildung und universitärem Lernangebot existierten anfangs eher nebeneinander, wurden aber schrittweise zu sich ergänzenden Lehr- und Lernformen.

Am 31. März 1933 schlossen SA und Kriminalpolizei die Akademie für Arbeit und versiegelten ihre Räume, die mitten im Hauptgebäude der Universität lagen (dem früheren Bau der Handelsakademie). Das Ministerium wies den damaligen Leiter, den Sozial- und Kulturphilosophen Prof. Dr. Ernst Michel (1889–1964), der seit 1931 auch Honorarprofessor für Betriebslehre und Sozialpolitik an der Universität war, an, dem Personal zu kündigen. Danach gab es Bestrebungen von NSDAP und Deutscher Arbeitsfront, anstelle der Akademie eine »Hochschule der Arbeit« in

3 Aus dem Programm des »Siebenten Lehrgangs«: Die Auflistung der Namen macht deutlich, wie eng die Universität und die Akademie über die Professoren verbunden waren.



ten aber keinesfalls auf ein systematisches Vorlesungsprogramm verzichten. Einig waren sich alle Beteiligten, dass sie weltanschauliche Schulung und eine allzu enge Bindung an gewerkschaftliche Interessen ablehnten, ein freiheit-

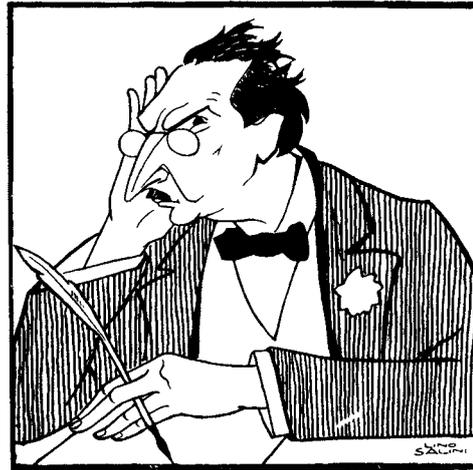
der Universität zu installieren, die jedoch später nicht weiterverfolgt wurden.

Viele Lehrende, die sich an der Akademie engagiert hatten, mussten emigrieren. Dazu gehörten Hugo Sinzheimer, Franz Oppenheimer sowie auch der frühere Leiter Eugen Rosenstock, der vom Ministerium 1933 noch an die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Frankfurter Universität versetzt worden war. Weiterhin Fritz Naphtali (1888–1961), ursprünglich Redakteur der *Frankfurter Zeitung* – er sollte später Minister in der israelischen Regierung werden, Ernst Fränkel (1898–1975) und Franz Neumann (1900–1954), sie wurden zu Vätern der bundesdeutschen Politikwissenschaft. Mehrere Absolventen, die in den 1920er Jahren die Akademie besucht hatten, sollten in der jungen Bundesrepublik leitende Stellungen einnehmen: Beispielfhaft seien genannt Fritz Steinhoff (1897–1969), von 1956 bis 1958 Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, und Willi Richter (1894–1972), von 1956 bis 1972 Bundesvorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Neustart nach dem Krieg: Vorbehalte der Gewerkschaften gegen Einfluss des Staates

Mit Unterstützung von Universität, amerikanischer Militärregierung, Land Hessen, Stadt und Gewerkschaften schaffte es die Akademie schon 1947, den Lehrbetrieb wieder aufzunehmen. Der Neustart musste ohne die Emigranten gelingen, das veränderte das Lehrangebot der Akademie erheblich. Sinzheimer war 1945 verstorben, Oppenheimer schon 1943. Rosenstock lehrte und schrieb weiterhin in den USA. Zunächst setzte die Akademie auf Praktiker von Gerichten, Sozialversicherung und Gewerkschaften. Erst nach und nach konnten auch wieder Persönlichkeiten aus der Universität für die Lehre gewonnen werden. Stellvertretend seien genannt: der Jurist Walter Hallstein (1901–1982), der später der erste Vorsitzende der EWG-Kommission werden sollte, sowie der Mitbegründer des Ordoliberalismus Franz Böhm (1895–1977) und der Sozialphilosoph Max Horkheimer (1895–1973).

Institutionell und räumlich veränderten sich die Dinge: Nicht zuletzt wegen der Vorbehalte der Gewerkschaften gegen allzu großen Staats Einfluss erhielt die Akademie 1951 die Form einer Stiftung des privaten Rechts, mit dem Land und dem Deutschen Gewerkschaftsbund als gleichberechtigten Trägern. Das hat sich bis heute bewährt. 1979 wurden mit einer Kooperationsvereinbarung auch die Beziehungen zwischen Akademie und Universität neu fundiert, was nicht zuletzt auch dem damaligen Universitätspräsidenten Hans Jürgen Krupp zu verdanken ist: Eine engere Zusammenarbeit in der Lehre sollte auch den gegenseitigen Austausch der Lehrenden befördern.



4

Eine wichtige Vereinbarung betraf die gemeinsame Forschung. So gelang es, das große Forschungsprojekt »Alterssicherung in der EU« zu etablieren, das von den beiden Wirtschaftswissenschaftlern Richard Hauser und Diether Döring geleitet wurde und an dem elf Personen mitwirkten. Bis 2003 entstanden acht Forschungsbände und eine ganze Reihe von Promotionen. Im Ergebnis konnten zentrale Voraussetzungen für die Nachhaltigkeit europäischer Alterssicherungssysteme herausgearbeitet werden. Die Forschungsergebnisse flossen sowohl in die Lehre des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften als auch in den Unterricht der Akademie ein. Das Vorhaben wurde im Kern von der VolkswagenStiftung getragen. In den 1980er und 1990er Jahren hat sich die

4 Hugo Sinzheimer (1875–1945): Der Arbeitsrechtler gehörte zu den Ideengebern für die Akademie der Arbeit. Er war nicht nur Rechtsgelehrter auf dem innovativen Feld des Arbeitsrechts, er war auch immer politisch und gesellschaftlich engagiert: Als jüdischer Sozialist und Abgeordneter im Verfassungsausschuss der Weimarer Nationalversammlung machte er sich für die Verankerung des Genossenschaftsgedankens stark. An der Frankfurter Universität wurde für Sinzheimer 1920 die erste arbeitsrechtliche Honorarprofessur geschaffen, Vergleichbares gab es nur in Berlin. (Hier eine Zeichnung von Lino Salini)

5 Noch hat die Akademie der Arbeit, die seit 2009 Europäische Akademie der Arbeit heißt, ihr Domizil auf dem Campus Bockenheim, 2017 ist der Umzug auf den Campus Westend geplant.



5

Zusammenarbeit auch in der Lehre wieder deutlich intensiviert. So hielten nicht nur zahlreiche Professoren der Goethe-Universität insbesondere aus den Fachbereichen Rechts- und Wirtschaftswissenschaften Vorlesungen und Seminare an der Akademie, hauptamtliche Dozenten der Akademie beteiligten sich auch an der universitären Lehre. Stellvertretend seien die Juristen Spiros Simitis und Manfred Weiss sowie die Wirtschaftswissenschaftler Bertram Schefold und Richard Hauser erwähnt. Mit dem Generationswechsel und dem veränderten Profil insbesondere des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften, in dem sozialökonomische Themen kaum noch eine Rolle spielen, wurden die Kooperationen in Forschung und Lehre zunehmend schwächer.

Bis zum heutigen Tage absolviert jedes Jahr eine Gruppe von rund 40 Beschäftigten aus allen Branchen der Wirtschaft ein interdisziplinäres »studium generale« als Weiterbildung. Sie werden durch eine Prüfung ausgewählt und kommen aus ganz Deutschland sowie einigen europäischen Nachbarländern. Auf sie wartet ein anspruchsvolles Vollzeitprogramm, für das sie für elf Monate in ein Internat auf dem Universitätsgelände in Bockenheim ziehen. Manche bewerben sich für den Studiengang, um in das bisherige Unternehmen zurückzukehren, oder auch, um sich auf einen Tätigkeitswechsel vorzubereiten.

Die Akademie, die seit 2009 den Zusatz »Europäische Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt am Main« trägt, ist weiter besonders auf die Verbindung zu universitären Arbeitsfeldern wie Arbeitsrecht, Arbeitsmarkt, Sozialpolitik angewiesen. Der neue Leiter der Akademie, Prof. Dr. Martin Allespach, hat es unternommen, die Zusammenarbeit wieder zu verstärken. Vielleicht trägt auch die räumliche Nähe wieder zu einer stärkeren Zusammenarbeit bei; denn 2017 wird die Akademie einen Neubau auf dem Campus Westend beziehen und ihr 1957 bezogenes Gebäude in Bockenheim verlassen. ●



Der Autor

Diether Döring, 75, hat die Akademie der Arbeit über viele Jahre geleitet. Er ist Professor für Sozialpolitik mit besonderem Interesse für international vergleichende Forschung zu Fragen des Arbeitsmarktes und der sozialen Sicherung. Gegenwärtig leitet er das Königsteiner Forum; es veranstaltet regelmäßig Vortragsreihen zu ausgewählten Themenkomplexen, die Informationen zu Fragen der Zeit vermitteln und darüber hinaus den Mitgliedern der Gesellschaft Orientierungs- und Entscheidungshilfe geben.

d.doering@em.uni-frankfurt.de

»House of Labour« auf dem Campus Westend

Wie der Direktor der Europäischen Akademie der Arbeit, Prof. Martin Allespach, die Kooperation mit der Goethe-Universität wieder beleben will

Jaspers: Die Akademie war über Jahrzehnte hinweg in unmittelbarer Nähe zur Goethe-Universität auf dem Campus Bockenheim. Eine enge Kooperation zwischen beiden Institutionen hatten die Gründungsväter der Universität ausdrücklich gewollt – wie steht es heute mit dieser Zusammenarbeit? Wird sie überhaupt noch gepflegt?

Allespach: Die Geschichte der Akademie und die Geschichte der Universität sind eng miteinander verwoben. Das bildet sich noch heute in den Strukturen ab. So ist der Präsident, zukünftig die Präsidentin der Goethe-Universität im Kuratorium der Europäischen Akademie der Arbeit (EAdA) vertreten. Es gibt einen Kooperationsvertrag, der Wechselseitigkeit vorsieht, beispielsweise in der Lehre, aber auch in der Forschung. Das wurde in der Vergangenheit auch gelebt. Die wissenschaftlich gut ausgewiesenen Dozentinnen und Dozenten an der EAdA erhielten regelmäßig Honorarprofessuren und beteiligten sich am Lehrbetrieb der Uni, und umgekehrt unterrichteten Lehrende der Uni an der EAdA. In den letzten Jahren ist das leider ziemlich eingeschlafen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Selbstverständlich gibt es nach wie vor einige gemeinsame Veranstaltungen zum Beispiel im Bereich des Arbeitsrechts. Gemessen an der Möglichkeiten und Erfahrungen kann man sich da aber natürlich eine viel vitalere Kooperationsbeziehung vorstellen.



Jaspers: Seit April dieses Jahres sind Sie Direktor der Europäischen Akademie der Arbeit. Wie wollen Sie die Beziehung zwischen der Goethe-Universität und der Akademie neu beleben?

Allespach: Ich bin mit der festen Absicht angetreten, der Kooperation mit der Goethe-Universität wieder neues Leben einzuhauchen. Ich bin der Überzeugung, dass das für beide Institutionen ein Gewinn ist. Das betrifft Lehre und Forschung, aber auch im Bereich der wissenschaftlichen Weiterbildung kann ich mir zahlreiche Kooperationsprojekte vorstellen. Das geht über die klassischen Kooperationsbereiche der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften hinaus. Ich erinnere daran, dass in den 1930er Jahren auf Anregung der Akademie der Arbeit, vor dem Hintergrund ihrer speziellen Zielgruppe, an der Universität in Frankfurt eine Abteilung für Erwachsenenbildung eingerichtet wurde. Verabredet wurde eine umfangreiche Zusammenarbeit, zu der es dann aufgrund der geschichtlichen Ereignisse nicht kam. In dem Sinne suche ich zurzeit das Gespräch mit den Dekanen der Rechts-, Wirtschafts- und Erziehungswissenschaften. Da Arbeitsbeziehungen und -politik zu den Kernfeldern der Forschung und Lehre an der EAdA gehören, habe ich auch die Arbeits- und Industriesoziologie an der Goethe-Universität angesprochen.

Jaspers: Gibt es denn schon deutliche Signale, wieder verstärkt aufeinander zuzugehen? Oder sitzen Ihre zukünftigen Kooperationspartner nicht eher bei den Gewerkschaften und in den Personalbereichen und der Personalentwicklung der großen Unternehmen?

Allespach: Für mich gibt es da kein »Entweder-Oder«. Theorie und Praxis stehen in einem wechselseitigen Zusammenhang. Wieso sollen die Ergebnisse von Forschung nicht auch praxisrelevant werden? Und umgekehrt: Es ist die Praxis, die viele Anlässe für Forschung bereithält. In meinen eigenen Forschungsprojekten habe ich gute Erfahrungen gemacht, die Betroffenen nicht zu Forschungsobjekten zu degradieren, sondern sie zu Mitforschern ihrer eigenen Praxis zu machen. Neben Erkenntnisgewinn ging es zugleich immer auch um Praxisgestaltung. Selbstverständlich bringe ich mein Netzwerk in die Gewerkschaften, Betriebe und Managements mit ein. Dort weiß und schätzt man den kritisch-reflexiven Blick, der mit Forschung verbunden ist.

Zu dem zweiten Aspekt Ihrer Frage: Als deutlich würde ich die Signale hinsichtlich einer Revitalisierung der Kooperationsbeziehungen mit der Universität noch nicht bezeichnen. Obwohl ich ein tendenziell ungeduldiger Mensch bin, weiß ich aber, dass Kooperation Zeit und

Vertrauen braucht und nicht mit einem Schnipp verordnet werden kann. Ich glaube, wir sind da auf einem guten Weg.

Jaspers: Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts standen sozialpolitische und sozialökonomische Themen auf der Agenda der Volkswirtschaftslehre an den deutschen Universitäten – nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Lehre. Das hat sich drastisch verändert. Welche Auswirkungen hat dieses veränderte Profil der Wirtschaftswissenschaften auf die Ausbildung an der Akademie?

Allespach: Die EAdA ist seit ihrer Gründung kritisch-emanzipatorischen Prinzipien verpflichtet, die an Aktualität nichts verloren haben. Bei uns wird arbeitnehmerorientierte Wissenschaft betrieben. Eine solche Perspektive halte ich auch für die Wirtschaftswissenschaften für unverzichtbar. Die einseitige Beschreibung wirtschaftlichen Handelns als vermeintliche »ökonomische Rationalität« – wie es nach wie vor herrschende Meinung in der Ökonomie ist – funktioniert nicht nachhaltig. Wirtschaft ist langfristig nur dann erfolgreich, wenn Regeln eingehalten werden. Diese sind kein »Randphänomen«, sondern konstitutiv für den wirtschaftlichen Erfolg. Der Rheinische Kapitalismus basiert eben nicht nur auf den Mecha-

nismen von Markt und Wettbewerb, sondern auch auf Kooperation, betriebliche Mitbestimmung und Unternehmensmitbestimmung. Wir sind im Moment dabei, im Rahmen eines Forschungsprojektes zu untersuchen, ob und wie das Thema Mitbestimmung in den Wirtschaftswissenschaften curricula verankert ist, und wir wollen diesbezüglich auch konkrete Gestaltungsvorschläge entwickeln – natürlich mit den Wirtschaftswissenschaften gemeinsam.

Jaspers: Neben der Lehre verband die Dozenten der Akademie und der Universität auch gemeinsame Forschung, zum Beispiel zur Alterssicherung in der Europäischen Union. Wäre so etwas auch wieder vorstellbar?

Allespach: Ja, absolut. Das ist für mich nicht nur vorstellbar, sondern wünschenswert. Wir haben für uns eine Forschungsstrategie entwickelt, die die Themen Mitbestimmung, Industriepolitik, Unternehmenstheorie, Wirtschaftsethik, internationale Arbeitsbeziehungen, berufliche Aus- und Weiterbildung, Bewusstseinsforschung und Subjektwissenschaft beinhaltet, um nur einige Themen zu nennen. Das sind zum Teil Kooperationsprojekte mit Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen im In- und Ausland, etwa mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, dem Lehrstuhl für Wirtschaftsethik an der Universität St. Gallen und der Cornell University in den USA. Auch hier ist noch Luft nach oben für eine Revitalisierung der Kooperation mit der Goethe-Universität.

Jaspers: Auch die Akademie wird den Campus Bockenheim bald verlassen und an den Rand des Campus Westend ziehen. Wann wird das der Fall sein? Welche Impulse versprechen Sie sich von dem Ortswechsel?

Allespach: Wir planen den Umzug für 2017. Es soll auf dem Campus Westend ein modernes Seminargebäude entstehen. Die räumliche Nähe zur Universität ist uns nach wie vor wichtig. Sie erleichtert die Kooperation. Mit dem Gebäude verbindet sich aber auch eine konzeptionelle Neuausrichtung der EADA, die wir unter dem Stichwort »House of Labour« im Moment entwickeln und zum Teil auch schon in die Wege leiten. Nach wie

vor wird es das in Deutschland inzwischen einmalige Studium für Berufserfahrene geben. Hier konnten wir Qualitätsverbesserungen und eine bessere personelle Ausstattung von Forschung und Lehre realisieren. Es wird ein modulares System wissenschaftlicher Weiterbildung aufgebaut. Zielgruppe sind hier neben Gewerkschaften, Betriebs- und Personalräten auch Managementvertreter, schließlich ist Mitbestimmung und Arbeitsbeziehungen auch ein Thema für sie. Die Gespräche mit der Wirtschaft laufen und sind vielversprechend. Wir denken an die Entwicklung von MBA-Studiengängen und Angebote im Bereich der Postgraduierten-Qualifikation, etwa die Ausbildung von Fachanwälten für Arbeitsrecht. In diesem Portfolio gäbe es eine Reihe interessanter Kooperationsprojekte, zu der ich die Universität ausdrücklich einlade.

Jaspers: Stichwort »House of Labour« – sehen Sie darin ein Gegengewicht oder ein Pendant zum »House of Finance«?

Allespach: Na ja, die Wortwahl ist nicht zufällig, das vermuten Sie schon richtig. Die Botschaft ist klar: Wirtschaft ist nicht nur Finanzwirtschaft, und vor allem funktioniert Wirtschaft nicht ohne die Beschäftigten. Das muss sich auch in Forschung und Lehre deutlich abbilden.

Jaspers: »House of Finance«, »House of Logistics«, »House of Pharma« – diese Konzepte werden von der hessischen Landesregierung sehr gefördert. Meinen Sie, mit Ihren Vorstellungen in Wiesbaden auch Gehör finden zu können?

Allespach: Weniger mit dem Label als mit dem Konzept. Als Leiter der Grundsatzabteilung beim Vorstand der IG Metall war eine der größten Herausforderungen die Bewältigung der Krise 2008/2009. Und ich habe noch heute Anfragen aus der ganzen Welt, wie uns dieses sogenannte »German Beschäftigungswunder« gelungen ist. Aber das war kein Wunder, sondern das Ergebnis von handlungsfähigen Gewerkschaften und Betriebsräten, von Mitbestimmung, von Tarifverträgen, von gesetzlichen Regelungen wie der Kurzarbeit und dem Kündigungsschutz, um hier nur einige zu nennen. Ohne das Engagement und den Beitrag der Beschäftigten gäbe es heute viele traditionsreiche Firmen

nicht mehr. Die Politik weiß das; und deshalb gehe ich davon aus, dass wir mit unserer Idee auf offene Ohren stoßen werden.

Jaspers: Sie haben den Anspruch formuliert, bereits in die ersten Planungen für das neue Akademie-Gebäude auf dem Campus Westend eingebunden zu werden, weil Sie Ihre Ideen für eine lernfördernde Architektur stärker in den Planungsprozess einbringen möchten. Wie schaut das aus?

Allespach: Als Leiter des Bildungsbereichs bei der IG Metall – das war ich auch einmal – war ich in den Bau einer neuen Bildungsstätte eingebunden. Wir hatten uns viel Zeit genommen, um zu klären, was eine moderne Bildungsstätte auszeichnet, wie sich lernförderliche Räume gestalten lassen und wie Funktionalität und Ästhetik zusammengebracht werden können. Das war ein Prozess, in dem wir als Auftraggeber, die Lehrenden und die Architekten eingebunden waren. Und ich finde, so ist in Sprockhövel ein wunderschönes Gebäude entstanden, in dem man sich gerne aufhält, in dem man gute Lernbedingungen vorfindet und in dem Kommunikation möglich ist. So stelle ich mir das auch für den Neubau auf dem Campus Westend vor.

ZUR PERSON

Prof. Dr. Martin Allespach, 52, leitet seit April dieses Jahres als Direktor die Europäische Akademie für Arbeit in der Goethe-Universität. Nach dem Studium der Erziehungswissenschaften promovierte er 1999 an der Universität Tübingen im Arbeitsgebiet Pädagogische Psychologie über »Kooperatives Lernen im Betrieb«. 2005 schloss er seine Habilitation zum Thema »Betriebliche Weiterbildung als Beteiligungsprozess« an der Universität Hamburg ab und ist dort seit 2005 Privatdozent, seit 2012 Professor im Bereich »Berufliche Bildung und Lebenslanges Lernen«. Neben seiner akademischen Qualifikationsphase hat Allespach verschiedene Aufgaben im gewerkschaftlichen Kontext übernommen. Von 2007 bis März 2014 war er Leiter des Bereichs Grundsatzfragen, Gesellschaftspolitik und strategische Planung beim IG-Metall-Vorstand in Frankfurt. Das Interview führte **Ulrike Jaspers**, seit 1988 Redakteurin von Forschung Frankfurt und Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Goethe-Universität.

Keineswegs eine pünktlich zum Jubiläum vorgelegte Ruhmesgeschichte

Der Historiker Notker Hammerstein nimmt die letzten vier Jahrzehnte der Goethe-Universität in den Blick

von *Christoph Cornelißen*

Am 2. Februar 2014 verabschiedete sich die Goethe-Universität mit einem großen Knall von ihrem höchsten Gebäude. In nur wenigen Sekunden sank der AFe-Turm, der für rund vier Jahrzehnte den Gesellschafts- und Erziehungswissenschaften, der Psychologie und weiteren Abteilungen eine Heimstatt geboten hatte, in Schutt und Asche. Im Jubiläumsjahr wurde damit ein hoch symbolischer Akt vollzogen, denn die Goethe-Universität verabschiedete sich nicht nur von einer »Bausünde« der 1970er Jahre, sondern sie entsorgte ebenfalls einen Teil ihrer jüngsten Geschichte, die über weite Strecken von einem von vielen Beobachtern als »menschenunfreundlich« empfundenen Turm überragt worden ist.

Kritische Analysen aus dem Blick »von oben«

Dass mit der Großsprengung nicht zugleich das Wissen über die jüngste Phase der Frankfurter Universitätsgeschichte unterging, verdanken wir den beeindruckenden Arbeiten des Frankfurter Historikers Notker Hammerstein, der als der ausgewiesenste Kenner dieses Themas gelten darf. Schon mit seinen ersten beiden Bänden, welche die Frankfurter Universitätsgeschichte vom Gründungsjahr 1914 bis an das Ende der 1970er Jahre behandeln, stellte er sein stupendes Wissen um die hiesige Hochschule unter Beweis. Im Auftrag der Universitätsspitze hat er sich nun der mühevollen Aufgabe unterworfen, die Entwicklungen auch der letzten vier Jahrzehnte an der Goethe-Universität gründlich zu rekonstruieren. In kaum mehr als einem Jahr ist daraus eine

umfangliche Darstellung entstanden, die im Wesentlichen unter Rückgriff auf die Rechenschaftsberichte der Rektoren beziehungsweise Präsidenten sowie die immer umfanglicher ausfallenden Forschungsberichte, darüber hinaus auf der Basis des kontinuierlich erschienenen Uni-Reports die grundlegenden Entwicklungen an der Goethe-Universität vom Ende der 1970er Jahre bis in die unmittelbare Gegenwart herausarbeitet und kritisch analysiert.

Naturgemäß geben die bislang nur beschränkt zugänglichen Quellen über den Berichtszeitraum der vorliegenden Darstellung eine administrative Schlagseite, welche die Sichtweisen der Universitätsspitze sowie generell den »Blick von oben« bevorzugt, wohingegen beispielsweise die soziale Lage der Studierenden oder auch Sichtweisen von außen auf die Universität nur am Rande auftauchen. Aber all das, was Hammerstein auf den mehreren Hundert Seiten seines dritten Bandes zur Frankfurter Universitätsgeschichte ausbreitet, bietet keineswegs eine pünktlich zum Jubiläum 2014 vorgelegte Ruhmesgeschichte, sondern dem Autor gelingt es, grundlegende Problemzonen der jüngeren Universitätsgeschichte herauszuarbeiten und mit einem dezidiert kritischen Urteil zu versehen.

»Euphorische Bildungsrhetorik« bei knappen Kassen

Nur wenige Beispiele müssen hier genügen. So geht Hammerstein zum einen auf die Beziehun-



Notker Hammerstein

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität, Band 3: Ihre Geschichte in den Präsidialberichten 1972-2013

Göttingen 2014, Wallstein Verlag, ISBN 978-3-8353-1592-1, 275 Seiten, 29,90 Euro.

gen zwischen Universität und Landesregierung ein, die sich nicht zuletzt wegen der fortlaufenden strukturellen Unterfinanzierung der Frankfurter Hochschule wiederholt als schwer belastet erwiesen und zuweilen sogar zu harten Auseinandersetzungen führten. Hierbei taten sich beide Seiten unter anderem auch deswegen schwer, konstatiert Hammerstein, weil sie nicht von einer »euphorischen Bildungsrhetorik« ablassen wollten, für deren praktische Umsetzung die öffentlichen Kassen jedoch tatsächlich kaum einen Spielraum boten.

Zum anderen behandelt er eingehend die hochschulpolitischen Entwicklungen, wobei er als Ausgangspunkt das Novellierte Hochschulgesetz aus dem Jahr 1970 wählt, das allen Statusgruppen in den Gremien der Universität ein Mitspracherecht einräumte. Darüber seien die Verhandlungen immer stärker politisch-ideologischen Zielsetzungen unterworfen worden, und auch sonst zeichnet der Autor ein eher kritisches Bild der Hochschulpolitik. Vor allem die Störaktionen, Schmierereien und gewalttätigen Aktionen studentischer Gruppen sind ihm ein Dorn im Auge, waren doch nicht zuletzt diese dafür verantwortlich, dass der Universität Frankfurt bis in die 1980er Jahre der Ruf vorausseilte, eine der politisch unruhigsten Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland zu sein.

Die »Reformitis« und die Folgen für die intellektuelle Bildung

Als insgesamt problematisch stuft Hammerstein ebenfalls die Rolle vieler selbsterklärter Bildungsexperten ein, die mit ihren dauernden Reformansprüchen die Universität zu einer »behüteten, leitenden, nahezu schulischen Institution« umgebaut hätten. Im Grunde habe die »Reformitis« nichts anderes zur Folge gehabt, als einerseits die Messbarkeit von Lehre und Forschung zu erhöhen und andererseits das Drittmittelaufkommen der Fachbereiche zu steigern. Darüber sei der Weg in einen »Teufelskreis von Drittmittelwerbung, Antragstellung, sogenannten modernen Organisationsformen und Themen« sowie Nützlichkeits- und Kostenüberlegungen beschriftet worden, welche der

überkommenen Idee der Universität als Hort intellektueller Bildung förmlich die Luft entzogen habe. Sehr kritisch äußert sich der Autor zuweilen auch über das zeitweilig mangelnde wissenschaftliche Niveau verschiedener Fachbereiche.

Der Campus Westend: »Ein geistig-ästhetisches Eldorado«

Hammersteins detailreicher Bericht ist jedoch alles andere als eine kulturpessimistische Abrechnung mit der jüngsten Universitätsgeschichte, denn so düster viele Passagen zu den 1970er und teilweise auch noch den 1980er Jahren lauten, so hell zeichnet er manche der nachfolgenden Entwicklungen. Obwohl die inner- und außeruniversitären Wissenschaftsbürokratien weiter wucherten und eben kein Ende der Vorherrschaft vom Planungsdenken einsetzte, kam im Laufe der 1980er Jahre ein fundamentaler Wandel in Gang, der das intellektuelle Klima an der Universität erheblich verbesserte. Ein wesentlicher Ausdruck dieser Wende war die Tatsache, dass sich der Ruf der Goethe-Universität national und international verbesserte. Weiterhin signalisierten die wachsende Zahl der Stiftungsprofessuren, der steigende Zufluss von Schenkungen und öffentlichen Zuwendungen, aber auch die Verbesserung im Verhältnis von Stadt und Universität sowie der Weg zur »Stiftungsuniversität«, dass sich die Lage um einiges von der eher trüben Zwischenphase entfernt hatte. Der wohl sichtbarste Ausdruck der neuen Entwicklungen war der Umzug der Geistes- und Sozialwissenschaften von Bockenheim zum Westend und damit auf einen Campus, der geradezu ein »geistig-ästhetisches Eldorado« darstelle.

Was Hammerstein zur Forschungsentwicklung, über Finanzierungsfragen, Gremienarbeit sowie das Verhältnis von Stadt beziehungsweise Land und Universität darstellt, ist nicht nur in der Breite beeindruckend, sondern wirft weiterführende Fragen nach dem konkreten Gewicht der handelnden Personen und Institutionen auf. Gleichzeitig zeigt er die Notwendigkeit auf, die Frankfurter Entwicklungen in den breiteren Rahmen der (west)deutschen Hochschullandschaft einzuordnen. Hierfür bietet sein Buch eine erste verlässliche Grundlage, für die man auch deswegen dankbar sein muss, weil allgemein an den Universitäten bis heute das Bewusstsein der eigenen Geschichtlichkeit nur gering entwickelt ist. ●



Der Rezensent

Prof. Dr. Christoph Cornelißen, 56, hat seit April 2012 die Professur für Neueste Geschichte an der Goethe-Universität inne. Zu den Forschungsschwerpunkten seines Lehrstuhls gehören die Geschichte des Sozialstaats, die Geschichte Europas sowie die Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Cornelißen beschäftigt sich zudem intensiv mit der Geschichte der Erinnerungskulturen.

cornelissen@em.uni-frankfurt.de

Vom Optimismus einer »Befreiung« war wenig zu spüren

Barbara Wolbring zeichnet die zentralen Konfliktlinien beim Wiederaufbau der Universitäten nach

von Michael Stolleis

Mehr als in anderen Ländern, etwa in England oder Frankreich, waren und sind in Deutschland und Österreich die Universitäten traditionell die zentralen Institutionen der Elitenausbildung. Nach dem »Universitätssterben« um 1800 wurden sie energisch erneuert und erlangten bald Weltruhm, der auch unter den schwierigen Bedingungen der Weimarer Republik noch nachwirkte. Der Nationalsozialismus ruinierte dann die Universitäten durch rassistische Vertreibungen, Lenkung von Forschung und Lehre durch »Führerprinzip« und »NS-Weltanschauung«, Beschränkung des Frauenstudiums sowie durch den Krieg. Es lag also 1945 nahe, wieder bei den Schulen und Universitäten anzusetzen, um freiheitliches, demokratisches und rechtsstaatliches Gedankengut in der Gesellschaft zu verankern. Ein vergleichbares Umerziehungs- und Neuorganisationsprogramm lief in der Sowjetischen Besatzungszone ab, wenn auch im Zeichen stalinistischer Indoktrination, was dort wiederum zu einem Exodus von Lehrkräften und Studierenden in den Westen führte.

Die Frankfurter Habilitationsschrift von Barbara Wolbring widmet sich den westlichen Besatzungszonen. In vier großen Kapiteln rekonstruiert sie die leidenschaftlichen Debatten um die »Umerziehung« der Front- und Flakhelfer-Generation, um die soziale Öffnung der Universitäten durch Einbeziehung bildungsferner Schichten, um eine Verhinderung der Rekonstituierung traditioneller Studentenverbindungen – insgesamt also das Ringen um einen neuen Begriff von Bildung und Erziehung zu Demokratie und politischer Verantwortung. Im letzten Kapitel schildert sie einen Frankfurter Grundsatzstreit, ob politische Einflussnahme durch die Landesregierung oder Autonomie der Fakultäten der bessere Weg sei. In dem an sich belanglos scheinenden »Fall Brill«, bei dem es um die Ernennung eines sozialdemokratischen Politikers zum Honorarprofessor an der Juristischen Fakultät ging, kulminierte dies.

»Rekonstruktion« einer solch zentralen Debatte ist leicht gesagt, erfordert aber die Verarbeitung enormer Mengen von Quellen sehr unterschiedlicher Qualität. Es gab wenig pro-

grammatische Vorbereitung, aber eine Unzahl von Kleinschriften, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und Aufrufen. Überall bildeten sich politisch-intellektuelle »Kreise«, die ihre Vorschläge zu neuer Orientierung in Bildung und Ausbildung machten. Daneben begannen die Netzwerke zur Wiederbesetzung von Lehrstühlen zu arbeiten, oft in beschämender Passivität gegenüber denjenigen, die 1933 vertrieben worden waren. Für Frankfurt kann dies im zweiten Band von Notker Hammersteins Universitätsgeschichte (2012) nachgelesen werden. Barbara Wolbring geht diese Fragen nun in aller Breite an, löst sich von der Geschichte einzelner Universitäten und schreibt damit eine übergreifende Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik im Lichtkegel der ersten Universitätsreformen.

Neben den gedruckten Quellen zieht sie die Akten der Besatzungsmächte und der entstehenden Länder heran, außerdem natürlich die Selbstzeugnisse der Akteure. Die Universitäten selbst verfügten nur über eine Art Notverwaltung, vieles wurde nicht protokolliert. Die Ergebnisse von Fakultätssitzungen passten oft auf ein Blatt: »Der Dekan teilte hierzu das Nötige mit.« Barbara Wolbring gelingt es jedoch mit kritischem Methodenbewusstsein und Sensibilität, die Spreu vom Weizen zu sondern, die zentralen Konfliktlinien nachzuzeichnen und dabei den Originalton hörbar zu machen, ohne ihm aber aufs Wort zu glauben. Entstanden ist ein Panorama verstörten bürgerlichen Denkens, der Irritation über beschmutzte Ideale, der Suche nach neuen geistigen Haltepunkten, gelegentlich auch der Scham über geistige Vorbereitungshandlungen und Mittäterschaft am Nationalsozialismus, Letzteres aber doch sehr selten. Dass vonseiten der Hochschulen der Umerziehungsdruck als erneute negative Politisierung einer sich unpolitisch verstehenden Wissenschaft verstanden wurde, erscheint begreiflich, war aber auch Teil der Blindheit gegenüber der eigenen Vergangenheit.

Typisch für jene Zeit ist auch die Unsicherheit über die Zukunft; weiteste Kreise glaubten nicht an eine materielle Besserung oder eine politische Zukunft, von der Furcht vor einer



Barbara Wolbring
Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949)

Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 87, Göttingen 2014, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, ISBN 978-3-5253-6014-9 488 Seiten, 69,99 Euro.

Fortsetzung des Kriegs in der neuen Ost-West-Konstellation ganz abgesehen. Von Optimismus einer »Befreiung« oder von der späteren zerredeten »Vergangenheitsbewältigung« war wenig zu spüren. Für die meisten Menschen, vor allem für die Flüchtlinge, stand die pure Bewältigung des Alltags im Vordergrund. Und doch schreiben und reden maßgebliche Intellektuelle über »Die Bildungs- und Erziehungsaufgabe der heutigen Universität«, »Geistige Freiheit«, »Gesinnung, Gewissen und Gesittung«, »Erneuerung der Universität«, »Die Idee der Universität« und dokumentieren den geistigen Hunger einer dem Abgrund entkommenen Generation. So stand, wie Barbara Wolbring eindringlich zeigt, eine weitverbreitete »Desillusionierung« einem ebenso verbreiteten Bedürfnis nach ethischer Orientierung gegenüber. Gleichzeitig belegt sie die Überlagerungen von alter und neuer, noch ungewisser Ordnung.

Vor allem die Studierenden, zum größten Teil noch Kriegsteilnehmer, bald aber die tragende Schicht des »Wirtschaftswunders«, hatten die inneren und äußeren Lasten zu tragen. »Hunger, Kälte, der Mangel an Kleidung und Wohnraum ebneten den Unterschied zu anderen Bevölkerungsteilen ein und schienen keinen Raum für soziale Distinktion zu lassen. Bürgertum als Ausdruck der Klassendistinktion und

Klassengesellschaft wird entweder als überwunden oder als zu überwinden geschildert – jedenfalls in der Regel negativ. ... Gleichwohl ist eine Persistenz bürgerlicher Leitbilder, Verhaltensmuster und Habitusformierungen zu beobachten.« (S. 205) Das sollte die Signatur der 1950er Jahre bleiben. ●



Der Rezensent

Prof. Dr. Michael Stolleis, 73, war Professor für öffentliches Recht und Neuere Rechtsgeschichte an der Goethe-Universität und Direktor des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte.

stolleis@rg.mpg.de

– Anzeige –

RESTAURANT
STURM UND DRANG
CAFÉ-BISTRO



Speis + Trank
AM CAMPUS WESTEND

TÄGLICH WECHSELNDE SPEISEN | FIRMEN- UND FAMILIENFEIERN | CATERING

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Sturm und Drang

Tel: 069 / 798 34551

Email: info@cafe-sturm-und-drang.de

www.cafe-sturm-und-drang.de

Was geht im Kopf eines anderen vor?

Der Neuropathologe Wolfgang Schlote ist gegen die Trennung von Gehirn und Geist

von Anne Hardy

Wer sich der Hirnforschung verschreibt, schließt einen Pakt mit dem Teufel ab [...]. Eine gewisse Hybris ist einem solchen Menschen nicht abzusprechen«, meint Wolfgang Schlote im Vorwort zu seinem Buch »Singing in the Brain«. Schon während seiner Zeit als Hilfsassistent im Präpariersaal der Anatomie in Leipzig hielt er in Formalin konservierte Gehirne in den Händen, um sie jüngeren Studierenden zu erklären. »Ich kannte mich im Gehirn so gut aus, dass ich in Gedanken darin spazieren gehen konnte«, erinnert er sich. Gleichzeitig beschäftigte ihn, welche Gedanken und Erinnerungen in dem nunmehr toten materiellen Substrat gespeichert waren. Die Frage nach dem Sitz des Geistes hat ihn seither nicht mehr losgelassen.

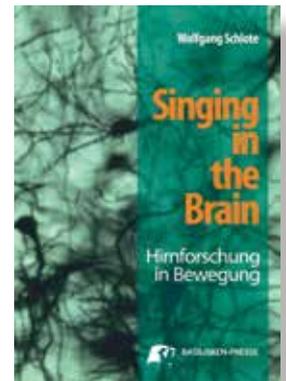
Schlote, der von 1984 bis 2000 Direktor des Neurologischen Instituts (Edinger-Instituts) an der Goethe-Universität war, hat in seiner wissenschaftlichen Laufbahn erlebt, wie neue bildgebende Verfahren von der Elektronenmikroskopie bis zum fMRT das Wissen um die Struktur und Funktion des Gehirns in einem bisher nie dagewesenen Maß erweitert haben. Das hat nicht nur Neurobiologen und -wissenschaftler, sondern auch Psychologen und Philosophen seit den 1970er Jahren zu teilweise hitzigen Diskussionen angeregt. Der 1932 geborene Neuropathologe hat die verschiedenen Positionen aufmerksam verfolgt. Ziel seines Buches ist es, teilweise nur angerissene Überlegungen weiterzuentwickeln und auf Fehler und Lücken aufmerksam zu machen, »die in einem zunehmenden Maß zur Verunsicherung in der modernen Neurowissenschaft beitragen«.

Für Schlote steht fest, dass der Sitz des Geistes nirgendwo anders sein kann als im Geflecht der Nervenzellen des Gehirns. Er hat sich deswegen mehrfach, insbesondere von Philosophen, den Vorwurf anhören müssen, er sei ein »kruder Reduktionist« oder »primitiver Materialist«. Doch Schlote argumentiert überzeugend aus seiner ärztlichen Erfahrung. In seiner Arbeit hat er häufig genug erlebt, welche Auswirkungen pathologische Veränderungen des Gehirns auf die Psyche und die kognitiven Fähigkeiten von Patienten haben. Für die enge Verzahnung körperlicher und seelischer Vorgänge kennt nicht nur die psychosomatische Medizin zahl-

lose Beispiele. Letztlich bietet sie auch die Grundlage für die medikamentöse Behandlung psychiatrischer Erkrankungen.

Wie aber kommen der Geist und der freie Wille, an den Schlote durchaus glaubt, in das Gehirn hinein? Schlote referiert dazu unter anderem die neurophilosophisch geprägte Emergenz-Theorie, verwirft sie aber letztlich als unbefriedigend. Indem sie behauptet, dass neuronale Phänomene mentale hervorbringen, führe sie nämlich eine zeitliche Abfolge ein. »Banal ausgedrückt, hinkt der Geist, das seelische Erleben, den Hirnprozessen immer hinterher«, beanstandet Schlote. Seiner eigenen Vorstellung am nächsten kommt die Identitätstheorie des Australiers J. J. C. Smart, die viele Geisteswissenschaftler ablehnen, weil sie die Trennung zwischen Gehirn und Geist aufhebt. Smart betrachtet physiologische und psychologische beziehungsweise neurobiologische und kognitive Phänomene als identisch. Es komme letztlich auf die Messmethode an, welcher Aspekt in Erscheinung trete. Für Schlote bildet diese These die Grundlage seiner Überzeugung, »dass keine externe oder gar außerirdische Kraft unsere kognitiven Erkenntnisse steuert«.

Schlote zieht in seinem Buch das Resümee eines Forscherlebens, in dem er sich engagiert mit verschiedensten Positionen und philosophischen Interpretationen der modernen Hirnforschung auseinandergesetzt hat. Es ist ihm anzumerken, dass die Rätsel des Gehirns für ihn bis heute nichts von ihrer Faszination verloren haben. Noch immer beschäftigt ihn, inwieweit man sich den Vorgängen im Kopf eines anderen Menschen annähern kann. Und er weiß, dass es dazu viele Wege gibt: Kennenlernen, Wissen, Empathie und Liebe – und die Erfahrung jahrelangen Zusammenlebens. ●



Wolfgang Schlote

**Singing in the Brain.
Hirnforschung in
Bewegung**

Rangsdorf 2013,
Basiliken-Press,
ISBN 978-3-941365-39-1,
96 Seiten, 19,00 Euro.

Die Rezensentin

Dr. Anne Hardy, Jahrgang 1965, ist Redakteurin von Forschung Frankfurt. (Siehe auch Seite 64.)

hardy@pvw.uni-frankfurt.de

DAS NÄCHSTE MAL

»VOM MESSEN UND VERMESSEN«

Immer mehr Bereiche des gesellschaftlichen und ökonomischen Lebens werden in der globalisierten Welt in verführerisch schlichte Zahlen gefasst. Wahre Zahlenlawinen werden zu Messgrößen im Wettbewerb auf verschiedensten Ebenen und drohen, komplexe Zusammenhänge unter sich zu verschütten. Was wird wie und warum in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften gemessen – und wie hüten sich Wissenschaftler vor vermessenen Interpretationen? In den Naturwissenschaften ist Messen das tägliche Brot der Forschung. Daten bilden die Grundlage von Hypothesen oder bestätigen sie. Doch auch hier gilt es, Messungen richtig zu interpretieren, Fehlerquellen zu erkennen und immer häufiger auch, Relevantes aus der Datenflut herauszufischen.

Erscheinungstermin: Juli 2015

FORSCHUNG FRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



IMPRESSUM

Herausgeber Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Vi.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

Redaktion Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften), Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.31, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-13066, E-Mail: jaspers@pww.uni-frankfurt.de

Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Naturwissenschaften und Medizin), Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.31, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-12498, E-Mail: hardy@pww.uni-frankfurt.de

Grafisches Konzept und Layout Nina Ludwig, Kommunikationsdesignerin, M.A., Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.32, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-13819, E-Mail: ludwig@pww.uni-frankfurt.de

Satz Nina Ludwig und Medienwerkstatt, Dagmar Jung-Zulauf, Niddatal

Litho Remo Weiss, Frankfurt am Main

Wissenschaftliche Berater dieser Ausgabe Prof. Dr. Michael Stolleis (Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte), Privatdozentin Dr. Barbara Wolbring (Historisches Seminar), Dr. Michael Maaser (Universitätsarchiv)

Vertrieb Helga Ott, Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.36A, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-12472, Telefax (069) 798-763-12531, E-Mail: ott@pww.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFFM/index.html

Anzeigenvermarktung Zeitungsanzeigengesellschaft RheinMainMedia mbH, Frankenallee 71 – 81, 60327 Frankfurt, www.rheinmainmedia.de, Ansprechpartner: Reinhold Dussmann, Telefon: (069) 7501 4183, E-Mail: r.dussmann@rheinmainmedia.de

Druck Societätsdruck, Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf

Bezugsbedingungen »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 12 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 6 Euro. Einzelverkauf beim Vertrieb: Helga Ott, Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.36A, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-12472, E-Mail: ott@pww.uni-frankfurt.de

Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Titel Uwe Dettmar, Frankfurt

Aus der Redaktion Dettmar

Inhalt Siehe Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen

Wissenschaftler in der Gesellschaft Seite 4 und 6: Heike Jüngst, Frankfurt; Seite 7 oben: Dieter Bretz; Seite 7 unten: Heike Jüngst; Seite 8 oben: Privatfotos von Volker Mosbrugger und Georg Zizka, Autorinnenfoto: Privat; Seite 10 und 11: Fotos: Physikalischer Verein; Seite 12 und 13: Dettmar; Seite 15: Privatbesitz Ludwig von Friedeburg, Frankfurt; Seite 16: Dettmar; Seite 17: dpa picture alliance (Fredrik von Erichsen); Seite 18 oben: Dettmar; Seite 18 Autorenfoto: Rolf Wiggershaus, Kronberg; Seite 19: Fotos Exzellenzcluster »Normative Orders«; Seite 20: Copyright »Frankfurt liest ein Buch«; Seite 23 oben: Wolfgang Becker; Seite 23 Autorenfoto: Dettmar; Seite 24: Aufnahmer-Illustration Bereiter-Hahn und D. Dikov; Seite 26: Fluoreszenzbild S. Mai; Seite 27: Jan Jacob Hofmann, Frankfurt; Seite 28: Dettmar, Doppelseite 30/31:

Fotos 4 und 8: Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt (Foto 4 Andreas Pohlmann), Fotos 6 und 11: Universitätsarchiv der Goethe-Universität, Frankfurt, Foto 2: Stadt Frankfurt am Main, Foto 3: Exzellenzcluster Normative Orders, Foto 5: Christina Esche, Foto 7: Konrad Jakobs, Bildarchiv des Mathematischen Forschungsinstituts Oberwolfach, Foto 12: Dettmar, Foto 13: Rama, Creative-Commons, Seite 33: Autorinnenfoto: privat; Seite 34/35: Dettmar.

Fächerkulturen Seite 36: Goethe-Museum, Düsseldorf; Seite 38 Klassik Stiftung Weimar, Goethe Nationalmuseum (Inventarnummer: Gfz 007); Seite 39 oben: Klassik Stiftung Weimar, Goethe Nationalmuseum (Inventarnummer: GGz/GSA); Seite 40 oben links: Klassik Stiftung Weimar, Goethe Nationalmuseum (Inventarnummer: Gfz 142); Seite 40 oben rechts: Klassik Stiftung Weimar, Goethe Nationalmuseum (Inventarnummer: Gfz 071); Seite 40 unten: Klassik Stiftung Weimar, Goethe Nationalmuseum (Identnummer: 335947); Seite 41 Autorinnenfoto: Ulrike Landfester, St. Gallen; Seite 42 bis 45: alle Illustrationen: Katinka Reinke, Hamburg; Seite 45 Autorenfoto: Tilman Allert; Seite 46 bis 57: wenn nicht anders angegeben Fotos Uwe Dettmar; Seite 48: Foto Bernd Kormer; Seite 50 links: Foto Dirk Seidensticker; Seite 50 rechts: Foto Holger Meissner; Seite 52 unten: Foto Peter Breunig; Seite 56: Breunig-Foto von Nicole Rupp; Seite 57: Krause-Foto von Gabi Krause; Seite 57: Kemmers-Foto von Philipp Reiss (VolkswagenStiftung); Seite 58: Barbara Klemm, Frankfurt; Seite 60 bis 62: Privatfotos René-Olaf Hartmann; Seite 63: Institut für Stadtgeschichte, Foto von Kurt Weiner; Seite 64 oben: Privatfotos von Hans Sillescu und Wolfgang Spiess, Autorinnenfoto: Dettmar; Seite 65: Goethe-Universität; Seiten 66 und 67: Marco Betz, Frankfurt; Seite 68: Autorenfoto privat; Seite 70 Zeichnung: Nachrichten aus Chemie, Technik und Laboratorium 1984, 32, S. 349, Foto: Präsentation. H. Offermanns anlässlich des 80. Geburtstags von G. Quinkert; Seite 71: Fotos privat; Seite 72/73: Illustration Elmar Lixenfeld, Frankfurt; Seite 74 und 77: Fotos Christiane Birr, Frankfurt; Seite 75: Foto Marcus Ebener, Frankfurt; Seite 76 Autorenfoto: Thomas Duve privat; Seite 78: Dettmar; Seite 80/81: die meisten Fotos Universitätsarchiv der Goethe-Universität, Foto Nr. 5 (Oppenheimer) Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt; Seite 82 und 83: Dettmar; Seite 84: F.A.Z.-Foto: Frank Röth; Seite 87 Autorin-Foto: Elmar Witt, Weinheim; Seite 88 bis 94: alle Fotos Uwe Dettmar; Seite 90: Illustration Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum, www.goethehaus-frankfurt.de Frankfurt.

Ausstellungen Seite 96 bis 99: Tom Stern, Essen; Seite 100: Dettmar, Lars Contzen; Seite 101: Lars Contzen.

Forschung fördern Seite 102: Dettmar; Seite 104 und 105: Privatbesitz Dagmar Westberg; Seite 106 oben: Dettmar; Seite 106 Autorin-Foto: Astrid Ludwig; Seite 108: Dettmar; Seite 110 bis 113: Fotos von Dettmar; Seite 113 unten: Privatbesitz Josef Buchmann; Seite 114: Dettmar; Seiten 115, 116 und 199: Grafiken Julia Ettlich, Brandenburg; Seite 116: Dettmar; Seite 117 oben: Foto von ABC4Trust, Fotoserie unten von Marco Betz; Seite 118: Foto von Dick van Aalst, Radboud University Nijmegen; Seite 119: Autorenfoto privat; Seite 120 und 121: Illustrationen Katinka Reinke, Hamburg; Seite 121 Autorenfoto: Rainer Kiesow, Paris.

Erinnerungskulturen Seiten 122 und 126: Fotos Carl Wolff; Seiten 122 und 124: Fotos der Dokumente von Anna Krefz; Seite 126: Autorenfoto: privat; Seite 127: Dettmar; Seite 110 bis 113: Originalaufnahme von Culié, Katharina, Frankfurt: Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz; Seite 128 unten: Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 130: Foto: Städel Museum – ARTOTHEK; Seite 131: Merck Archiv Y1/00011-01 und Y1/pr-3784-005; Seite 132: Astrid Ludwig, Frankfurt; Seiten 134 und 137: Dokumente aus dem Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 136: Autorinnenfoto privat; Seite 138: Ullstein Bild, Berlin; Seite 140: Zeichnung von Lino Salini 1930, Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt; Seite 141 oben Ullstein Bild, Berlin; Seite 141 Mitte: www.die-namen-der-nummern.de/html/august_hirt.html; Seite 142: Autorinnenfoto privat; Seite 143: Zeichnung Klaus Meyer-Gasters; Seite 144: Foto und Dokument Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 145 oben: Foto University of Chicago Photographic Archive, [apf3-00671r], Special Collections Research Center, University of Chicago Library; Seite 145 unten: Foto dpa picture alliance, Frankfurt; Seite 146: Foto Universitätsarchiv; Seite 146 Autorinnenfoto: Dettmar; Seite 148 und 150: Foto und Dokument Archiv der Akademie für Arbeit; Seite 149: Foto www.argobooks.org/img/eugen-2.gif; Seite 151: Karikatur Universitätsarchiv Frankfurt; Seite 151: Foto Akademie für Arbeit, Frankfurt; Seite 152 Autorenfoto: Diether Döring, Frankfurt; Seite 153: Dettmar.

Bücher Seite 156 und 158: Dettmar.

Vorschau Photocase/Christophe Papke

Wir haben uns bemüht, die Inhaber der Urheber- und Nutzungsrechte für die Abbildungen zu ermitteln und deren Genehmigung zur Veröffentlichung einzuholen. Falls dies in einzelnen Fällen nicht gelingen sollte, bitten wir die Inhaber der Rechte, sich an die Abteilung Marketing und Kommunikation der Goethe-Universität zu wenden. Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich abgegolten.



Gründer, Gönner und Gelehrte der Goethe-Universität

Die Frankfurter Goethe-Universität feierte im Oktober 2014 ihr 100-jähriges Bestehen und begleitet dieses Jubiläum mit einer Biographienreihe zu ihren Gründern, Gönnern und Gelehrten. Die Reihe porträtiert berühmte

Wissenschaftler, Mäzene und Persönlichkeiten des intellektuellen Lebens. Wie in kaum einer anderen deutschen Universitätsstadt war und ist der Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft so spürbar wie in Frankfurt.

Ralf Roth: **Wilhelm Morton. Ein Weltbürger gründet eine Universität.** Frankfurt 2010. ISBN 978-3-7973-1245-7, 14,80 €

Horst Schmidt-Böcking, Karin Reich: **Otto Stern. Physiker, Querdenker, Nobelpreisträger.** Frankfurt 2011. ISBN 978-3-942921-23-7, 14,80 €

Monika Groening: **Leo Gans und Arthur von Weinberg. Mäzenatentum und jüdische Emanzipation.** Frankfurt 2012. ISBN 978-3-942921-86-2, 14,80 €

Lothar Gall: **Franz Adickes. Oberbürgermeister und Universitätsgründer.** Frankfurt 2013. ISBN 978-3-95542-018-5, 14,80 €

Heinz Grosseckler: **Fritz Neumark. Finanzwissenschaftler und Politikberater.** Frankfurt 2013. ISBN 978-3-95542-051-2, 14,80 €

Anne I. Hardy: **Friedrich Dessauer. Röntgenpionier, Biophysiker und Demokrat.** Frankfurt 2013. ISBN 978-3-95542-049-9, 14,80 €

Gerhard R. Koch: **Theodor W. Adorno. Philosoph, Musiker, pessimistischer Aufklärer.** Frankfurt 2013. ISBN 978-3-95542-019-2, 14,80 €

Birgit Wörner, Roman Köster: **Henry Oswalt. Bildungsbürger und Mäzen.** Frankfurt 2013. ISBN 978-3-942921-24-4, 14,80 €

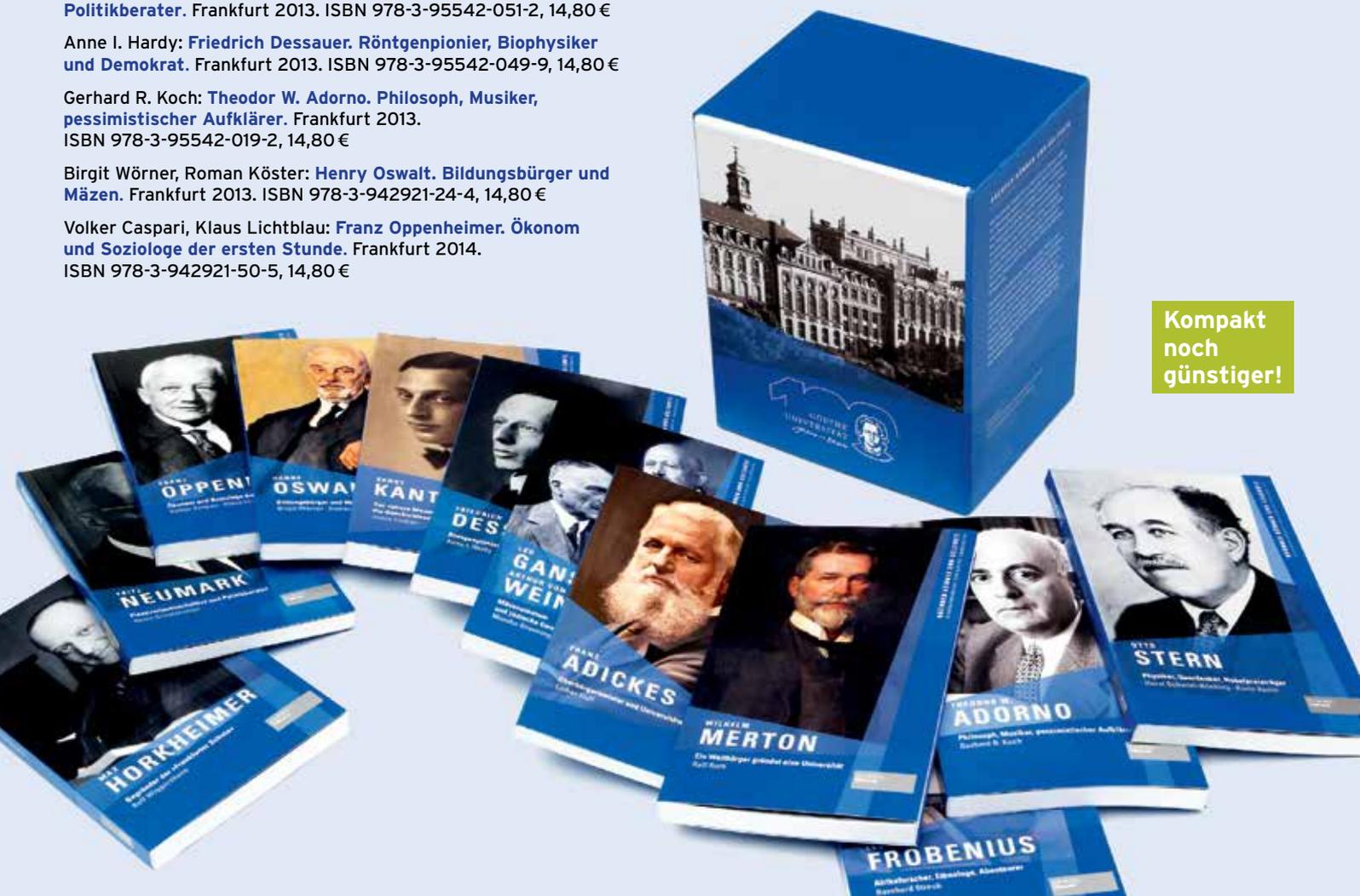
Volker Caspari, Klaus Lichtblau: **Franz Oppenheimer. Ökonom und Soziologe der ersten Stunde.** Frankfurt 2014. ISBN 978-3-942921-50-5, 14,80 €

Janus Gudian: **Ernst Kantorowicz. Der „ganze Mensch“ und die Geschichtsschreibung.** Frankfurt 2014. ISBN 978-3-95542-085-7, 14,80 €

Rolf Wiggershaus: **Max Horkheimer. Begründer der „Frankfurter Schule“.** Frankfurt 2014. ISBN 978-3-95542-088-8, 14,80 €

Bernhard Streck: **Leo Frobenius. Afrikaforscher, Ethnologe, Abenteurer.** Frankfurt 2014. ISBN 978-3-95542-084-0, 14,80 €

12 Bände im Schubert. Klappenbroschur. ISBN 978-3-95542-94-9, 98,00 €



Kompakt
noch
günstiger!

congressfrankfurt

Location. Service. Experience.

Spitzenlage

Egal, was Sie vorhaben.

Wir bieten Ihnen Raum für Wachstum und Erfolg – mit Kapazitäten, die sich kombinieren lassen und damit unschlagbar flexibel sind.

Das alles zentral, am perfekten Standort.

Willkommen in den Locations der Messe Frankfurt!

www.congressfrankfurt.de



messe frankfurt